

„Ohne Arbeit erblüht kein Glück!“

Defoe, Daniel

Robinson Crusoe.

Mit Unterstützung von Gelehrten und Schulmännern

für die Jugend bearbeitet

von

G. A. Gräbner.

Bevorwortet

von

Dr. C. Kühner, weil. Dir. der Musterschule in Frankfurt a. M.,
Prof. Dr. Biller, Dir. d. päd. Seminars, u. Prof. Dr. K. Biedermann
in Leipzig.

Elfte, verbesserte Auflage.

Mit 2 Bildern und 1 Kärtchen.

Mathie.

Leipzig,
Verlag von Gustav Gräbner.
1879.

Es gereicht mir zur großen Freude, eine neue Bearbeitung des Robinson, wie ich sie vor einigen Jahren als nächste Aufgabe unserer Jugendliteratur bezeichnete, schon so bald und **mit so viel pädagogischer Einsicht** in einfachster Form ausgeführt zu sehen. Möchte sie die weiteste Verbreitung finden und zugleich unsern Jugendschriftstellern einen Wink geben, daß es sich nicht um die Erdichtung neuer Romane und Moralien für die Jugend handelt (wie es denn Herbart geradezu für unmöglich hielt, daß in unserer Zeit ein auch noch so großer Dichter eine der Jugend würdige Erzählung erfinde), sondern daß die würdigste und fruchtbarste Aufgabe darin besteht, auf altbewährte classische Stoffe zurückzugehen und aus solchen das Angemessenste auszuwählen und mit pädagogischer und poetischer Genialität für die Jugend zu regeneriren. Daß der Defoe'sche Robinson eine solche classische „Welt- und Völkergabe" ist, darüber kann kein Zweifel sein.

Frankfurt a. M., 14. October 1864. Dr. **C. Kühner.**

Der Elementarunterricht ist niemals wohl geordnet, wenn nicht da, wo neben der Vorbereitung auf den Geschichtsunterricht das erste Lesen gelehrt wird, der classische Stoff des Robinson seine Stelle findet. Ein jeder Erzählungsstoff, der dem Unterricht unmittelbar dient, sollte auch immer auf einer höheren Stufe des Zöglings in dessen Privatlectüre wieder vorkommen. Nur auf diese Weise läßt sich die gewöhnliche Unterhaltungslectüre, deren Schädlichkeit längst erkannt ist, bei der Jugend verdrängen. Da aber eine Robinsonerzählung, wie die Barth'sche*), die zugleich auf das erste Lesenlernen berechnet ist, neben dem freien Erzählen von Seiten des Erziehers offenbar nur die äußersten Umrisse enthalten kann, so muß eine ausführliche und lebensvolle Darstellung, wie die Gräbner'sche, die in der Entwickelung mit jener übereinstimmt, für die spätere Privatlectüre der Jugend sehr erwünscht sein. Ich kann versichern, daß dabei alle Rücksichten und Hülfsmittel, welche die bisherige Pädagogik an die Hand giebt, sorgfältig benutzt worden sind, und ich bin deshalb überzeugt, daß sie vor jeder andern Robinsonerzählung für die Privatlectüre der Jugend bei weitem den Vorzug verdient.

Leipzig, am 31. October 1864. Prof. Dr. **T. Ziller.**

Geehrtester Herr!

Sie wünschen von mir einige Worte der Einführung für Ihre neue Bearbeitung des „Robinson". Aber was könnte ich, der ich nicht Pädagog von Fach bin, den sachkundigen Bemerkungen gewiegter Fachmänner hinzufügen, das nicht im Voraus durch diese überflüssig gemacht wäre? Genügt es Ihnen jedoch, wenn ich — vom Standpunkte meiner „Erziehung zur Arbeit" und meiner „Reform des Geschichtsunterrichts" aus — Ihnen meine Freude darüber ausspreche, daß durch eine zeitgemäße Bearbeitung des „Robinson", nach den heutigen Ergebnissen geographischer und naturwissenschaftlicher Forschung, dieses treffliche Buch, das man mit Recht einen Katechismus ebensowohl der ersten religiösen Empfindungen — wie sie für die früheste Stufe des Kindesalters sie eignen — als der ersten volkswirthschaftlichen, culturgeschichtlichen und

*) s. d. Vorrede des Verfassers.

lebensphilosophischen Anschauungen nennen kann, für unsere Jugendbildung brauchbarer und ausgiebiger gemacht werden soll, so thue ich dies gern und mit vollster Ueberzeugung.

Leipzig, d. 5. Nov. 1864. **K. Biedermann.**

Vorrede zur ersten Auflage.

Beinahe 150 Jahre sind verflossen, seitdem unter der Feder des genialen **D. Defoe „Die Abenteuer Robinson Crusoe's"** entstanden. Fast in alle Sprachen übersetzt, unzählige Male um- und nachgebildet, ist sein Buch bis auf unsere Tage ein Lieblingsgegenstand von Jung und Alt geblieben; es hat eine classische Bedeutung erlangt. Daß es diese verdient, wer möchte es leugnen? „Es entrollt sich," sagt Prof. **Hettner***), „ein Bild vor uns, so groß und gewaltig, daß wir hier noch einmal die allmähliche und naturwüchsige Entwickelung des Menschengeschlechtes klar überschauen." Der Held hat Fleisch und Blut, er tritt in voller Wahrheit vor uns hin; er zeigt sich in den Stunden der Schwäche wie in denen der Größe, wie er vom leichtsinnigen Knaben zum gottlosen Jünglinge wird, wie er zur Erkenntniß gelangt und wie oft er abermals strauchelt, ehe er das wird, was ihm die sittlich-religiöse Bedeutung für die Zwecke der Charakterbildung giebt. — So hat denn vor Allen die Jugend, für die nur das Beste gut genug ist, ein volles Anrecht auf den Robinson, und dies ist ihr auch von **J. J. Rousseau**, von den Philanthropinisten und neuerdings wieder besonders von Director Dr. **Kühner** in Frankfurt a. M. und Professor Dr. **Ziller** in Leipzig gesichert worden. — Aber nicht bloß gelegentlich als Privatlectüre soll er gebraucht werden, sondern auch in der Schule; es ist ihm bei der von Ziller eingeleiteten Reform des öffentlichen Unterrichtes, welche bereits durch zwei nach seinen Grundsätzen eingerichtete Schulen vertreten wird, ein bestimmter Platz innerhalb des Lectionsplanes zugewiesen worden und zwar als Mittelpunkt für den gesammten Unterricht des II. Schuljahres und als Vorbereitung für den eigentlichen Geschichtsunterricht. Allein weder der Defoe'sche noch irgend ein anderer Robinson kann solchen pädagogischen Zwecken genügen. Sollen dem jugendlichen Leser die Urzustände der Menschheit, soll ihm zugleich der Werth der Arbeit, der Erfindungen und Gewerbe und der socialen Zustände überhaupt klar werden, so muß Robinson, wie Rousseau fordert, nicht nur allein auf seiner Insel und ohne Beistand gleichartiger Wesen sein, sondern auch aller künstlichen Werkzeuge entbehren. Damit tritt das Original, damit treten alle Um- und Nachbildungen bei Seite, welche dem Robinson von Anfang an dergleichen Werkzeuge in die Hände geben oder aber mehrere Personen in die Einsamkeit verweisen, und es bleibt nur die Bearbeitung von J. H. Campe übrig, die Rousseau's Bedingung zu erfüllen sucht.

Aber auch von dieser ist aus mehrfachen Gründen abzusehen, wie denn auch Kühner**) wünscht, daß sie anders geschrieben sei. — Zunächst

*) S. Hettner, Robinson und die Robinsonaden. **) s. Zeitfragen Nr. 132.

ist die Gesprächsform, in welche Campe die eingestreuten Lehren gekleidet hat, den heutigen Ansprüchen an eine gute Jugendschrift durchaus nicht angemessen. Wir sind vielmehr der Meinung, daß die Belehrungen, welche sich nothwendig machen, der Erzählung einverwebt und die etwaigen Reflexionen aus dieser selbst heraustreten müssen. — Weiter können wir es nicht billigen, daß Campe die religiöse Krisis, welcher Robinson nach der Krankheit anheimfällt, verflacht und damit die meisterhafte Zeichnung Defoe's verwischt hat; denn es entgeht ihm dadurch beinahe ganz die Möglichkeit, zuerst zu zeigen, wie der Mensch nicht sein dürfe, und dann auf dem gereinigten Grunde allmählich das Bild eines guten Menschen aufzuführen. — Ein dritter Hauptgrund liegt in den mancherlei und zum Theil sehr erheblichen geographischen und naturwissenschaftlichen Unrichtigkeiten, welche dem Campe'schen Robinson anhaften und vom Standpunkte der gegenwärtigen Wissenschaft unmöglich gutgeheißen werden können. Die Versetzung des Lamas der kalten peruanischen Hochebenen nach den heißen Caraibischen Inseln; das gänzliche Uebersehen der Pisangs, des Agutis und vieles Anderen, das nach Vogels Landschafts- und Naturbildern gerade zur Charakteristik jenes Gebietes gehört; die irrige Schilderung, welche Campe gegenüber einem Labat, de la Borde, Bryan Edward, Sheldon, Al. v. Humboldt, Gust. Klemm, Prof. Dr. J. G. Müller *) von den Caraiben und ihrer Religion giebt: alles das bildet nur den hervorragendsten Beleg dafür.

Nach alledem wurde die Herausgabe eines neuen Robinson nothwendig. Indem wir aber den Plan eines solchen entwarfen, sagten wir uns zugleich, daß bei dem geringen Raume von ca. 5 Bogen größerer Schrift, den der oben erwähnte Schulzweck nur zuließ, auf eine ausführliche Darstellung verzichtet, diese vielmehr einer besonderen Ausgabe zugewiesen werden müsse. So theilten wir denn die Arbeit dergestalt, daß der mitunterzeichnete E. Barth die Bearbeitung des „Schulrobinson für 7- bis 9jährige Knaben" und der unterzeichnete G. A. Gräbner die der ausführlichen Jugendschrift für ältere Knaben übernahm. — Jenes Buch ist noch in Vorbereitung und wird, gefolgt von einem „Methodenbuche" dazu, in einigen Monaten erscheinen; die Jugendschrift dagegen tritt hier mit dem Wunsche vor die Oeffentlichkeit, daß es dem Verfasser bei dem Bestreben, die Schönheiten des Originals zu wahren, gelungen sein möge, das zu geben, was ihm seine Liebe zur Jugend vorschrieb! Darf er sich aber nach den freundlichen Vorworten der Herren Director Dr. Kühner, Prof. Dr. Ziller und Prof. Dr. Biedermann schmeicheln, nicht allzuweit hinter dem Ziele seines Strebens zurückgeblieben zu sein, so dankt er es der gütigen Unterstützung, die ihm seiten jener und der Herren: Consul Dr. Carl Andree in Dresden, G. Bochmann, Dr. C. G. Hüttig und Prof. Dr. Mettenius hier, sowie Pastor M. Wagner in Höfgen geworden ist.

Leipzig, am 5. November 1864.

E. Barth,
Director der Erziehungsschule
und Oberlehrer an der Uebungsschule.

G. A. Gräbner.

---

*) s. Müller, Gesch. der amerik. Urreligionen.

Aus der Vorrede zur dritten Auflage.

Als ich vor drei Jahren zum ersten Male mit meiner Robinson-bearbeitung vor die Oeffentlichkeit trat, durfte ich zwar im Hinblick auf die schmeichelhaften Einführungsworte der Herren Dir. Kühner, Prof. Ziller und Prof. Biedermann hoffen, dem Ziele meines Strebens, eine gute Jugendschrift zu liefern, ziemlich nahe gekommen zu sein; allein eine so günstige Aufnahme, wie ihr seiten der Presse und des Publikums zu Theil geworden ist, erwartete ich nicht. — Weit entfernt, durch die lobenden Beurtheilungen meiner Arbeit blind für deren Mängel zu werden, sah ich in ihnen vielmehr Aufforderungen zur nochmaligen sorgfältigsten Prüfung, um mein Werkchen derselben werth zu machen. Da erkannte ich denn bald, daß mancherlei Aenderungen nothwendig waren, namentlich wenn das Buch auch für jüngere Leser brauchbar werden sollte. Und dies zu erstreben, ward ich schon durch den Umstand bestimmt, daß man unter dem in der Vorrede zur ersten Auflage angekündigten und inmittelst gleichfalls erschienenen „Schulrobinson" des Herrn Dir. Barth vielfach irrthümlich eine kleine Jugendschrift vorausgesetzt hat, während er lediglich für den ersten Unterricht im Lesen bestimmt ist. Diese Rücksicht verlangte vor allen Dingen eine dem kindlichen Verständniß faßlichere Sprache, Vereinfachung des Verlaufes der Erzählung und eine Vermehrung der Anmerkungen. Darum mußte auch die Einleitung zu Gunsten der späteren Abschnitte gekürzt und der Aufenthalt Robinsons auf dem Festlande von Amerika — den ich, mich möglichst an Defoe anschließend, früher beibehalten und um der klimatischen Verhältnisse willen von Brasilien nach Virginien verlegt hatte — gestrichen werden; der sittliche Verfall Robinsons bis zur Krankheit war zu modificiren, um in dem jugendlichen Leser das Interesse für den Helden zu erhalten; die allmähliche Heranbildung des letzteren zu einem sittlich-religiösen Charakter verlangte hie und da ein leichter erkennbares Fortschreiten; der sittliche und materielle Nutzen der Arbeit mußte deutlicher zur Anschauung gebracht werden; der erziehende Einfluß, den Robinson auf seinen Freitag ausübt, war mehr zu markiren; die culturgeschichtlichen Momente mußten mit kräftigeren Strichen gezeichnet und überdies weiter ausgeführt werden u. s. w. — Auf den Wunsch mehrerer Eltern, die mein Buch mit ihren Kindern lasen, sollten diesem endlich in einem besonderen Anhange noch einige Anmerkungen und Erläuterungen beigegeben werden, die sich hauptsächlich auf die culturgeschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Partien erstrecken. Damit sollte der Versuch gemacht werden, den Eltern einiges Material zu bieten, mit dem sie die durch das Buch hervorgerufenen Vorstellungsreihen ergänzen können. —

Leipzig, den 10. November 1867. **G. A. Gräbner.**

Aus der Vorrede zur vierten Auflage.

Die vorliegende Auflage ist hauptsächlich durch das Bedürfniß nach einer billigeren, wenn auch minder reich ausgestatteten Ausgabe des Buches hervorgerufen worden. Sie unterscheidet sich in Bezug auf den Text nur wenig von der dritten, und diese wenigen Aenderungen bestehen

fast nur in möglichster Ausscheidung fremder oder doch nicht allgemein verständlicher Ausdrücke und in Erweiterung und Sichtung der Anmerkungen. — —

Dagegen muß ich die Vorrede zur dritten Auflage insofern wesentlich ergänzen, als ich den Herren: Lehrer Helfer in Leipzig, Lehrer Kirchmann in Eutin und Geh. Hofrath Reichenbach in Dresden sowie dem löbl. Pädagogischen Vereine zu Berlin auch öffentlich zu danken habe für die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher sie meiner Bitte um Prüfung des Buches und gütige Mittheilung der gewonnenen Resultate entgegengekommen sind.

Leipzig, im August 1868. **Der Verfasser.**

Vorrede zur siebenten Auflage.

Zwischen der vorliegenden und der vor vier Jahren veranstalteten wohlfeilen Ausgabe meines Robinson sind zwei Auflagen in illustrirter Ausgabe erschienen. Wenn sich die letzteren, was den Text betrifft, nur durch kleine Abänderungen von der 4. Auflage unterschieden, so ist dies bei der gegenwärtigen nicht der Fall. Führte schon mein unablässiges Bestreben, das Buch der Vollkommenheit näher zu bringen, zu einer neuen gründlichen Durchsicht, so boten auch die Bemerkungen, welche mehrere Lehrer beim Schulgebrauche machten und meinem Wunsche gemäß mir mittheilten, Anlaß zur theilweisen Umarbeitung.

Indem ich nun hiermit die neue Auflage der Oeffentlichkeit übergebe, spreche ich zugleich jenen Herren für ihre Bemühungen meinen Dank aus.

Leipzig, im September 1872. **Der Verfasser.**

Vorrede zur neunten Auflage.

Die erfreuliche Thatsache, daß sich die Zahl der Schulen, in denen die wohlfeile Ausgabe meines Robinson als Lesebuch benutzt wird, wesentlich vermehrt hat, machte es mir zur Pflicht, abermals eine sorgfältige Durchsicht desselben vorzunehmen, zumal mir eine Reihe kritischer Bemerkungen vorlag, welche der leider kürzlich verstorbene Gewerbschuldirector Bochmann in Sonneberg gelegentlich einer sehr strengen Prüfung des Buches aufgezeichnet hat.

Je inniger aber der Dank ist, den ich dem früh Vollendeten nachrufe, und den ich aus ähnlichen Gründen auch den Herren Dr. Bartholomäi in Berlin und Dir. Dr. Otto in Hamburg zolle, um so schwerer drückt es mich, daß ich zugleich das räuberische Verfahren brandmarken muß, dessen sich Herr G. Mensch, vormals Rector in Colberg, bei seiner im Novbr. 1872 erschienenen Robinsonbearbeitung gegen mich schuldig gemacht hat. Daß ich dies mit Fug und Recht ausspreche, geht schon daraus hervor, daß Herr Mensch bis heute sich noch nicht zu vertheidigen vermocht hat, obgleich ich ihn bereits am 10. April 1874 brieflich beschuldigt habe, aus meiner Bearbeitung zahlreiche Stellen, die mir

ihren Ursprung verdanken, theils wörtlich entlehnt, theils ihrem Gedankeninhalte nach wieder gegeben zu haben.

Leipzig, Anfang August 1875. **G. A. Gräbner.**

Vorrede zur elften Auflage.

Meiner Bitte entsprechend, haben die Herren Lehrer Nitz und Otto die Güte gehabt, mir diejenigen Stellen meines „Robinson" zu bezeichnen, die nach ihren Erfahrungen beim Gebrauche desselben in der Vorschule der Luisenst. Gewerbschule zu Berlin nicht faßlich genug waren. Daß es deren noch immer so manche gab, konnte nicht befremden, weil das Buch ursprünglich nicht für 9jährige, sondern für reifere Schüler bestimmt war. Nachdem ich nun eine gründliche Durchsicht vorgenommen und sowohl diese als auch noch andere Stellen umgestaltet habe, wage ich zu hoffen, daß weitere Aenderungen nicht nöthig sein werden.

Aber auch in anderer Beziehung zeichnet sich diese Auflage vor den früheren aus, so durch ein Kärtchen der Insel, durch schöneren Druck auf holzfreiem Papier, durch einen dauerhafteren Einband u. s. w. Durch alles dies soll das Bestreben kundgegeben werden, das Büchelchen des Wohlwollens würdig zu machen, das ihm in so reichem Maße zu Theil wird.

Leipzig, am 15. October 1878. **Der Verfasser.**

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Anhang.

Erster Abschnitt.

Erstes Capitel.

Robinson Crusoe.

Vor vielen, vielen Jahren wohnte in Hamburg ein Kaufmann, der stammte aus England und hieß Crusoe*). Er war zwar wohlhabend, aber nicht glücklich, weil er bereits 2 von seinen 3 Söhnen durch den Tod verloren hatte. Der älteste war nämlich in seinem 25. Jahre als Soldat in einer Schlacht erschossen worden, der zweite aber in seinem 19. Jahre an einem heftigen Fieber gestorben.

So lebte also bloß noch der jüngste Sohn mit Namen Robinson**), geboren am 15. November 1660. Seine Eltern hatten ihn sehr lieb, zumal er jetzt ihr einziges Kind war; aber sie würden den gutmüthigen Knaben noch viel mehr geliebt haben, wenn er nicht so leichtsinnig gewesen wäre. Anstatt in der Schule recht fleißig zu sein und etwas Ordentliches zu lernen, lief er lieber auf der Straße herum; ja er konnte gar nicht begreifen, warum sein Vater allemal so böse wurde, wenn er einen Tag müßig verbracht hatte.

Am liebsten spielte Robinson an der Elbe, die bei Hamburg vorbeifließt; denn in den Hafen liefen ja immer viele Schiffe ein, und von diesen wurden oft gar wunderliche Sachen abgeladen. Zudem hatte ihm sein Vater gesagt, daß diese Schiffe meist aus weiten, weiten Ländern herkämen, und daß dort ganz andere Menschen und Thiere lebten, als in Deutschland; auch wüchsen dort thurmhohe Bäume mit wunderbaren Blüthen und Früchten. Das alles hatte ihm nun große Lust gemacht, einmal auf einem solchen Schiffe mit fortzufahren, gleichviel wohin.

So verging ein Jahr nach dem andern, ohne daß Robinson fleißiger geworden wäre und etwas Tüchtiges gelernt hätte. Weder die guten Lehren seines Vaters, noch die schmeichelnden Bitten seiner Mutter halfen etwas. Hatte er gestern über seine Faulheit Vorwürfe bekommen, so waren sie heute schon vergessen, und sicher konnte man ihn wieder am Hafen statt bei der Arbeit treffen.

---

*) Sprich: Crusoh. — **) Sprich: Roh-binson (den Ton auf der ersten Silbe).

Als er nun aber 17 Jahre alt geworden war, da nahm ihn sein Vater ernstlich vor und sagte: „Alle Deine Schulkameraden sind schon längst thätig, um etwas zu lernen, womit sie einst ihr Brot verdienen können. Einige wollen Gelehrte werden und sind daher auf einer Schule; andere sind bei Kaufleuten und noch andere bei Handwerkern in der Lehre. Nur Du bist noch unthätig. Das kann nicht so fortgehen. Ich will nun, Du sollst ein Kaufmann werden und von morgen an mit in meinem Geschäfte arbeiten. Bist Du recht aufmerksam, fleißig und gewissenhaft, so kannst Du dieses einst übernehmen. Bleibst Du aber so träge, so wirst Du Dich nicht ernähren können."

Da ging Robinson in sich und nahm sich vor, recht fleißig zu werden. Er fing auch an, in seines Vaters Geschäft zu schreiben; allein bald waren seine Gedanken wieder am Hafen. Er sah sich im Geiste schon auf einem großen Schiffe über das weite Meer fahren, dann in fremde Länder kommen und dabei große Reichthümer erwerben. Und wenn er sich das alles so dachte, dann konnte er es zu Hause nicht mehr aushalten. War sein Vater ausgegangen, so warf er die Arbeit auf die Seite und lief zum Hafen.

Das merkte denn nun auch bald sein Vater; er ließ ihn deshalb eines Morgens auf sein Zimmer kommen und ermahnte ihn von neuem. „Sage mir nur, Robinson," sprach er zu ihm, „was aus Dir werden soll, wenn Du immer so herumläufst und nicht arbeitest? Willst Du denn durchaus ein Taugenichts werden und einst betteln gehen?"

Da schlug Robinson die Augen nieder und sagte: „Ich habe keine Lust, ein Kaufmann zu werden; ich möchte lieber auf ein Schiff und in die weite Welt reisen." Aber sein Vater antwortete ihm: „Wenn Du nichts gelernt hast, kann man Dich auch auf dem Schiffe nicht brauchen. Oder glaubst Du, daß man in fremden Ländern leben könne, ohne zu arbeiten? Ohne Arbeit erblüht kein Glück auf Erden, Du magst hinkommen, wohin Du willst. Ueberdies wird Dich Dein Müßiggehen zu einem schlechten Menschen machen; denn ein altes Sprichwort sagt mit Recht: Müßiggang ist aller Laster Anfang! — Und wie leicht kannst Du auf dem Meere umkommen, wie bald in die Hände von Seeräubern gerathen, oder von Wilden erschlagen werden! Denke nur an Deinen ältesten Bruder! Wie oft habe ich ihm gesagt, er solle nicht fortgehen! Aber er ließ sich nicht halten. Und wie ist es ihm dann ergangen? Fern von den Seinigen

hat er den Tod gefunden. Wie viele Menschen würden froh sein, wenn sie in der Mitte der Ihrigen bleiben könnten. Aber sie sind arm, und darum müssen sie sich anderwärts mühsam und gefahrvoll ihren Lebensunterhalt erwerben. Du brauchst nur hier zu bleiben und recht fleißig zu sein, so ist für Deine Zukunft gesorgt. Beherzige also meine Worte, Robinson, gehe nicht fort und sei recht fleißig. Ich will Dich nicht etwa zwingen, ein Kaufmann zu werden, wenn Du einmal keine Lust dazu hast; Du magst werden, was Du willst, nur auf ein Schiff darfst Du jetzt nicht! — Führst Du aber Deinen unsinnigen Entschluß dennoch aus und verläßest Deine Eltern, so wird sicher einst die bitterste Reue über Dich kommen; denn **wer seinen Eltern nicht gehorcht, dem wird's nie wohlergehen.**"

Und als der alte Mann dies sagte, da rannen ihm die Thränen über die Wangen. Auch Robinson mußte weinen; er sah ein, daß sein Vater Recht hatte; daher versprach er, zu gehorchen, und wandte sich der Arbeit wieder mit mehr Eifer zu.

Doch schon nach wenigen Monaten hatte er sein Versprechen vergessen, und von neuem erwachte die Sehnsucht nach fremden Ländern. Da er aber wußte, daß sein Vater nicht in die Reise willigen würde, so wandte er sich an seine Mutter. „Mutter," sagte er zu ihr, „bitte doch den Vater, daß er mich reisen läßt. Ich kann nicht länger hier bleiben, denn meine Sehnsucht nach fremden Ländern ist zu groß. Ich will ja nur erst eine kleine Reise machen; gefällt mir's da nicht, so komme ich zurück und will durch Fleiß das Versäumte nachholen."

Aber auch die Mutter wollte nichts davon wissen. Mit Thränen in den Augen sagte sie: „Sieh doch, Robinson, Du bist jetzt unser einziges Kind, und wenn wir auch Dich verlieren, so haben wir gar niemand mehr. Dein Vater und ich, wir sind beide schon alt, wie bald kann uns eine Krankheit befallen, und was sollte dann werden? Wer würde uns pflegen, wenn Du nicht bei uns wärst? Mache uns also den Kummer nicht, daß Du fortgehst; thu' mir's zu Liebe und sprich nicht mehr davon."

Robinson gehorchte und erwähnte nichts wieder von den Reiseplänen. Aber vergessen konnte er sie nicht, und nur zu bald verhalf ihm ein Zufall zu ihrer Ausführung. An einem ungewöhnlich schönen Tage im Februar des Jahres 1679 ging er nämlich seiner Gewohnheit gemäß am Hafen spazieren und sah sehnsüchtig den absegelnden Schiffen nach. Da begegnete er einem

früheren Schulkameraden, der eines Schiffscapitäns*) Sohn war und soeben mit seinem Vater nach London reisen wollte. Als derselbe hörte, daß Robinson gern einmal auf einem Schiffe fahren möchte, sagte er: „Fahr' doch mit uns; da kannst Du Dir gleich die Hauptstadt von England einmal ansehen." Das kam natürlich unserm Robinson sehr gelegen; er bedauerte nur, daß er kein Reisegeld habe.

„Das schadet nichts," antwortete der Schulkamerad, „ich will Dich schon freihalten." Da bedachte sich Robinson keinen Augenblick; er nahm den Vorschlag an und sagte: „Topp, Bruder, ich reise mit!" Und ohne an seine Eltern und ihre Angst zu denken, ohne Gruß und Abschied ging der leichtsinnige und pflichtvergessene Mensch sogleich mit seinem Freunde auf das Schiff.

Zweites Capitel.

Vorgethan und nachbedacht, hat manchen oft in Leid gebracht.

Das Schiff, auf dem sich Robinson befand, war ein Kauffahrteischiff**) und hatte drei Masten***), vorn einen, hinten einen und in der Mitte einen größern. Jeder Mast wurde von einer Anzahl von Tauen†) festgehalten, die unter einander wieder verbunden waren, so daß sie wie Strickleitern aussahen.

Bald war die Abfahrt soweit vorbereitet, daß auf Befehl des Capitäns die Anker gelichtet††) werden konnten. Nun kletterten die Matrosen behende an den Tauen empor und banden die Segel oben los. Als diese unten straff angezogen waren, blies der Wind sie auf, und nun segelte das Schiff ab. Durch 6 Kanonenschüsse nahm es von den andern Schiffen feierlich Abschied.

Wie seltsam war dabei dem Robinson zu Muthe! Er konnte sich vor Freude gar nicht fassen und lief wie närrisch auf dem Verdecke†††) herum. Es dauerte gar nicht lange, so sah er von

*) Schiffscapitän ist der Befehlshaber oder Hauptmann eines Schiffes. — **) Kauffahrteischiffe sind solche Schiffe, in denen Waaren fortgeschafft werden. — ***) Masten sind starke lange Baumstämme, die in den Schiffen aufrechtstehend befestigt sind und woran die Segel hängen. — †) Taue nennt man ganz starke Stricke oder vielmehr Seile. — ††) Schiffsanker sind große eiserne Haken, welche auf den Grund niedergelassen werden, wenn das Schiff stillstehen (ankern) soll. Die Anker lichten heißt: sie wieder aus der Tiefe heraufwinden. Näheres darüber s. im Anhange Anm. Nr. 1. — †††) Verdeck nennt man die Decke, welche sich über dem hohlen Raume eines Schiffes befindet.

Hamburg nur noch die Thürme, und bald war gar nichts mehr davon zu erblicken. Am folgenden Morgen fuhr das Schiff an Ritzebüttel vorüber, wo sich die Elbe in die Nordsee ergießt. Bald sah er auch von Ritzebüttel nichts mehr, und sein Vaterland lag hinter ihm, wie ein langer Nebelstreif. Jetzt konnte er nur noch den Leuchtthurm*) sehen, der auf der brittischen Insel Helgoland steht; aber bald darauf war auch dieser im Meere verschwunden, und nun sah er um sich herum nichts als Wasser und darüber den großen blauen Himmel.

Das Wetter war sehr heiter, der Wind blies mit vollen Backen in die Segel hinein und trieb das Schiff immer weiter nach Abend.

Als nun aber in Folge des starken Windes das Fahrzeug anfing, tüchtig zu schwanken, da war's mit der Freude Robinsons zu Ende. Kam es ihm doch gerade so vor, als wenn die Matrosen auf den Köpfen liefen und die Masten und Taue umherhüpften; kurz, es wurde ihm schwindlig vor den Augen. Auf einmal fiel er der Länge lang hin auf das Verdeck; es war ihm unmöglich, wieder aufzustehen, und nun stellte sich Ekel und heftiges Erbrechen ein. Er hatte die Seekrankheit. — Das war nun aber gerade für Robinson sehr schlimm, denn wenn er zu Hause einmal krank gewesen war, da hatte die gute Mutter sich kaum von seinem Bett entfernt. Jetzt konnte er jammern und schreien, er konnte bitten und flehen: niemand bekümmerte sich um ihn; kaum daß sein Freund noch manchmal kam, um ihn zu trösten. Da dachte er zum ersten Male wieder an seine Eltern. „Ach," seufzte er, „wäre ich doch zu Hause geblieben; denn da hatte ich's doch viel besser, als hier."

So mochte er mehrere Stunden gelegen haben, als er auf einmal den Capitän sehr laut schreien hörte und die Matrosen in großer Eile auf dem Verdecke hin- und herlaufen sah. Robinson konnte sich gar nicht erklären, was das zu bedeuten hatte, da doch der Wind sich ganz gelegt zu haben schien. Aber er sollte es bald erfahren. Die plötzliche Windstille war nämlich der Vorbote eines Sturmes; das wußten die Seeleute, und darum trafen sie Vorkehrungen gegen diesen. Auf einmal hörte man ein dumpfes Brausen in der Luft, die Segelstangen schlugen an

*) Leuchtthürme sind von Wächtern bewohnte und zur Nachtzeit erleuchtete Thürme im Meere oder an Küsten, durch welche die Schiffer darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der Nähe gefährliche Stellen sind. Weiteres s. Anh., Anmerkung Nr. 2.

die Masten an, und der Sturm war da. Höher und höher stiegen die Wellen und warfen das Schiff hin und her wie ein Spielzeug.

Alles dieses machte natürlich den leidenden Zustand Robinsons viel schlimmer, und doch hatte niemand Erbarmen mit ihm; ja, ein paar Matrosen schoben ihn sogar sehr rauh beiseite, weil sie über ihn gestolpert waren. Um solcher Behandlung zu entgehen, kroch er mühsam in die Cajüte*). Hier war es aber nicht viel besser. Kaum hatte er sich auf eine Bank gelegt, so traf ihn ein umfallender Stuhl so heftig an den Kopf, daß er laut aufschrie. Noch jammerte er über den Schmerz, als er von der Bank auf die entgegengesetzte Seite der Cajüte geworfen wurde. Da war es wenigstens gut, daß der schwere Tisch mit Haspen und Klammern auf dem Boden festgemacht war; denn sonst wäre Robinsons Leben nicht sicher gewesen. So arg spielten Sturm und Wellen dem Schiffe mit, und das schien immer schlimmer zu werden. Robinson fürchtete jeden Augenblick, daß das Fahrzeug unterginge und er sterben müßte. In dieser Angst gelobte er, wenn er jetzt mit dem Leben davon käme, sobald als möglich zu seinen Eltern zurückzukehren. Er sah ein, daß sein Vater Recht gehabt hatte, als er ihn vor dem Meere warnte; niemals wollte er sich wieder in eine so große Gefahr begeben.

Gegen Abend klärte sich jedoch der Himmel auf, und das Meer wurde vollkommen ruhig. Robinson fühlte sich auch den andern Tag etwas kräftiger, denn er hatte die Nacht über gut geschlafen. Da kam der Schulkamerad zu ihm in die Cajüte und sagte lachend: „Nun, Du hast wohl während des kleinen Windstoßes viel Angst ausgestanden?"

„Das nennst Du einen Windstoß?" erwiderte Robinson; „das war doch ein fürchterlicher Sturm."

„Ein Sturm," rief jener, in ein tolles Gelächter ausbrechend; „Du bist ein Narr, es war ja kaum eine Mütze voll Wind mehr als gewöhnlich. Uebrigens," so fuhr er tröstend fort, „kannst Du ganz ruhig sein, denn unser Schiff hält allenfalls auch einen Sturm aus."

Da wurde Robinson ruhig. Leider vergaß er dabei aber auch seine guten Vorsätze. Gestern hatte er sich vorgenommen, zu seinen Eltern zurückzukehren und sie um Verzeihung zu bitten, heute dachte er gar nicht mehr daran. Er erfreute sich am heiteren

*) Die Cajüte ist ein Zimmer im Hintertheile des Schiffes, worin sich der Capitän aufhält.

Wetter, an den Unterhaltungen der Passagiere*) und an den derben Späßen der Matrosen.

Es sollte aber bald ganz anders werden. Am vierten Tage der Reise wurde nämlich der Wind wieder so heftig, daß ein Segel nach dem andern eingezogen werden mußte, damit das Schiff jenem besser widerstehen könnte. Bald wuchs der Wind zu einem solchen Sturme, daß selbst den Matrosen angst und bange wurde. Starr vor Entsetzen saß Robinson in der Cajüte und war fast keines Gedankens fähig. Als er aber den Capitän leise sagen hörte: „Es ist alles verloren,“ da fuhr er wie wahnsinnig empor. Unwillkürlich erstieg er das Verdeck, und dort sah er das entsetzlichste Schauspiel. Wild tobte das empörte Meer, und haushohe Wasserberge drohten jeden Augenblick, das Schiff zu verschlingen; in geringer Entfernung trieben die Wellen 2 andere Fahrzeuge umher, die ihrer Masten beraubt und fürchterlich zugerichtet waren. Bald sollte auch das Schiff, auf dem sich Robinson befand, in einen solchen Zustand kommen.

Um nämlich das schwer beladene Schiff zu retten, wurden der Vordermast und der Mittelmast abgehauen und ins Meer geworfen. Kaum war dies geschehen, so drückte der hinterste Mast das Hintertheil des Schiffes so sehr nieder, daß die Wellen fortwährend über dem Verdeck zusammenschlugen. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen, mußte also auch dieser geopfert werden, und von dem schönen, großen Schiffe blieb nichts als ein gebrechliches Wrack**).

Doch das Maß des Unglücks war noch nicht voll.

„Das Schiff hat einen Leck***)!“ rief ein Matrose aus dem untern Schiffsraume herauf, und ein anderer sagte, das Wasser stände schon 4 Fuß hoch in dem Schiffe.

Robinson war schon bei dem Abhauen des Vordermastes in Ohnmacht gefallen und wußte also nichts von alledem, was um ihn vorging. Als nun aber alle an die Pumpen liefen, um das Wasser aus dem Schiffe zu bringen, da wurde er aufgerüttelt. Die Matrosen sagten, wenn er bisher zu nichts nütze gewesen wäre, so könnte er nun wenigstens mit pumpen. Er ging also an die Pumpe und arbeitete aus Leibeskräften.

So sehr sich aber auch die Mannschaft anstrengte, das Wasser

*) Sprich: Passaschiere; so nennt man die Personen, welche gegen Fahrgeld befördert werden. — **) Wrack nennt man ein zerstörtes Schiff. — ***) Ein Leck ist ein Loch im Schiffe, durch welches Wasser in dieses eindringt.

auszupumpen, so sank doch das Schiff immer tiefer. Man warf deshalb nach und nach beinahe die ganze Schiffsladung ins Meer, um das Schiff leichter zu machen; man pumpte mit erhöhten Kräften, man versuchte, den Leck zu verstopfen — aber umsonst! Unter diesen Umständen konnte der Capitän nichts anderes thun, als durch Kanonenschüsse andere Schiffe um Hülfe anzurufen.

Robinson fiel vor Schreck nieder, als er die Nothschüsse hörte; denn er dachte, das Schiff wäre geborsten und ginge aus einander. Unterdes wüthete der Sturm fürchterlich fort, das Wasser stieg immer höher und höher im untern Schiffsraume, und trotz wiederholter Schüsse ließ sich noch immer kein Schiff zur Rettung sehen.

Mit der Gefahr wuchs aber auch das Entsetzen der Leute auf dem Schiffe, und außer dem Capitän blieben nur wenige besonnen. Einige liefen wie wahnsinnig herum oder weinten und schrieen, andere fluchten oder beteten. Ja einige Matrosen wollten sogar das große Boot*) über Bord**) lassen und sich allein retten; doch das gab der brave Capitän nicht zu. Er sagte: „Was soll aus den armen Passagieren werden, wenn wir sie hier allein lassen? Und wollten wir alle in dem Boote fahren, so würde es umschlagen, und wir müßten ertrinken."

Robinson saß blaß vor Schreck und Angst auf dem Verdecke und rang verzweiflungsvoll die Hände. Er versuchte zu beten, aber die Worte wollten nicht über seine Lippen. Er wußte, wie unrecht er gegen seine Eltern gehandelt hatte, und hielt das Unglück für eine Strafe des Himmels. Er wollte den Vorsatz fassen, besser zu werden und sein Verbrechen wieder gut zu machen. Aber er wagte es nicht; denn er dachte an das Gelübde, das er vor wenig Tagen gethan und so bald darauf gebrochen hatte.

Da hörte er, daß die Matrosen plötzlich ein Freudengeschrei erhoben. Es zeigte sich nämlich in der Ferne ein Boot, das zur Rettung ausgesandt schien. Aber das Meer ging noch sehr hoch; darum war es für das kleine Fahrzeug schwer, an das Schiff heranzukommen. Die braven Ruderer des Bootes mußten lange Zeit furchtbar gegen die ungeheuren Wellen kämpfen; ja sie schwebten gar oft in Gefahr, ihr Leben einzubüßen. Endlich aber waren sie nahe genug, daß man ihnen ein Tau zuwerfen und so das Boot an das Schiff heranziehen konnte. Unterdes

---

*) Boote nennt man die Kähne, welche auf den Schiffen sich befinden und zum Landen benutzt werden. — **) Ueber Bord: über den Rand des Schiffes ins Meer.

hatte man auch das eigene Boot über Bord gelassen, und nun sprang alles sogleich in die Boote, um sich zu retten.

Robinson und seine Gefährten waren noch nicht weit fort, so sahen sie, wie ihr Schiff immer tiefer und tiefer sank. Das Hintertheil stand schon ganz unter Wasser, und es war bloß noch das Vordertheil zu sehen. Nach kurzer Zeit verschwand auch dieses, und das ganze schöne Schiff sank in die Tiefe des Meeres hinab.

Inzwischen kamen die Boote glücklich bei dem Schiffe an, welches die Hülfe gesandt hatte. Es war ein Kauffahrteischiff aus Bremen, das ebenfalls nach London segeln wollte. Die Schiffbrüchigen fanden bei dem Capitän und der Mannschaft desselben die freundlichste Aufnahme und Verpflegung. Einige Tage darauf gelangte das Schiff schon an die Mündung der Themse, und nicht lange darnach lag es in London vor Anker.

Drittes Capitel.

Robinson in London.

Nun war Robinson am Ziele seiner Reise, nämlich in London. Das war aber eine ganz andere Stadt als Hamburg, und es gab da so viel zu sehen, daß er gar nicht fertig werden konnte. Manche Straßen waren wohl über eine Stunde lang, und Kirchen, Paläste und Marktplätze gab es eine Menge. Ueberall war Leben, und eifrig drängten sich Menschen aus allen Ländern durch das Gewühl der Wagen und Fuhrwerke. Zum Glück hatte Robinson von seinem Vater etwas Englisch gelernt und konnte die Menschen fragen und verstehen.

Was er nun aber hier anfangen sollte, das wußte er nicht. Er brauchte Geld, um leben zu können, und doch hatte er keins. Sein Schulkamerad war durch den Schiffbruch selbst arm geworden und konnte ihn daher nicht mehr unterstützen. Nun hätte er zwar sich Geld verdienen können; aber es konnte ihn ja niemand brauchen, weil er zu wenig gelernt hatte. Von Hunger getrieben, suchte er den Hamburger Capitän auf; vielleicht konnte ihn dieser wieder mit nach Hamburg zurücknehmen oder ihm wenigstens Rathschläge ertheilen, was er machen sollte. Nach langem Suchen fand er ihn. „Nun wie geht es?“ rief der Capitän, als er Robinson sah.

„Schlecht," antwortete dieser und klagte nun seine Noth. Wie erschrak aber der Schiffer, als er hörte, daß Robinson gegen den Willen seiner Eltern fortgereist war. Und als er nun gar erfuhr, daß diese nicht einmal wüßten, wo Robinson war, da wurde er sehr böse.

„Wie," sagte er, „Sie sind ohne Erlaubniß Ihrer Eltern fortgefahren? Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich Sie um keinen Preis mitgenommen haben. Ist das die Liebe und Dankbarkeit, ist das der Gehorsam, den Sie Ihren Eltern schuldig sind? Schämen Sie Sich!"

Da senkte Robinson beschämt seine Augen zur Erde.

„Und Sie fragen noch," fügte der Capitän hinzu, „was Sie thun sollen? Sobald ein Schiff nach Hamburg geht, fahren Sie zu Ihren Eltern zurück und bitten diese um Verzeihung. Das ist das Einzige, was ich Ihnen rathen kann."

Da wurde Robinson sehr verlegen; endlich sagte er: „Ich habe ja aber kein Geld zur Rückreise."

„Nun," sagte der Capitän, „da will ich Ihnen helfen. Ich habe zwar jetzt selbst nicht viel Geld, aber ich will Ihnen 6 Dukaten*) leihen; suchen Sie Sich schnell ein Schiff und fahren Sie nach Hamburg." Damit schüttelte er ihm treuherzig die Hand, und Robinson schied mit dem Vorsatze, dem Rathe des braven Capitäns zu folgen.

Als er aber wieder allein war, ging ihm bald dies, bald jenes durch den Kopf. Er schämte sich, so bald wieder zurückzukehren; denn er dachte, seine Kameraden würden ihn auslachen. „Nein," sagte er, „lieber will ich das größte Ungemach ertragen, als mich verspotten lassen." Freilich dachte er auch wieder an den Schiffer, der ihm so gute Rathschläge gegeben und sogar Geld geliehen hatte. Auch dachte er daran, wie sehr sich seine Eltern um ihn ängstigen würden, und als er dies bedachte, da war es ihm, als wenn er unmöglich länger in London bleiben könne.

Unter solchen Ueberlegungen war er endlich doch an den Hafen gekommen, und er erkundigte sich auch, ob kein Schiff nach Hamburg führe. Da hörte er, daß erst in einigen Tagen eins dorthin segeln würde. Diese Nachricht kam ihm nicht ungelegen, denn nun konnte er ja seiner Meinung nach mit Recht noch in London bleiben.

Bald fand sich lustige Gesellschaft zu ihm und fesselte ihn so sehr, daß er die meiste Zeit in ihrer Mitte verbrachte. Er dachte

*) Ein Dukaten galt ungefähr so viel wie 9 Mark 50 Pfennige.

daher auch gar nicht mehr an die Rückreise nach Hamburg. Freilich hätte er sich schämen müssen, wenn er mit dem Schiffscapitän wieder zusammengekommen wäre; denn dieser hatte ihm das Geld zur Heimreise, aber nicht zu Vergnügungen gegeben. Er vermied daher alle Orte, wo er diesem Manne hätte unter die Augen kommen können; bald aber wurde er gleichgültig und dachte: „Mein Vater wird ihm das Geld schon zurückgeben." Nur dann und wann gedachte er seiner guten Vorsätze; allein er that nichts, um sie auszuführen, und bald vergaß er sie ganz.

So lange er noch Geld hatte, führten ihn seine neuen Freunde bald hierhin und bald dorthin, und er lebte herrlich und in Freuden. Er dachte gar nicht daran, wie bald sein Geld aufgezehrt sein würde. Als er aber nichts mehr hatte und dies seinen Freunden sagte, da war die Freundschaft aus. Einer nach dem andern zog sich von ihm zurück und überließ ihn seinem Schicksale.

So stand er denn allein in der großen Stadt und wußte nicht, wovon er leben sollte. Bald quälte ihn der Hunger entsetzlich, und doch wußte er niemand, den er hätte um Unterstützung bitten können. Er war der Verzweiflung nahe und bereute seinen Fehltritt auf's tiefste. Gern wäre er jetzt zu seinen Eltern zurückgekehrt, aber da mußte er hören, daß in den nächsten Wochen noch kein Schiff nach Hamburg segeln würde.

Bei dieser Gelegenheit machte er aber die Bekanntschaft eines Schiffscapitäns, der von der Küste*) von G u i n e a**) zurückgekehrt war und in einigen Tagen abermals dorthin abreisen wollte. Diesem gefiel Robinson von Ansehen, und so lud er ihn ein, auf seinem Schiffe eine Tasse Thee mit ihm zu trinken. Hätte er freilich gewußt, was Robinson gethan, so würde er ihn wohl verachtet haben. Aber Robinson erzählte nur, daß er gern die weite Welt sehen möchte, und so gewann ihn der Capitän lieb; ja er machte ihm sogar den Vorschlag, mit ihm nach Guinea zu fahren. Er sagte, es sollte Robinson nichts kosten, und er könnte sogar ein reicher Mann werden, wenn er mit den Schwarzen in Afrika einen Tauschhandel anfangen wollte. Zu diesem Zwecke lieh er ihm 20 Dukaten und rieth ihm, dafür allerhand Kleinigkeiten zu kaufen, wie Glasperlen, Bänder, Messer, Beile und Scheren. „Solche Dinge," sagte der Schiffscapitän, „machen

*) K ü s t e, das Meeresufer; gewöhnlich wird aber nur ein steiles so genannt, ein flaches dagegen Strand. — **) Sprich: Gineea, ein am Atlantischen Meere liegendes Land von Afrika.

den Negern*) so viel Freude, daß sie Ihnen hundertmal mehr an Gold, Elfenbein und anderen Sachen dafür geben."

Das kam Robinson wie gerufen, da er ja gern ein reicher Mann werden wollte, um dann nicht mehr arbeiten zu müssen. Er folgte also dem Rathe des Capitäns, kaufte dergleichen Waaren ein und schickte sich an, mit nach Guinea zu fahren.

Viertes Capitel.

Robinsons Reise nach Guinea.

Bald war alles zur Abreise vorbereitet, es wurden die Anker gelichtet, und fort ging's auf den wogenden Fluten. Nachdem das Schiff die Themse verlassen hatte, um mit gutem Winde südlich nach der Straße von Calais**) zu segeln, war bereits die Dunkelheit eingetreten. Da sah man nach rechts hin die Leuchtfeuer der englischen Küste, nach links hinüber aber einen hellen Schein, der von der französischen Küste herkam. „Wenn wir nur keinen Nebel im Kanal bekommen," äußerte der Steuermann***) und deutete darauf hin, daß die Lichter an der Küste sehr matt zu werden schienen. Wirklich trat bald darauf Nebel ein, der immer dichter und dichter wurde. Bald war das Schiff wie von einer Wand umgeben, so daß man nicht 10 Schritt weit sehen konnte. Da war nun aber große Gefahr; denn wie leicht konnte ein anderes Schiff daher gefahren kommen und plötzlich mit dem Guineafahrer zusammenstoßen. Darum mußten die Matrosen auf dem Vordertheile fortwährend so viel Lärm machen, als nur möglich war. Einer gab mit einem blechernen Horne Signale, und ein anderer läutete unausgesetzt die über der Ankerwinde befindliche Glocke. Gleichzeitig wurden auch die oberen Segel eingezogen, um die Schnelligkeit des Laufes zu mindern. Allein trotz dieser Vorsicht wäre beinahe ein Unglück geschehen; denn plötzlich ragten aus den weißen Dunstmassen die hohen, dunklen Mastspitzen eines anderen, größeren Fahrzeugs empor. Dieses kam mit großer Schnelligkeit daher, und es schien gewiß, daß beide Schiffe heftig an einander prallten und das kleinere dabei unterging. Glücklicherweise änderte das andere Schiff noch

---

*) Die Schwarzen oder Neger, Eingeborene in Afrika, die dunkle Haut und schwarzes, krauses Haar haben. — **) Sprich: Caläh. S. Anmerkung Nr. 3. — ***) S. Anmerkung Nr. 4.

rechtzeitig seinen Lauf, so daß die beiden Fahrzeuge ruhig an einander vorüberfahren konnten.

Am andern Tage war der Nebel verschwunden. Er mußte dem frischen Winde weichen, der von Norwegens Küste herüberwehte. Man glitt schnell durch den übrigen Theil des Kanals hindurch und sah von fern die hohen Kreidefelsen Englands schimmern. Am fünften Tage nach der Abfahrt von London befand sich das Schiff schon im freien Atlantischen Ocean.

Es war sehr schönes Wetter, und Robinson konnte sich ganz dem Anschauen des Meeres überlassen. Da fiel ihm zuerst die veränderte Farbe des Seewassers auf. Das Wasser der Nordsee hatte einen grünlichen Schein gehabt; hier dagegen war es von einer tiefblauen Farbe und so klar, daß Robinson bis auf den Grund zu sehen glaubte. In der That sah er darin allerhand Thiere: große Seesterne, Schnecken und Fische von verschiedenen Farben. Brennendes Roth, reinstes Blau, Grün, Gelb wechselten fortwährend ab, und Robinson glaubte manchmal über ganzen Wäldern von Seepflanzen zu schweben. Es schien ihm, als ob diese Dinge dicht an der Oberfläche wären; doch ein Matrose sagte, daß man erst tief in das Wasser hinabtauchen müsse, wenn man sie fassen wolle.

Mit andern Eigenthümlichkeiten des Meerwassers machte er sich auf eine höchst unangenehme Weise bekannt. Als er nämlich eines Tages sehr über Durst klagte, machte sich ein Matrose den Scherz, ihm ein Gefäß voll Meerwasser zum Trinken zu reichen. Robinson glaubte, es wäre gutes Trinkwasser, und nahm es daher dankend an. Kaum aber hatte er einen Schluck gethan, als er schaudernd ausrief: „Das schmeckt ja abscheulich bitter und salzig." — Noch lachten ihn die Seeleute tüchtig aus, als er von einem neuen Mißgeschick betroffen wurde, das die schadenfrohen Zuschauer abermals ergötzte. Eine Welle hob nämlich das Schiff plötzlich auf einer Seite so hoch empor, daß Robinson mit dem Gefäß hinfiel und sich über und über begoß. Da merkte er denn weiter, daß das Meerwasser etwas klebrig war und auch sehr schwer trocknete. —

Inzwischen war man an der portugiesischen Küste vorübergesegelt, und bald sah Robinson nichts mehr von Europa. Er hatte nun wieder Muße, seine volle Aufmerksamkeit dem Meere zuzuwenden. Da fiel ihm eines Tages eine Schaar fliegender Fische*) auf, die sich aus dem Wasser herausschnellten und

*) S. Anmerkung Nr. 5.

zum Theil erst 100 Schritt davon wieder hinein stürzten. Sie flogen wohl 20 Fuß hoch über der Meeresfläche hin und hatten dabei ihre langen Brustflossen ausgebreitet. Da mehrere dieser Fische auf das Hintertheil des Schiffes gefallen waren, so konnte sich Robinson dieselben genauer betrachten. Sie sahen oben bläulich und unten silbergrau aus, und ihre Länge betrug ungefähr 1 Fuß. Die großen Flossen konnten ziemlich weit ausgespannt und wieder glatt an den Leib gelegt werden.

Eine andere Ueberraschung wurde Robinson in einer der darauf folgenden Nächte bereitet. Nachdem nämlich die Abendmahlzeit beendet war, hatte sich der größte Theil der Passagiere in die Schlafstellen zurückgezogen. Nur Robinson konnte nicht schlafen; er stieg daher wieder auf das Verdeck und lehnte sich schweigend über Bord. Da sah er denn zum ersten Male — das Meerleuchten. Es war, als ob helle Blitze aus der Meerestiefe heraufleuchteten, oder als ob Millionen Funken auf der Oberfläche herumsprühten. Spritzten Wellen empor, so schienen sie in Flammen aufwärts zu schießen, die bald bläulich, bald röthlich waren. Auch bezeichnete eine lange, feurige Bahn genau den Weg, den das Schiff zurücklegte. Robinson konnte sich von diesem herrlichen Anblicke gar nicht trennen und fragte endlich den nahenden Steuermann nach der Ursache. „Das Meerleuchten," sagte dieser, „wird in allen Meeren beobachtet, am schönsten aber in den heißen Erdstrichen. Es rührt zum Theil von der Unzahl von kleinen Seethieren her, die wie die Johanniswürmchen abends leuchten; aber auch die Menge faulender Fasern von abgestorbenen Meerpflanzen und Thieren trägt dazu bei, wie ja bisweilen auch auf dem Lande faulendes Holz leuchtet."

So lernte Robinson eine Eigenthümlichkeit des Meeres nach der andern kennen. Aber auch in der Schiffahrtskunde sammelte er allerlei nützliche Kenntnisse, zumal sich der Capitän viel Mühe gab, ihn zu unterrichten. Einmal erklärte er ihm, wie durch das Drehen des Steuerruders oben auf dem Verdeck das Schiff gelenkt werde. Ein anderes Mal belehrte er ihn über die Einrichtung der Segel u. s. w.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit Robinsons war der Compaß*). Er hatte nämlich einmal gehört, daß der Compaß der einzige Wegweiser für die Schiffer ist, wenn sie nichts als Himmel und Wasser sehen. Jetzt sah er nun, daß die Magnetnadel mit der einen Spitze immer nach Norden zeigte; auch

*) S. Anmerkung Nr. 6.

merkte er bald, wie der Mann am Ruder unter steter Beobachtung dieser Nadel das Schiff lenkte.

Unter solchen belehrenden Unterhaltungen näherte sich Robinson immer mehr dem Ziele seiner Reise. Schon hatte man die Canarische Insel Madeira*), von welcher der prächtige Madeira-Wein kommt, im Rücken; schon segelte das Schiff zwischen den übrigen Canarischen Inseln und der afrikanischen Küste hin, und der Capitän hoffte daher, bald die Küste von Guinea zu erreichen. Aber unverhofft kommt oft!

Eines Morgens wurde Robinson plötzlich aus dem Schlafe geweckt und auf das Verdeck gerufen. Da der Tag erst graute, so erstaunte er nicht wenig, die ganze Mannschaft schon in voller Thätigkeit zu finden. Die Wache hatte nämlich am östlichen Horizonte durch das Fernrohr ein Schiff entdeckt, welches sich ziemlich rasch näherte. Diese Entdeckung machte aber den Capitän sehr um sein Schiff besorgt, weil er wußte, daß in dieser Gegend öfters Piraten oder Seeräuber ihr Unwesen trieben und Kauffahrteischiffe zu erbeuten suchten. Er sah daher fast fortwährend nach dem fremden Fahrzeuge hin, um sich zu überzeugen, ob ihm Gefahr drohe. Inzwischen hatte er alle Anstalten getroffen, daß sein Schiff so schnell als möglich segelte. Aber das fremde fuhr noch schneller, und bald war es so nahe gekommen, daß über den Zweck seiner Fahrt kein Zweifel blieb. Leider bestätigte sich die Befürchtung, daß es ein Piratenschiff wäre.

„Der Schurke macht mit allen Segeln Jagd auf uns, aber es soll ihm schwer werden, an uns heranzukommen,“ sagte der Capitän und befahl, daß das Schiff schleunigst in Vertheidigungszustand gesetzt werde. Sofort bewaffneten sich die Matrosen mit Flinten und Säbeln, und zugleich wurden die Schiffs-Kanonen geladen, welche bald Tod und Verderben drohten.

Als Robinson solche Anstalten sah, da wollte es ihm ängstlich zu Muthe werden. Aber er überlegte sich bald, daß ihm selbst Tod oder Gefangenschaft bevorstand, wenn der Pirat siegte. Er ergriff daher eine von den noch übrigen Flinten, nahm Pulver und Kugeln in Empfang und stellte sich muthig in die Reihe der kampfbereiten Matrosen.

Gegen 4 Uhr morgens hatte der Pirat das Schiff auf Kanonenschußweite eingeholt und machte Anstalt zum Angriff auf dasselbe. Da befahl der Capitän, die erste Salve**) zu geben,

*) S. Anmerkung Nr. 7. — **) Salve, das gleichzeitige Schießen aus mehreren Kanonen.

und sofort donnerten die Kanonen auf das Piratenschiff los. Ehe aber die zweite Salve abgefeuert werden konnte, wurde auch von den Seeräubern geschossen und zwar mit sechs Kanonen und mehr als 80 Flinten. Glücklicherweise wurde niemand dadurch verwundet, und nun schien der Pirat sich zurückzuziehen. Aber es dauerte gar nicht lange, so schritt er zu einem neuen Angriffe. Leider gelang es ihm diesmal, an das Schiff heranzukommen und es zu entern*). Im Nu waren 60 Mann der Feinde auf dem Verdeck. Muthig stürzten ihnen die Matrosen entgegen und thaten Wunder von Tapferkeit; ja sie trieben die Räuber sogar zwei Mal zurück, so daß mancher von diesen seine Schandthat mit dem Leben büßen mußte. Allein der Feind gönnte der braven Mannschaft diesen Triumph nicht lange. An Zahl ihr dreifach überlegen, griff er sie zum dritten Male an. Es entstand ein fürchterliches Gemetzel; jeder Zoll des Schiffes mußte mit Blut erkauft werden, denn Robinson und die Matrosen kämpften wie die Löwen. Aber all' ihre Tapferkeit war umsonst, es fiel einer nach dem andern, und bald hatte fast jeder der Uebrigen sich gegen 4 Feinde zu wehren.

Als nun vollends der Capitän todt niederstürzte, da sank all' den Seinigen der Muth, und so mußten sie sich ergeben. Wie Robinson, so wurde die ganze Mannschaft von den Feinden geknebelt und sah zähneknirschend einem harten Schicksale entgegen; das Schiff aber wurde mit der ganzen Ladung nach Saleh an die Küste von Marokko**) gebracht und dort ausgeladen. So war denn Robinson seiner Habe und Freiheit beraubt und statt eines reichen Mannes — ein Sklave geworden.

Fünftes Capitel.

Robinson als Sklave.

In Saleh wurden die gefangenen Matrosen auf den Sklavenmarkt gebracht und nach dem Innern von Marokko verkauft. Zum Glück theilte Robinson dieses traurige Loos nicht; er blieb vielmehr in Saleh, da ihn der Seeräuberhauptmann für sich als Sklaven zur Hausarbeit behielt. Er wurde auch nicht so gemißhandelt, wie er gefürchtet hatte. Gleichwol war seine Lage

---

*) Ein Schiff entern heißt: es mit langen Haken an ein anderes heranziehen, so daß die Mannschaft von letzterem auf das Schiff gelangen kann. — **) Marokko, Kaiserreich in Afrika.

schlimm genug, denn er hing jetzt ganz von der Willkür des Räubers ab. Wie bald konnte es diesem einfallen, auch ihn zu verkaufen! Zudem erwachte nun sein Gewissen wieder und machte ihm unaufhörlich den Vorwurf: „Hättest Du Deinen Eltern gefolgt, so wärst Du jetzt kein Sklave."

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß er fortwährend darüber nachsann, auf welche Weise er seinem Herrn entrinnen könnte. Aber all' seine Pläne erwiesen sich als unausführbar, weil er dazu den Beistand anderer gebraucht hätte und doch sich niemandem anvertrauen durfte. Trotzdem gab er die Hoffnung auf Erlösung aus der Knechtschaft nicht auf; denn er dachte immer: „Der Pirat wird mich gewiß mitnehmen, wenn er neue Raubzüge ausführt, und dann werde ich schon einmal durch ein europäisches Schiff befreit werden." Doch auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt, da die Seeräuber sich nicht wieder einschifften. Er fand also keine Gelegenheit, sich frei zu machen, und mußte sein hartes Schicksal ertragen. Das fiel ihm freilich sehr schwer, denn er wurde zu angestrengter Thätigkeit angehalten; ja er bekam eines Tages sogar Ruthenhiebe von seinem Herrn, weil er nicht genug gearbeitet hatte. —

So flossen Robinsons Tage eine Zeit lang traurig dahin. Nur einmal trat eine angenehme Unterbrechung ein. Robinsons Herr veranstaltete nämlich eines Tages mit mehreren Freunden einen größern Ausflug ins Innere des Landes, um Strauß-Eier zu sammeln. Auf diesem Ausfluge mußten nun Robinson und noch einige andere Sklaven ihre Herren begleiten. Während diese aber auf kleinen Pferden ritten, mußten jene zu Fuße gehen und noch dazu Nahrungsmittel, Zelte, Stricke und andere Geräthe tragen.

Als sie so mehrere Meilen gezogen waren, sahen sie auf einmal eine große Herde G a z e l l e n. Diese zierlichen, gehörnten Thiere sahen braungelb aus, hatten an den Knieen Haarbüschel und waren etwa so groß, wie unsere Rehe. Sogleich begann die Jagd, indem die Herren gekrümmte Knüttel zur Hand nahmen und auf ihren Pferden die schlanken Gazellen verfolgten. Als sie diesen nahe genug gekommen waren, warfen sie ihnen die Knüttel zwischen die Beine, und so stürzten sofort mehrere der Thiere nieder. Diese wurden dann getödtet und mitgenommen.

Nachdem der Jagdzug noch eine große Strecke weiter gezogen war, wurde plötzlich Halt gemacht; denn einer der Herren hatte die Spur eines Straußes gefunden, welche nach einer Quelle

führte. Eben waren sie im Begriffe, das Straußnest zu suchen, da sahen sie einen großen schwarzen Vogel mit sehr langen rothen Beinen entfliehen. Er lief so schnell, daß ihn kaum ein Pferd hätte einholen können. Das Thier mochte wohl über 8 Fuß hoch sein und hatte einen sehr langen und nackten Hals. Aber es hatte nur kurze Flügel, weshalb es auch nicht fliegen konnte. Einer der Sklaven sagte zu Robinson: es wäre eine Straußhenne, denn die Straußhähne hätten an Schwanz und Flügeln schöne, weiße Federn; diese würden zum Putz verwendet und deshalb sehr theuer bezahlt.

Bald fanden sie auch das Nest, worauf das Thier wahrscheinlich gebrütet hatte. Es bestand aus einem Loch in der Erde, das mit einer Art Erdwall umgeben war. Sowohl außen herum, als im Neste selbst lagen wohl an 30 große Eier, jedes etwa 3 Pfund schwer. Viele derselben waren freilich von dem Strauße zertreten worden, obschon die Schalen so groß und hart waren, daß sie als Trinkgefäße benutzt werden konnten. Zwei von den Eiern wurden zubereitet und unter die Jagdgesellschaft vertheilt. Auch Robinson bekam von seinem Herrn ein Stück; er fand aber, daß es nicht so gut schmeckte, wie die Hühnereier in Deutschland.

Da unangenehmes Wetter eintrat, so mußte man mit der gemachten Beute zufrieden sein und schleunigst nach Saleh zurückkehren. Das war jedoch Robinson gar nicht lieb, denn das Jagdleben hatte ihm trotz aller Beschwerden gefallen, und in Saleh begann ja das arbeitsvolle Leben wieder! —

Von jetzt an mußte er oft mit seinem Herrn auf den Fischfang gehen, weil er sich darin einmal sehr geschickt gezeigt hatte. Hierbei fuhren sie häufig den ganzen Tag auf offenem Meere umher und waren deshalb genöthigt, allerhand Lebensmittel mit in das Boot zu nehmen.

Eines Tages nun sollte ein großer Fischfang gehalten werden. Es war wohl Anfang Mai, denn die Staare, Schwalben und andere Zugvögel waren schon wieder nach dem Norden gezogen. Der Pirat hatte zu dem Fischfange mehrere Freunde eingeladen und seinen Sklaven befohlen, Lebensmittel verschiedener Art herbeizuschaffen. Auch einige Flinten, Pulver und Blei mußten auf das Fahrzeug gebracht werden für den Fall, daß man Seevögel sehen sollte. Daher wurde diesmal das große Boot benutzt, welches zu dem geraubten Schiffe gehört hatte und neuerdings mit einem Segel und einer Cajüte versehen worden war.

Schon war alles zur Abfahrt vorbereitet, als der Herr seinen

Sklaven sagen ließ: er und seine Freunde wären behindert, an der Fahrt theilzunehmen; aber die letzteren wollten am Abende bei ihm speisen, und die Sklaven möchten daher für Fische zu dem Mahle sorgen.

Da fuhr Robinson wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: „Wie, wenn ich mich auf diesem Boote retten könnte?" Freilich wußte er noch nicht, wie er es ausführen sollte; denn außer ihm sollten noch 2 Diener seines Herrn mitfahren, nämlich ein älterer, Namens Muley, und ein Knabe, Namens Xury. Sollte ihm die Flucht gelingen, so mußte er alles vermeiden, was diesen verdächtig erscheinen konnte; und doch waren mancherlei Vorbereitungen nöthig. Vor allen Dingen mußten noch mehr Lebensmittel an Bord geschafft werden; denn Robinson wußte ja nicht, wie lange er sich würde auf dem Meere herumtreiben müssen, ehe ihn ein Schiff aufnahm. Er schaffte daher unvermerkt einen großen Korb voll Rusk*) und mehrere Kannen frisches Wasser auf das Fahrzeug. Er holte auch einige Stricke, eine Säge, einen Hammer und ein kleines Beil herbei und versteckte diese Sachen in die Cajüte.

So zogen die 3 Leute dem Anscheine nach auf den Fischfang. Nachdem sie einige Zeit gefischt, aber nichts gefangen hatten, sagte Robinson listig: „Wir finden hier zu wenig Fische, um unsern Herrn zufrieden zu stellen, und müssen daher noch weiter fahren."

Doch als sie wohl eine halbe Meile weiter ins Meer hinausgefahren waren, da zögerte Robinson nicht länger, seine Flucht ins Werk zu setzen. Scheinbar sich zum Fischfange vorbereitend, übergab er das Steuerruder an Xury und ging dem Vordertheile des Bootes zu; dort bückte er sich, als wollte er hinter Muley etwas aufheben, faßte diesen plötzlich um den Leib und warf ihn über Bord. Als ein guter Schwimmer tauchte Muley freilich schnell wieder aus dem Wasser empor und wollte in das Boot zurück. Aber Robinson ergriff eine von den Flinten, legte auf ihn an und schrie: „Wenn Du in das Boot steigst, schieße ich Dir eine Kugel durch den Kopf; wenn Du aber ans Land schwimmst und mich in Ruhe lässest, so hast Du von mir nichts zu fürchten." Robinson hatte hierbei nicht im Ernste die Absicht, einen Mord an Muley zu begehen; er wollte diesen vielmehr durch die Drohung zur Rückkehr nach Saleh bewegen. Und diese Absicht erreichte er vollkommen, denn Muley wendete sich

*) Rusk, ein marokkanisches Gebäck, das einige Aehnlichkeit mit unserem Zwieback hat.

nach diesen Worten um und schwamm der Küste zu. So war denn nur noch der Knabe Xury mit im Boote. Aber dieser warf sich sogleich vor Robinson nieder und schwur, ihm treu zu sein. Robinson behielt ihn daher bei sich und segelte nun rasch ins offene Meer hinaus.

Sechstes Capitel.

Robinson auf der Flucht.

So lange ihn der schwimmende Sklave noch sehen konnte, steuerte Robinson nach Norden, nämlich nach der europäischen Küste zu. Dann aber wendete er das Boot und fuhr unausgesetzt nach Süden, doch immer so, daß er sich von der afrikanischen Küste nicht allzuweit entfernte. Indem er dadurch den schwimmenden Sklaven über seinen Weg täuschte, glaubte er seinem Herrn sicherer zu entkommen. Dieser mußte ja ohnehin schon glauben, daß Robinson eher nach Europa segeln würde, als nach der wüsten afrikanischen Küste.

Ein günstiger Wind führte ihn rasch weiter, so daß er am nächsten Tage glaubte, wohl schon an die 50 Stunden von Saleh entfernt zu sein. Gleichwohl fürchtete er noch immer, von seinem bisherigen Herrn eingeholt zu werden; denn er glaubte bestimmt, daß dieser ihn verfolgen würde. Er getraute sich daher nicht, zu landen oder Anker zu werfen, sondern setzte 6 Tage lang immer seinen Weg nach Süden fort.

Auf dieser Fahrt sah er nach Abend hin einen hohen Berg aus dem Meere hervorragen, aus dessen Gipfel dicke Rauchwolken emporstiegen. Es war der Spitzberg auf der Canarischen Insel Teneriffa*). Wie gern wäre Robinson nach dieser Insel gesegelt! Dort konnte er leicht ein Schiff zur Rückkehr nach Hamburg finden. Aber er hätte sich dann zu weit aufs offene Meer wagen müssen, und das war mit seinem kleinen Fahrzeuge sehr gefährlich. Er mußte also an der Küste bleiben.

Doch auch hier wurde seine Lage immer gefährlicher, da das mitgenommene Trinkwasser allmählich zur Neige ging. An der Küste aber eine Quelle zu finden, dazu war keine Hoffnung vorhanden; denn man sah in der ganzen Gegend weder Gras noch einen Baum oder Strauch, dafür aber Sand und nichts als Sand. Hätte Robinson freilich weit in das Innere des Landes gehen

*) S. Anmerkung Nr. 7.

können, so würde er vielleicht eine Quelle gefunden haben; aber er hörte in der Nacht immer ein so entsetzliches Geheul, Gebell und Geschrei wilder Thiere, daß er sich nicht getraute, die Küste zu betreten.

So mußte er denn noch mehrere Tage lang weiter fahren. Allein auch dann war noch kein Baum und kein Strauch zu sehen, und doch hatte Robinson und sein Gefährte nun schon fast 2 Tage hindurch nichts zu trinken gehabt. Der gräßliche Durst war nicht länger zu ertragen; es mußte also Wasser geschafft werden, mochte es gehen, wie es wollte. Robinson warf daher den Anker aus und wollte eben ans Land steigen, als Xury ihn plötzlich am Arme festhielt.

„Fort, fort! Herr!" sagte er ganz erschrocken und zeigte auf einen großen Löwen, der unter einem Felsvorsprunge zu schlafen schien. „Geh' an das Land, Xury, und tödte den Löwen," sagte Robinson scherzend. Aber Xury antwortete entsetzt: „Ich tödten ihn? O nein, er essen mich mit ein Mund." Er wollte sagen: mit einem Bissen.

Robinson hätte nun zwar still weiter fahren können, um anderwärts Wasser zu suchen. Allein er dachte, daß es an einer andern Stelle vielleicht noch gefährlicher wäre, als hier; auch glaubte er bestimmt, in der Nähe Wasser zu finden. Er gab daher Xury ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten; dann lud er jedes seiner beiden großen Gewehre mit einer tüchtigen Ladung Pulver und zwei Kugeln und brachte auch noch ein drittes Gewehr in Stand. Nun zielte er mit dem größten Gewehre genau auf den Kopf des Löwen und schoß los. Da aber der Löwe flach am Boden lag, die Tatzen über der Schnauze, so trafen die Kugeln nur eine der Tatzen. Der Löwe sprang sogleich hoch empor, stieß ein fürchterliches Gebrüll aus und wollte sich auf das Boot stürzen. Da ergriff Robinson schnell das zweite Gewehr und schoß den Löwen mitten in den Kopf, so daß er niederfiel. Nach einigen Minuten regte er sich nicht mehr, und als Robinson und Xury ans Land stiegen, fanden sie ihn todt.

Nun suchten beide eifrigst nach Wasser, und zu ihrer großen Freude fanden sie auch bald eine kleine Quelle. So konnten sie denn ihren Durst löschen und die leeren Krüge mit Wasser füllen. Da es ihnen aber auch an Lebensmitteln fehlte, so zogen sie dem Löwen das Fell ab, um sein Fleisch zu benutzen. Bei diesem Geschäfte zeigte Xury eine besondere Geschicklichkeit, und sie wurden daher sehr bald damit fertig. Dann bereiteten sie einen Theil des Fleisches zu einer Mahlzeit und brachten alles sammt der

Haut in ihr Boot. Freilich schmeckte das Löwenfleisch nicht so gut, als anderes; aber Hunger thut weh, und so mußten sie sich damit begnügen.

Darauf fuhren sie wieder einige Tage lang weiter, ohne daß ihnen etwas Besonderes begegnet wäre. Endlich sahen sie am Lande einzelne Bäume und bald mehrere. Und das war gut, da ihr Vorrath von Lebensmitteln wieder auf die Neige ging und zum Theil bereits verdorben war.

Als Robinson aber ans Land gehen wollte, sah er viele nackte und schwarze Menschen an den Strand kommen, welche sehr neugierig zu ihm und seinem Gefährten herüberblickten. Einer davon trug einen langen Stab, und der vorsichtige Xury bat seinen Herrn daher, im Boote zu bleiben. Er sagte: dieser Stab wäre eine Lanze, welche die Neger mit großer Geschicklichkeit werfen könnten. Was war nun zu thun? Lebensmittel mußten sie haben, und doch fürchteten sie sich vor den Negern. Endlich suchten sie diesen durch Zeichen deutlich zu machen, was sie brauchten. Da liefen 2 von den schwarzen Männern fort und brachten nach einer halben Stunde 2 Stücke getrocknetes Fleisch und eine Menge getrockneter Datteln herbei. Robinson hätte gar zu gern gleich zugelangt, aber er wagte noch immer nicht, zu den Negern zu gehen. Diese schienen sich jedoch ebenso vor dem weißen Manne zu fürchten, wie der letztere vor ihnen; denn sie blieben in einiger Entfernung stehen. Endlich fielen sie auf ein sehr sinnreiches Auskunftsmittel: sie legten nämlich die Nahrungsmittel am Strande nieder und entfernten sich dann so lange, bis Robinson dieselben von dort abgeholt hatte. Nachdem die Neger wieder an den früheren Platz zurückgekommen waren, bedankten sich Robinson und Xury durch Zeichen und wollten weiter segeln.

Plötzlich aber entstand ein fürchterliches Geschrei unter den Negern, und außer dem Manne mit der Lanze liefen alle davon. Es kamen nämlich zwei große, katzenartige Thiere auf den Platz zu, wo vorher die Neger gestanden hatten. Wer aber beschreibt den Schreck Robinsons und Xurys, als die Thiere in das Meer sprangen und dem Boote zuschwammen? So schnell als möglich wurden die Gewehre geladen und auf die Thiere abgeschossen. Zum Glück war das eine von diesen so gut getroffen worden, daß es schon nach wenigen Minuten verendete, während das andere gleich nach dem Schusse entfloh.

Nun kamen allmählich auch die Neger wieder herbei und halfen Robinson das todte Thier ans Ufer schaffen. Es war ein

sehr schöner Leopard, von mehr als 4 Fuß Länge. Da die Neger sehr begierig nach dem Thiere zu sein schienen, so gab ihnen Robinson zu verstehen, daß er für sich nur die Haut haben und das Fleisch ihnen schenken wollte. Und kaum hätte den Leuten eine größere Freude gemacht werden können! Sogleich nahmen sie scharfe Hölzer zur Hand und zogen damit dem Thiere das Fell ab. Aber sie waren auch dankbar, denn sie brachten als Gegengeschenk noch eine Menge Nahrungsmittel herbei. — Hierauf zeigte ihnen Robinson einen umgestürzten Wasserkrug und gab ihnen dabei zu verstehen, daß er Wasser hinein haben wollte. Sogleich liefen wieder einige der Neger fort und brachten bald in großen irdenen Gefäßen so viel Trinkwasser, daß die beiden Flüchtlinge ihre Krüge füllen konnten.

Hocherfreut über die Leutseligkeit der Neger, verabschiedete Robinson sich endlich von ihnen und segelte weiter nach Süden. Er hoffte, nun bald ein englisches oder anderes Kauffahrteischiff zu finden, das ihn mit nach Europa nähme. Doch der Tag verging, und auch am andern Morgen ließ sich noch kein Schiff sehen.

Gegen Mittag aber rief Xury plötzlich voller Schrecken: „Herr, ein Schiff, ein Segel!" Er fürchtete nämlich, daß sein früherer Herr auf dem Schiffe wäre. Robinson sah sogleich, daß es ein europäisches Fahrzeug war, und beruhigte deshalb den zitternden Knaben. — Beide ruderten nun mit allen Kräften nach dem Schiffe zu; dieses hatte aber einen andern Lauf, und so wurden sie nicht bemerkt. Robinson schrie, was er nur schreien konnte; aber man hörte ihn nicht. Er zog eiligst eine Flagge*) auf, doch auch diese wurde nicht beachtet. Da feuerte er endlich seine Flinten ab. Das wirkte; denn er sah, daß das Schiff nach einiger Zeit in seinem Laufe anhielt und ihn erwartete. In wenigen Stunden war er an Bord**) und so den Händen des Seeräubers glücklich entflohen.

Siebentes Capitel.

Robinson auf der Fahrt nach Brasilien.

Das Schiff, welches Robinson und seinen Gefährten aufgenommen hatte, war ein englisches Handelsschiff und segelte nach **Brasilien** in Südamerika.

*) **Flagge**, eine Fahne mit den Farben der Nation, von welcher das Schiff kommt. — **) **An Bord**: auf dem Schiffe.

Robinson konnte sich vor Freude über seine gelungene Flucht gar nicht fassen. Er fiel den Matrosen um den Hals und küßte dem Capitän die Hände; ja er weinte Freudenthränen darüber, daß er wieder ein freier Mann war. Während der Gefangenschaft hatte er nur an seine Eltern und an seine Heimat gedacht und gar oft geseufzt: „Ach, wäre ich doch zu Hause, wie gern wollte ich arbeiten, denn dann wäre ich wenigstens kein Sklave." Jetzt aber waren sofort Eltern und Heimat wieder vergessen; ja es war ihm sogar ganz gleichgültig, wohin das Schiff ging.

Aber Robinson wollte dem Capitän auch für die Aufnahme dankbar sein. Er bot ihm daher alles an, was er besaß: das Boot, die Flinten, die Löwenhaut u. s. w. Dieser wies es jedoch mit den Worten zurück: „Ich habe bloß meine Schuldigkeit gethan. Uebrigens werden Sie in Brasilien Geld brauchen, und ich will Ihnen daher die Sachen abkaufen." Hierauf wollte Robinson anfänglich durchaus nicht eingehen; doch zuletzt gab er nach, und nun kaufte ihm der Capitän zunächst das Boot ab, das Robinson in Brasilien ohnehin nicht brauchen konnte. Dann kaufte er ihm eine Flinte ab und zuletzt auch die Felle des Löwen und des Leoparden. Für das Boot erhielt Robinson 60 Dukaten, für die Flinte 3, für das Leopardenfell 20 und für das Löwenfell 40 Dukaten. „Mit diesem Gelde," sagte der Capitän, „können Sie Sich in Brasilien eine Tabakspflanzung kaufen und mit den Jahren ein reicher Mann werden. Wenn Sie aber bei unserer Landung für die verkauften Gegenstände mehr erhalten können, dann soll dieser Kauf nichts gelten." Auch den Knaben Xury hätte der Capitän gern gekauft. Aber hierauf ging Robinson durchaus nicht ein, weil ihm Xury so treulich beigestanden hatte. Endlich machte der Capitän den Vorschlag, er wollte den Knaben so lange auf seinem Schiffe verwenden, als es diesem gefiele. Da Xury damit einverstanden war, so willigte auch Robinson ein, und Xury trat nun in die Dienste des Capitäns.

So war denn Robinson mit einem Male in den Besitz einer großen Summe Geldes gekommen und natürlich sehr darüber erfreut. Die Freude wurde aber noch dadurch erhöht, daß die Fahrt ungemein schnell von Statten ging. Es war immer Nordostwind, und so wurde das Schiff immer weiter westlich nach der Küste von Amerika getrieben.

Robinson sah sich nun im Geiste schon als reichen Pflanzer und dachte, wie gut er's haben würde, wenn er nicht mehr zu arbeiten brauchte. Je mehr er sich darauf freute, um so größer

wurde seine Ungeduld, schnell nach Amerika zu kommen. Daher wurde es für ihn nach und nach sehr langweilig auf dem Schiffe. Noch war nichts vom Lande zu sehen, wohl aber Wasser und nichts als Wasser; nicht einmal ein Schiff ließ sich am Horizonte erblicken. Es war wirklich recht einförmig, und Robinson lag daher Stunden lang in der Cajüte, ohne etwas vorzunehmen. Da wurde er eines Tages plötzlich durch einen Ruf vom Verdecke aus seinem Nichtsthun herausgerissen.

„Ein Hai! ein Hai!" rief nämlich ein Matrose, und alle drängten sich an Deck, um das gefräßige Seeungeheuer zu sehen. Robinson sah auch aufs Meer, aber seine Augen konnten nichts von einem Haifische entdecken. „Sehen Sie nicht den kleinen dunklen Gegenstand, der dort auf dem Wasser schwimmt?" So fragte ihn ein Matrose, der stolz darauf war, eine Landratte*) belehren zu können. In der That zeigte sich jetzt auch dem Robinson die große Rückenflosse des Haifisches, die gewöhnlich auf der Oberfläche sichtbar ist.

Inzwischen hatte der Schiffskoch schon ein tüchtiges Stück gesalzenen Fleisches geholt und dasselbe als Köder an einen großen eisernen Haken gesteckt, welcher an einem starken Taue hing. Dieses Tau aber wurde von einem Matrosen am Schiffe befestigt; „denn," sagte er zu Robinson, „der Hai wird so heftig am Taue reißen, daß wir es nicht halten könnten, sondern mit ins Wasser gezogen würden." Nun rief der Steuermann: „Werft den Haken aus, der Hai ist nahe genug! Wenn er das Fleisch ins Wasser fallen sieht, wird er schon näher herankommen!" In der That, kaum war das Fleisch ins Wasser geworfen, so sah man die Rückenflosse des Hai's sich dem Schiffe nähern. Wer nur irgend konnte, lief jetzt nach dem Hintertheile des Schiffes; ja manche waren sogar in das Tauwerk hinaufgeklettert, um das Schauspiel zu sehen. Der Hai schwamm nun 2 Mal im Fahrwasser hin und her und warf sich oft auf die Seite, so daß der weiße Bauch zu sehen war. Plötzlich aber schoß er wie ein Pfeil auf den ausgeworfenen Köder zu und verschwand mit ihm blitzschnell in der Tiefe. Nun hätte jemand die Freude der Matrosen sehen sollen! Wie der Wind waren sie bei der Hand, um den wirbelnden und mit dem Schwanze schlagenden Hai zur Oberfläche empor zu ziehen. Hier ließen sie ihn erst ein wenig austoben, und dann wurde er unter dem fröhlichen Rufe: „Oho — ohio — ho!"

*) Landratten nennen die Matrosen alle Leute, die nicht Schiffer sind.

aus dem Wasser heraufgewunden. In wenig Augenblicken hing er frank und frei in der Luft. Da zappelte er nun und krümmte sich so furchtbar, daß das ganze Schiff dadurch in Bewegung gerieth; und ganz gewiß hätte er mit seinem Schwanze denjenigen todtgeschlagen, der ihm unvorsichtig zu nahe gekommen wäre. Diesen Wuthausbrüchen wurde aber schnell ein Ende gemacht, indem man einige Schüsse auf den Kopf des Thieres abfeuerte. Nun rissen die Seeleute mit einem plötzlichen Rucke den ungeheuren Fisch herein auf das Fahrzeug und befestigten schnell seinen Schwanz auf dem Verdecke. Dann fielen sie mit Aexten und Beilen über ihn her, so daß er bald leblos ausgestreckt dalag. Einige Matrosen hieben ihm den Kopf ab und schälten alles Fleisch davon los, damit sie den ungeheuren Schädel aufbewahren konnten. Andere zogen die schieferblaue Haut ab, um sich später Stiefel daraus machen zu lassen. Wieder Andere schnitten die Leber und einen Brustknochen aus; jene wegen des darin enthaltenen Thranes, diesen, weil man ihm besondere Heilkräfte beimaß. Robinson überlief ein Schauder, als er das entsetzliche Gebiß des Haifisches sah; denn dieses bestand wohl aus 10 Reihen großer, dreieckiger Zähne. Uebrigens hatte das Thier eine Länge von 20 Fuß und ein Gewicht von 1200 Pfunden gehabt.

Nach diesem Abenteuer ging die Fahrt wieder in der früheren Weise von Statten. Man segelte, wie die Matrosen sagten, immer „vor dem Winde,“ d. h. der Wind kam stets hinter dem Schiffe her und trieb es ganz in der Richtung, in welcher man fahren wollte. Man konnte daher hoffen, bald die südamerikanische Küste zu erreichen. Aber der liebe Gott hatte es anders bestimmt!

Eines Nachmittags, als Robinson auf das Verdeck kam, bemerkte er, daß der Capitän allerlei Befehle gab. Es war nämlich seit einigen Stunden am Horizonte eine schwarze Wand von Wolken sichtbar geworden, welche immer höher stieg. Dabei war eine schauerliche, todtenähnliche Ruhe auf dem Meere, kein Lüftchen regte sich, und die Segel hingen schlaff an den Masten herab. Jetzt wurden sie niedergelassen, und Robinson sah nun wohl ein, daß der Capitän einen fürchterlichen Sturm vermuthete. Der Sturm ließ auch nicht lange auf sich warten, denn das Schiff wurde plötzlich von einem heftigen Windstoße so sehr auf die Seite geworfen, daß Robinson im Nu auf das Verdeck niederfiel. Da fing auch das Meer an, sich zu heben und in riesigen

Wellen heftig gegen die Seitenwände des Schiffes zu schlagen. Inzwischen brach die Nacht an, aber der Sturm legte sich nicht, sondern die Gefahr wurde immer größer. Es erhob sich ein Gewitter, wie Robinson bisher noch keins erlebt hatte, und eine undurchdringliche Finsterniß umgab die geängstigten Schiffer. Nur wenn ein Blitz in die aufgeregten Wasserwogen fuhr, wurde es einen Augenblick helle; dabei wüthete der Sturm so entsetzlich, daß das Schiff gar nicht mehr durch das Steuerruder gelenkt werden konnte, sondern wie ein Spielball hin und her geworfen wurde. Mit entsetzlicher Gewalt rissen die Wellen alles mit sich fort, was ihnen im Wege stand; so verschlangen sie nicht nur eins der Boote, sondern auch das Compaßhäuschen*), und daher wußte man bald nicht mehr, in welcher Gegend man sich befand. Ja sogar ein Schiffsjunge wurde über Bord geschwemmt, und niemand war im Stande, ihn zu retten.

So ging es nicht bloß die eine Nacht, sondern 6 volle Tage hindurch. Bei Anbruch des siebenten Tages schien der Sturm sich endlich zu legen, und die Mannschaft fing daher an, wieder Muth zu fassen; ja sie stieß ein lautes Freudengeschrei aus, als der wachthabende Matrose plötzlich rief: „Land! Land!“ Alle waren begierig, zu wissen, in welchem Theile der Welt sie sich befänden. Der Capitän meinte, sie müßten in der Nähe der Caraibischen**) Inseln sein; aber bestimmt konnte er es auch nicht angeben, da er keinen Compaß mehr hatte.

Allein die Freude dauerte nicht lange. Als hätte der Sturm nur frische Kräfte für die Zerstörung des Schiffes gesammelt, so heftig stürzte er sich plötzlich auf dasselbe und jagte es pfeilschnell nach Westen zu. Auf einmal erhielt es einen heftigen Stoß und krachte in allen Fugen, als ob es in tausend Stücke zerfallen wollte. Es war auf Korallenklippen***) geworfen worden und rührte sich nicht mehr von der Stelle. Da das Hintertheil beinahe ganz unter Wasser stand, so ergossen sich die Wellen ununterbrochen über das Verdeck. Ueberdies war das Schiff leck geworden und mußte also in kurzer Zeit entweder untersinken oder von den Wellen zertrümmert werden.

---

*) Compaßhäuschen, der im Hintertheile der Schiffe befindliche Kasten, in welchem der Compaß ist. — **) Die Ca-ra-i-bi-schen Inseln liegen nördlich von Südamerika. (Näheres Anmerkung Nr. 8.) — ***) Korallenklippen, die Klippen, welche durch Anhäufung der Gehäuse oder kalkartigen Absonderungen vieler pflanzenartigen Thiere (Korallen) im Meere entstanden sind. (Näheres Anmerkung Nr. 9.)

Da galt es nun, wenigstens das Leben zu retten. Allein es war nur noch ein Boot vorhanden, denn das andere hatten ja die Wogen vom Schiffe losgerissen. Freilich war dies viel zu klein für 20 Menschen; auch durfte man kaum hoffen, bei dem furchtbar empörten Meere das immer noch mehr als eine halbe Meile entfernte Land damit zu erreichen. Doch es blieb keine Wahl, denn auf dem Schiffe war der Tod gewiß.

Mit großer Mühe wurde das Boot in das Meer gelassen. Von Todesangst getrieben, sprang alles sogleich hinein. Unter furchtbaren Anstrengungen gelang es, eine Zeit lang gegen die Wellen anzukämpfen. Noch aber war man nicht weit von dem sinkenden Schiffe entfernt, als eine haushohe Woge sich auf das Boot stürzte und dieses sammt der Mannschaft verschlang.

Zweiter Abschnitt.

Erstes Capitel.

Das fremde Land.

Robinson war von einer Welle tief ins Meer hinabgerissen worden. Er suchte sich empor zu arbeiten, um Athem zu schöpfen; aber es wollte ihm lange Zeit nicht gelingen. Endlich hob ihn die Welle wieder empor, und er hatte einige Secunden Zeit, Kopf und Brust aus dem Wasser zu erheben. Während er nun einen mächtigen Athemzug that, sah er zu seiner Freude sich nicht sehr weit von der Küste entfernt. Er nahm daher alle seine Kräfte zusammen, um diese schwimmend zu erreichen. Aber das war nicht so leicht; es kam bald wieder ein anderer Wellenberg, der den zum Tode geängstigten Schwimmer von neuem begrub.

Schon war er dem Ertrinken nahe! Da schleuderte ihn eine neue Woge so heftig an einen Felsen, daß er glaubte, der letzte Augenblick seines Lebens sei gekommen; er behielt jedoch soviel Geistesgegenwart, das Felsstück mit kräftigen Armen festzuhalten. Und das war sein Glück! Es stürzte nämlich gleich darauf wieder eine Welle über ihn hinweg, und sie würde ihn unfehlbar mit

fortgerissen haben, hätte er nicht schon vorher Fuß fassen können Von jetzt an hatte er Zeit, sich an der Küste empor zu arbeiten. Kaum war er jedoch den Fluten entronnen, als er matt und entkräftet hinfiel.

So blieb er eine Zeit lang ohne Bewußtsein liegen. Als er die Augen wieder aufschlug, war seine erste Frage: „Wo bin ich?“ Aber niemand antwortete ihm. Er sah und hörte nur, wie die Wellen mit lautem Getös ans steile Ufer schlugen. Erst jetzt kehrte seine Besinnung völlig zurück. Vergeblich sah er sich nach dem Schiffe um; dasselbe war verschwunden, und auch von dem Boote und von seinen Gefährten sah er nichts mehr. Er allein war gerettet.

Da kam eine unbeschreibliche Freude über ihn. Er hatte zwar längst verlernt, mit Gott zu sprechen; aber jetzt regte sich doch ein Dankgefühl in ihm. Er fiel auf die Kniee nieder, hob die Hände zum Himmel empor und — weinte.

Nach einer Weile richtete er seine Blicke wieder auf das Meer und die Küste, in der Hoffnung, daß noch andere glücklich das Land erreicht hätten. Doch es war weder jemand zu sehen noch zu hören; alles, was seine Augen entdeckten, waren 3 Hüte, eine Mütze und 2 ungleiche Schuhe, die von den Wellen hin und her geworfen wurden. Vielleicht hatte aber schon einer seiner Gefährten an einer andern Stelle die Küste erreicht; ja vielleicht kämpfte sogar noch jetzt jemand mit den gewaltigen Wellen!

Robinson erschrak bei diesem Gedanken und sprang schnell auf, um sich am Ufer näher umzusehen. Allein seine Schritte wurden bald auf beiden Seiten durch dichten Wald gehemmt. Die Bäume waren von einer Menge dorniger Schlingpflanzen*) und allerhand Winden umgeben, und außerdem versperrten riesengroße Aloes**) mit dornartig gezähnten Blättern den Weg. Dennoch versuchte Robinson, das Dickicht zu durchdringen; aber er mußte mit blutigen Händen und aufgerissenem Gesichte bald davon abstehen.

Er fing hierauf an, zu rufen und zu schreien; doch niemand antwortete ihm. Dabei kam ihm der Gedanke, daß wilde Thiere oder gar Cannibalen***) aus dem Gebüsch auf ihn losstürzen könnten, und darum wollte er von dannen fliehen. Doch wohin sollte er sich retten? Was sollte überhaupt aus ihm werden?

Er hatte nichts weiter, als was er auf dem Leibe trug: eine

*) S. Anmerkung Nr. 10. — **) Sprich: A-lo-ees. S. Anmerkung Nr. 11. — ***) Menschenfresser.

Jacke, ein Hemd, ein paar Hosen und ein paar Strümpfe. Der Hut war ihm beim Schiffbruche verloren gegangen, und die Schuhe hatte er von den Füßen abgestreift, um besser schwimmen zu können; seine Kleider waren noch ganz naß vom Meerwasser. Kamen Wilde oder Raubthiere, so hatte er nichts zu seiner Vertheidigung, und darum jagte ihm das geringste Geräusch Furcht und Entsetzen ein. Ja hätte er eine Flinte und Pulver und Blei, oder wenigstens einen Säbel gehabt, so würde er sich nicht gefürchtet haben. Zu alledem gesellten sich nun auch Hunger und Durst, und doch vermochte er weder etwas Eßbares noch eine Quelle zu finden.

Hatte er sich also erst über seine Rettung gefreut, so beneidete er jetzt seine Gefährten, die im Meere begraben lagen. „Ich werde hier verhungern, und verhungere ich nicht, so fressen mich die wilden Thiere, oder es schlachten mich die Menschenfresser!“ So rief er klagend aus, indem er sich voll Verzweiflung auf die Erde warf und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Als er nach langer Zeit wieder aufblickte, hatte der Sturm nachgelassen, und das Meer war ruhig geworden; dafür aber brach die Nacht herein.

Da fiel ihm ein, daß er sich vor allen Dingen ein Nachtlager suchen müsse. Aber wo hätte er in der Dunkelheit gleich ein geeignetes Plätzchen finden sollen? Und doch war seine Furcht vor wilden Thieren zu groß, als daß er sich getraut hätte, unter freiem Himmel oder auf ebener Erde zu schlafen. So blieb ihm denn nichts übrig, als auf einen Baum zu klettern, um darauf die Nacht zuzubringen. Glücklicherweise stand ein solcher gleich in der Nähe.

Aber es war ein schlechtes Bett, das sich unser Robinson gewählt hatte! Er konnte nicht einmal ordentlich sitzen; es schmerzten ihn alle seine Glieder; war er aber dennoch eingeschlafen, so schreckten ihn bange Träume immer wieder auf, und mehr als einmal wäre er beinahe vom Baume heruntergefallen. So verbrachte er die erste Nacht auf der Insel halb schlafend, halb wachend.

Endlich wurde es im Osten helle, und Robinson konnte sein Nachtquartier verlassen. Aber mit dem jungen Tage erwachte auch sein alter Kummer wieder; Hunger und Durst quälten ihn auf entsetzliche Weise, und seine verzweiflungsvolle Lage trat von neuem vor seine geängstigte Seele. —

Inzwischen kräuselten sich die Wellen am zackigen Meeresufer,

und buntfarbige Fische schwammen munter umher. In wunderbarem Glanze ging im Osten die Sonne auf, und tausend und abertausend Wellen glitzerten in feurigem Scheine. Robinson beachtete dieses schöne Schauspiel nicht, sondern stierte verzweiflungsvoll vor sich hin. Er warf sich nieder auf das steil abschießende Felsenufer, und es dünkte ihm, als müsse er sich hinabstürzen in das schäumende Meer. — „Wäre ich doch gestorben, oder wäre ich nie geboren worden!" So lästerte er. — Er suchte in seinen Taschen, ob sich nicht noch ein Stückchen Brot darin befände. Aber sein Suchen war umsonst.

In dieser Noth entschloß er sich endlich, in das Dickicht einzudringen. Wie ein heißhungriger Wolf sah er sich um. Hätte er Haselnüsse, Hagebutten oder Eicheln, ja hätte er nur irgend eine eßbare Wurzel gefunden, so wäre er froh gewesen; doch an den Bäumen und Sträuchen hingen nur Blüthen. Robinson war trostlos.

Da stolperte er über die zahlreichen Stengel einer Winde und fiel mitten in die Dornen und Disteln hinein. Aber das hatte sein Gutes! Beim Aufstehen bemerkte er, daß durch seinen Fall eine wohl 10 Fuß hohe Staude umgebogen worden war, die 3 große Aehren oder Kolben hatte. — Begierig, etwas Eßbares zu finden, untersuchte er sofort eine der Aehren und fand daran 8 Reihen gelber Körner. Konnten diese aber nicht giftig sein? Zu jeder andern Zeit würde er sich gehütet haben, etwas Unbekanntes zu essen; allein jetzt blieb ihm keine Wahl übrig, und so versuchte er, die Körner zu zerbeißen. Und siehe da, es hatte sich der alte Spruch bestätigt: „Wenn die Noth am größten, dann ist Gottes Hülfe am nächsten;" Robinson hatte eine sehr nahrhafte Pflanze getroffen, denn er aß — Maiskörner*).

Nachdem er hiermit seinen Hunger vorläufig gestillt hatte, war sein nächster Gedanke, zu sehen, wo er sich eigentlich befände. Er glaubte, an der Küste von Südamerika zu sein, und hoffte daher, auf Häuser oder Hütten zu stoßen, wo man ihn vielleicht gastfreundlich aufnahm. Aber es schauderte ihm bei dem Gedanken an den dichten, unheimlichen Wald, den er jedenfalls durchwandern mußte.

Mit diesem Gefühle begab er sich auf den Weg. Zunächst kam er an eine Meeresbucht, die sich tief in das Land hineinerstreckte, und in welche ein ziemlich breiter Bach mündete. Indem

*) S. Anmerkung Nr. 12.

er an diesem Bache hinging, bemerkte er in einiger Entfernung einen steilen Berg, der eine weite Aussicht versprach. Diesen wollte er ersteigen. Er durchschritt also den Bach, brach sich einen Stab ab und kam nach einem beschwerlichen Marsche von etwa einer halben Stunde oben an.

Aber welch' schreckliche Enttäuschung erwartete ihn hier! Da war kein Haus, da war keine Hütte zu sehen. Kein Rauch stieg aus dem dichten Walde empor. Nichts als Bäume, Sträuche und Felsen und rings herum Wasser und nichts als Wasser! — „So bin ich also auf einer Insel, einsam und allein — ohne Nahrung — ohne Wohnung — ohne Waffen! Was soll aus mir werden?" So jammerte er voll Verzweiflung. Es wäre ihm gleichgültig gewesen, wenn sich jetzt irgend ein wildes Thier auf ihn gestürzt hätte; denn er hatte alle Lust am Leben verloren.

In solche Gedanken versunken, ging er den Berg hinunter. Aber ohne es selbst zu wissen, schlug er diesmal einen andern Weg ein. So kam er an eine hochaufgethürmte Felsenmasse, vor welcher sich ein ziemlich breiter Platz befand. Dort setzte er sich auf einen Stein und überlegte, was er thun sollte. Es war noch nicht Mittag, aber der Gedanke an die kommende Nacht peinigte ihn schon jetzt auf das Entsetzlichste. „Ich muß ein besseres Nachtlager haben;" das war das Erste, was er wieder klar dachte. Lange Zeit suchte er nun, ob in dem Felsen vielleicht eine Höhle wäre, die ihn aufnehmen könnte. Doch er fand nichts, was zum Nachtlager eines Menschen geeignet gewesen wäre.

Schon wollte er unmuthig den Platz verlassen, als ihm ein Gebüsch in die Augen fiel, welches aus einer Felsenspalte hervorragte. Rasch ging er hin, um zu sehen, ob er hier nicht ein Obdach finden könne. Und richtig, das Gebüsch verschloß den Eingang zu einer kleinen Höhle! Wenn die Sträuche herausgerissen wurden, so war sie groß genug, daß man darin schlafen und aufrecht stehen konnte. Uebrigens war es sehr wichtig, daß die hohe Felswand Nachmittags viel Schatten über den Platz verbreitete und daß man von da aus nordöstlich das Meer und die etwa vorbeisegelnden Schiffe sehen konnte.

In dieser Höhle wollte Robinson also seine Wohnung aufschlagen. Freilich konnte sie nur den geringsten Ansprüchen genügen; aber Robinson hoffte ja, daß ihn vielleicht schon heute oder morgen ein Schiff aus seiner Gefangenschaft erlösen würde. Da galt es vor allen Dingen, das Gebüsch auszurotten; aber das war leichter gesagt, als gethan. Robinson hatte ja weder Art noch

Beil oder Säge, nicht einmal ein Messer. Er hatte eben nichts, als seine Hände, und zudem war er ganz allein.

Er versuchte es wiederholt, die einzelnen Sträuche mit der Hand herauszureißen; doch dazu reichten seine Kräfte nicht aus, denn die Wurzeln waren zu sehr in einander verwachsen. Endlich sah er ein, daß er diese wohl werde ausgraben müssen. Er fing also an, mit den Händen zu graben; aber der Erdboden war hier so fest, daß er den Versuch bald aufgab. Nun suchte er nach einem Gegenstande, der ihm zum Ausgraben dienen könnte; doch das Einzige, was er am Strande fand, war eine große Muschelschale*). Diese nahm er und grub damit weiter.

Das war freilich eine schwere Arbeit! Zudem brannte die Sonne so heiß, daß Robinson Vormittags oft im Schatten eines Baumes Schutz suchen mußte. Er war ja auch noch keineswegs gewöhnt, anhaltend zu arbeiten, und überließ sich daher gern der Ruhe. Aber der Gedanke an seinen hülflosen Zustand schreckte ihn bald wieder auf, und so arbeitete er, daß ihm der Schweiß über die Wangen lief. Trotzdem war er noch gar nicht viel vorwärts gekommen, als der Abend hereinbrach und diesem rasch die Nacht folgte. So mußte er denn abermals seine Zuflucht zu einem Baume nehmen. Um sich aber gegen das Herunterfallen zu schützen, brach er einen langen und starken Stock ab und klemmte ihn zwischen die Aeste vor seiner Brust.

Diese Nacht schlief er nun freilich fester; allein trotzdem fühlte er sich am Morgen darauf nicht gestärkt; es schmerzten ihn vielmehr alle Glieder. Statt nun sogleich wieder an sein Tagewerk zu gehen, schaute er lange voll Unmuth nach dem Meere aus, ob nicht ein Schiff käme. Endlich erinnerte ihn sein hungriger Magen, daß er doch nicht unthätig auf ein solches warten dürfe, sondern für seine Bedürfnisse sorgen müsse.

Er suchte sich also abermals Maiskolben, und nach gehaltener Mahlzeit griff er wieder zu seiner Muschelschale und grub wacker darauf los. Gegen Mittag mußte er freilich die Arbeit aussetzen; denn da war die Sonnenhitze so arg, daß er heftige Kopfschmerzen bekam. Zum Glück entdeckte er in der Nähe der Höhle eine Quelle und konnte so wenigstens seinen brennenden Durst löschen. So kam über Arbeiten und Ausruhen abermals der Abend heran, und noch immer hatte sich kein Schiff blicken lassen, noch immer hatte Robinson kein besseres Nachtlager.

*) Die Seemuscheln sind meist viel größer und stärker, als die Muscheln in unseren Flüssen. S. Anmerkung Nr. 13.

Am dritten Tage gelangte er wenigstens so weit, daß die Wurzeln ziemlich frei dalagen. Nun glaubte er, rasch zum Ziele zu kommen. Aber da hatte er sich bitter getäuscht; denn die Wurzeln waren so fest in die Felsenrisse verwachsen, daß er sie nicht herausziehen konnte. Was hätte er jetzt für ein Beil oder auch nur für ein Messer gegeben! Und doch waren dies Dinge, die er in seiner Heimat kaum beachtet hatte. — Nachdem er lange rathlos dagestanden, setzte er einen scharfen Stein auf einen Wurzelast und schlug mit einem andern Steine so lange darauf, bis der Wurzelast entzwei war. So verfuhr er auch mit den übrigen Aesten, und am fünften Tage hatte er endlich das Gebüsch ausgerottet und das entstandene Loch wieder mit der ausgegrabenen Erde zugeschüttet.

Es war schon dunkel geworden, und der Mond stand hellleuchtend am Himmel, als Robinson vom Strande einen Haufen trocknes Seegras*) herbeiholte und sich daraus ein weiches Lager machte. Nun wälzte er einen großen Stein vor die Höhle, hob von innen noch einige kleinere darauf und war froh, seine müden Glieder zum ersten Male wieder auf dem Boden ausstrecken zu können. Sehr bald entschlummerte er; Müdigkeit und das Gefühl der Sicherheit gossen ihm süßen Schlaf in die Augen, und der Mond und die Sterne hielten Wacht über den Schläfer.

Zweites Capitel.

Robinson richtet sich ein.

Die Sonne war diesmal schon aufgegangen, als Robinson erwachte. Er fühlte sich neu gestärkt, denn er hatte zum ersten Male wieder fest und ruhig geschlafen.

Den heutigen Tag wollte Robinson verwenden, um nach einem neuen Nahrungsmittel zu suchen. Aber es trat bald Regen ein, und dieser währte mit geringen Unterbrechungen bis zum Abende fort. Da mußte er denn froh sein, wenigstens Maiskörner genug zu finden. Er verbrachte also fast den ganzen Tag müßig in seiner Höhle, sehnsüchtig nach dem Meere blickend. Es war ihm ganz unbegreiflich, daß noch immer kein Schiff kommen wollte, und er legte sich daher am Abend höchst mißmuthig zur Ruhe nieder. —

*) Anmerkung Nr. 14.

Bei seinem gestrigen Mißmuthe hatte Robinson ganz vergessen, daß er vor allen Dingen eine Kopfbedeckung haben müsse, um wenigstens etwas gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschützt zu sein. Das wurde er heute gewahr, als er beim Suchen nach einem neuen Nahrungsmittel bald heftige Kopfschmerzen bekam. Aber wie sollte er sich eine solche herstellen, da er ja nichts dazu hatte? So fragte er sich wiederholt, bis ihm endlich die großen Blätter einer Pisangstaude*) auffielen.

„Aus diesen Blättern müßte sich doch ein Hut machen lassen," dachte er und lief hurtig nach der Staude hin, die hier ziemlich häufig zu finden war. Der Stamm hatte eine Menge Höcker, welche durch Abfallen alter Blätter entstanden sein mochten, und so konnte Robinson ohne große Mühe bis zu dem mächtigen Blätterbüschel empor klettern, obgleich dieser über 16 Fuß hoch sein mochte. Doch was sah er da? Die Staude hatte nicht bloß Blätter, die so lang waren wie er selbst — nein, sie hatte zwischen den Blüthenbüscheln auch gelbliche Früchte! Und diese waren wohl 1 Fuß lang und fast wie unsere Gurken geformt!

Robinson säumte natürlich nicht, sich außer Blättern auch einige dieser Früchte zu pflücken. Eben wollte er eine davon kosten, als er in der Nähe ein eigenthümliches Rascheln hörte. Er packte daher die Früchte und Blätter eiligst zusammen und kehrte zu seiner Höhle zurück. Für diesen Schreck wurde er aber reichlich durch den äußerst lieblichen Geschmack der Pisangs und durch die Freude entschädigt, daß er nun wenigstens eine Abwechselung in der Nahrung hatte.

Nach dieser wohlschmeckenden Mahlzeit wollte er die Hutmacherei vornehmen und brach sich daher einige Ruthen ab. Als er nun aber diese zu einem Reifen zusammenbinden wollte, da fehlte es ihm an Bindfaden. Nach langem Ueberlegen erinnerte er sich zwar der zähen Schlingpflanzen, die von so vielen Bäumen herabhingen; allein diese ließen sich nicht so leicht losreißen, wie er gedacht hatte, und erst mit Hülfe seiner Zähne gewann er einige Stücke. Als der Reifen fertig war und richtig auf seinen Kopf paßte, befestigte Robinson mehrere Pisangblätter daran, indem er lange Dornen als Stecknadeln gebrauchte. Hierauf band er die Stiele der Blätter oben zusammen, und damit war der Hut fertig. Da derselbe die Gestalt einer umgekehrten Tüte hatte, so sah er freilich sehr drollig aus; aber er erfüllte seinen Zweck und machte deshalb Robinson große Freude.

*) Sprich: Pih-sang. Näheres s. Anmerkung Nr. 15.

Am andern Morgen gedachte Robinson gleich der herrlichen Pisangs wieder, die er gestern entdeckt hatte, und holte sich deshalb sofort mehrere derselben herbei. Auch heute fand er sie so wohlschmeckend, daß er glaubte, noch niemals etwas so Gutes genossen zu haben. Freilich fiel ihm dabei auch das verdächtige Geräusch wieder ein, das er gestern gehört hatte; ja der Gedanke an ein wildes Thier verbitterte ihm sogar sein vortreffliches Mahl und machte ihn ungemein traurig. Er hatte zwar jetzt einen Ort, an welchem er sicher schlafen, wohin er sich auch im Nothfalle am Tage retten konnte. Wie aber, wenn er plötzlich und unvermuthet angegriffen würde, und wenn dann der Weg bis zu seiner Höhle zu weit wäre? Er besaß ja außer seinem Knüttel nicht die geringste Waffe!

Robinson war jetzt seiner Berechnung nach 9 Tage auf der Insel. Er hatte bisher immer gehofft, einen seiner Gefährten wieder zu sehen; auch hatte er oft Stunden lang nach einem Schiffe auf das Meer hinausgespäht. Aber keine seiner Hoffnungen hatte sich erfüllt. Alles, was er auf der Insel gesehen hatte, war ihm fremd gewesen. Kein Baum, kein Strauch war ihm bekannt vorgekommen, und er konnte sicher sein, daß dies auch mit den Menschen und Thieren der Fall sein würde. Auch hatte er oft daran gedacht, was ihm zu Hause von Amerika's wilden Menschen und Thieren erzählt worden war, und so hatte ihn das geringste Geräusch heftig erschreckt. „Wer weiß," hatte er zu sich selbst gesagt, „ob ich je wieder werde in mein Vaterland zurückkehren können? Ja, wer weiß, ob ich nicht bald von wilden Thieren zerfleischt werde?"

Solcher Kleinmuth ergriff ihn gar oft und peinigte ihn schrecklich, wenn er nicht durch den Gedanken an seine wunderbare Errettung davon befreit wurde; denn diese erinnerte ihn jedesmal an Gottes Güte und Vorsehung und gab ihm neuen Muth. — So war's auch heute. Und da er das Wohlthuende solches Nachdenkens empfand, so beschloß er, dies von jetzt an jeden Sonntag zu wiederholen.

Aber er hatte ja keinen Kalender, aus dem er ersehen konnte, wann Sonntag war; auch fehlte es ihm an Papier, Federn und Tinte, um sich selbst einen zu machen! Doch da fand er bald ein Auskunftsmittel. Er wählte 2 neben einander stehende Bäume. Auf dem einen kritzelte er mühsam die Worte ein: „Schiffbruch, Sonntags, den 30. Mai 1679," und darunter soviel Striche, als er bis jetzt Tage auf der Insel verlebt hatte. Nun brauchte

er nur an jedem Abende einen Strich zu machen und die Sonntage durch längere Striche auszuzeichnen. An dem andern Baume aber sollte nach Ablauf jedes Monats ein Strich gemacht werden. Daß die Monate nicht gleich lang waren, das wußte er aus der Schule her; auch erinnerte er sich noch, daß man die Zahl der Tage jedes Monats an den Knöcheln und Grübchen der Hand abzählen könne*).

Robinson verlebte jetzt mehrere Tage, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete. Er nährte sich von Mais und Pisangs, und wenn er Durst hatte, schöpfte er sich an der Quelle eine Hand voll Wasser; auch brachte er jeden Tag seinen Kalender in Ordnung. Mehr und mehr wurden ihm jedoch die Pisangs sowohl wie die rohen Maiskörner als tagtägliche Speise zuwider. Und doch hatte er in der Gegend der Insel, die er bis jetzt kennen gelernt, nichts weiter gefunden, was genießbar gewesen wäre. Nun war allerdings schon oft der Wunsch in ihm aufgetaucht, sich auf der Insel weiter umzusehen; aber es hatte ihn immer die Furcht davon abgehalten. Jetzt durfte er freilich nicht länger säumen, sich mit seinem Wohnorte genauer bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke waren aber vielerlei Vorbereitungen erforderlich.

Vor allen Dingen fehlte es ihm an einem Geräthe, das er zum Einsammeln von Früchten benutzen konnte. Er hätte gern einen Korb gehabt; aber er wußte nicht, wie er einen solchen zu Stande bringen sollte. Ebenso unausführbar schien die Herstellung einer netzartigen Jagdtasche, weil er keinen Bindfaden hatte und die Schlingpflanzen sich zu diesem Zwecke nicht verwenden ließen. Er sann lange hin und her, bis ihm endlich die dürren Pisangblätter einfielen, die in Menge im Walde umherlagen. Er hatte ja bei Anfertigung des Hutes bemerkt, daß die Rippen derselben sehr zähe und fest waren. Wie, wenn er mehrere solcher Rippen zusammendrehte? — Rasch holte er einen Haufen Pisangblätter herbei; von diesen schälte er die Rippen aus, drehte je 3 derselben zusammen und hatte auf diese Weise bald eine hübsche Anzahl Bindfadenstücke hergestellt. Freilich würden diese viel besser geworden sein, wenn sie so zubereitet worden wären, wie bei uns; denn da werden die Hanf- oder Flachsstengel erst im Wasser erweicht und dann geklopft, ehe man die Fasern hechelt und spinnt. Aber Robinson wußte ja von alledem nichts und hatte auch kein Spinnrad; ihm genügte es schon, daß die Fäden fest und ziemlich lang waren.

*) Näheres darüber s. Anmerkung Nr. 16.

Nun band er eine Anzahl derselben wagerecht*) an 2 neben einander stehende Bäume, so daß zwischen je 2 Fäden allemal etwas Raum blieb. Dann nahm er ebenso viele Fäden, knüpfte sie senkrecht an die wagerecht gezogenen und fuhr damit so lange fort, bis er am zweiten Tage ein Geflecht von 3 Fuß Länge und ebenso viel Breite fertig hatte. Am dritten Tage fügte er dasselbe an 2 Seiten wie einen Sack zusammen, flocht sich ein Tragband dazu, und nun war er im Besitze einer ziemlich großen Jagdtasche.

Drittes Capitel.

Robinson sieht sich auf der Insel um.

Am folgenden Tage brach Robinson sehr früh auf, um bis zum Beginn der heißen Tageszeit schon eine große Strecke Wegs zurücklegen zu können. Einige Maiskolben in der Tasche, hielt er sich der Vorsicht halber möglichst in der Nähe der Küste und richtete seine Schritte zuerst nach Norden.

Auf diesem Wege mußte er zwar über manchen Felsen klettern und manches Dickicht durchdringen; aber er sah auf jedem Schritte so üppigen Pflanzenwuchs, daß er hoffen durfte, Nahrung genug zu finden. Und diese Aussicht wog ja die Beschwerden des Weges hundertfältig auf.

Zuerst bemerkte er auf steinigem Boden einen säulenartigen Cactus**). Er mochte kaum 200 Schritte weiter gegangen sein, so sah er zwischen allerhand Winden und Schlingpflanzen eine riesengroße Aloe, deren Blattränder sehr harte und spitzige Zähne hatten. Bald darauf aber kam er an ein Kraut, das sich auf dem Boden hinrankte und nach allen Seiten hin knotige Zweige verbreitete. Er freute sich zwar über die schönen purpurfarbigen Blüthen, welche an dem Kraute waren; allein da es ihm den Weg versperrte, riß er es aus. Schon wollte er weiter gehen, als sein Blick auf die großen Knollen fiel, welche sich unten an der Wurzel befanden. „Was für eine Pflanze mag das wohl sein?" dachte er und wollte einen der Knollen anbeißen, nachdem er ihn gereinigt hatte. Aber er überlegte sich schnell, daß derselbe giftig sein könnte, und so warf er ihn wieder weg. Hätte er freilich gewußt, daß es eine süße Kartoffel oder Batate***)

*) S. Anmerkung Nr. 17. — **) S. Anmerkung Nr. 18. — ***) Näheres s. Anmerkung Nr. 19.

war, so würde er wohl nichts von dem halben Schock Knollen des Stockes haben liegen lassen. Die Bataten schmecken nämlich sehr gut und sind sehr nahrhaft.

Robinson schritt also seines Weges weiter. Da kam er an einen Baum, der alle anderen Bäume überragte und wie ein König unter ihnen dastand. Es war eine Kokuspalme*), die durch ihre schöne Gestalt seine Aufmerksamkeit fesselte. Aber der Baum war nicht nur groß und von schöner Gestalt, sondern er hatte auch viele große Früchte. Schade nur, daß diese wohl fast 60 Fuß hoch in der Krone hingen und also schwer zu erlangen waren! Doch Robinson konnte ja gut klettern; er schwang sich an dem schlanken Baume empor, pflückte mehrere der kopfgroßen Nüsse und warf sie hinab. Damit hatte er freilich den Lohn für seine Mühe noch nicht, denn die Nüsse mußten erst geöffnet werden, und das war schwer. Es gelang ihm zwar nach vielen Anstrengungen, die äußere Hülle abzuschälen; aber — o weh! — jetzt kam eine Schale, die noch viel fester war, als die erste, und alles Draufschlagen half ihm nichts. Da warf er einen großen Stein auf die Nuß, die Schale zersprang, und ein schneeweißer Kern lag zerquetscht vor ihm. Indem er sich nun an dem mandelartigen Geschmacke desselben labte, bemerkte er, daß die Nuß außer dem Kerne noch einen weißlichen Saft enthalten hatte. Dieser schmeckte überaus lieblich, war aber durch das Zerschlagen der Nuß fast gänzlich verloren gegangen. Ein solcher Trank wäre unserm Robinson gerade recht gekommen, weil er großen Durst hatte. Darum nahm er flugs eine zweite Nuß zur Hand. Diesmal gelang es ihm allerdings schneller, die äußere Hülle zu entfernen, weil diese noch nicht so hart war, wie bei der ersten; wie er aber zu dem Safte kommen sollte, das wußte er nicht.

Nach langem Besehen entdeckte er endlich, daß die Schale am Stielende 3 weiche Vertiefungen hatte, die nur mit Nußfleisch zugewachsen zu sein schienen. „Halt," dachte er, „vielleicht kann ich hier mit einem spitzigen Steine ein Loch bohren," und sogleich zerschlug er einen großen Kieselstein in Stücke. Glücklicherweise war eins davon so scharf und spitzig, daß es als Messer gebraucht werden konnte — das Bohren gelang, und so konnte sich Robinson an dem köstlichen Safte erquicken, der vielleicht eine Tasse gefüllt hätte. Kern und Saft waren aber nicht das Einzige, was Robinson den zerschlagenen Nüssen verdankte; durch

*) S. Anmerkung Nr. 20.

eine der Schalen hatte er auch ein Trinkgefäß bekommen und brauchte also nicht mehr so mühsam aus der Hand zu trinken.

Obgleich er sonach eine neue, höchst werthvolle Frucht zu seiner Nahrung gefunden hatte, so war er doch nicht so darüber erfreut, wie man hätte denken sollen. Er hatte großes Verlangen nach Fleisch, und sein Augenmerk war daher vorzugsweise auf Thiere gerichtet. Er sah sich nach Hirschen, Rehen und Hasen um; aber von dergleichen Thieren war durchaus nichts wahrzunehmen. Bis jetzt hatte er überhaupt nur einige buntfarbige Vögel an sich vorüberfliegen sehen, und trotz mehrfacher Steinwürfe war es ihm nicht gelungen, einen solchen zu tödten. Hierüber betrübt, ging er seines Weges weiter, bis er auf einmal wenige Schritte vor sich eine Riesen- oder Königsschlange*) erblickte, welche sich um einen Baum gewunden hatte. Robinson wußte nicht, daß diese schuppige und grau-röthliche Schlange höchstens Thiere mittlerer Größe angreift, und daß er also ungefährdet hätte an ihr vorbeigehen können. Starr vor Entsetzen, vermochte er im ersten Augenblicke nicht, sich von der Stelle zu rühren; dann aber rannte er in Todesangst davon.

Noch zitterte er an allen Gliedern, als er athemlos den Strand erreichte und vor Ermattung nicht weiter konnte. Sobald er sich aber etwas erholt und gefaßt hatte, war sein Erstes, sich zur besseren Vertheidigung einen Spieß zu machen. Zu diesem Zwecke brach er einen jungen Mahagonibaum**) um, befreite ihn von den Aesten und befestigte einen spitzigen Kieselsteinsplitter daran.

Jetzt neigte sich aber der Tag seinem Ende zu, und Robinson mußte an sein Nachtlager denken. Indem er sich zu diesem Zwecke einen passenden Baum suchte, entdeckte er eine Pisangstaude mit vielen Früchten, so daß er nun wenigstens seinen Hunger stillen konnte. Nach dieser Mahlzeit bestieg er einen breitästigen Baum, um der Nachtruhe zu pflegen. Aber es wollte kein Schlaf in seine Augen kommen; immer und immer wieder schreckte ihn der Gedanke an die ungeheure Schlange auf, und mehr als einmal überlief ihn kalter Schweiß, weil er sie in seiner Nähe glaubte. Kaum tauchte daher der erste Strahl der aufgehenden Sonne aus dem Meere empor, so verließ er den Baum und trat seine Tagereise an.

Als er wieder in die Nähe des Meeres kam, bemerkte er,

*) S. Anmerkung Nr. 21. — **) S. Anmerkung Nr. 22.

daß das Wasser fast zusehends stieg. Da es gestern Nachmittag immer weiter zurückgetreten war, so mußte wohl auch hier der regelmäßige Wechsel zwischen Ebbe und Flut*) stattfinden, den er in Hamburg so oft beobachtet hatte. Wer aber beschreibt Robinsons Freude, als er auf einmal zwischen einer Menge von Muscheln und Schalen einige lebendige Austern**) fand? Er wußte ja, daß man diese Thiere nach dem Oeffnen ihrer Schalen essen könne und daß sie oft Leckerbissen reicher Leute bilden. Und kaum können sie je einem Menschen besser geschmeckt haben, als jetzt unserem Wanderer. Hatte er doch seit langer Zeit nichts Fleischähnliches genossen!

Hinlänglich gesättigt, steckte er einige Austern in seine Jagdtasche und setzte seine Wanderung fort. Gegen Mittag gelangte er in ein Gebüsch, aus welchem ihm ein sehr angenehmer Duft kam, gerade wie von Erdbeeren. Robinson ward hierdurch um so begieriger, als er schon längst nach einer klaren Quelle oder einer saftigen, kühlenden Frucht umhergespäht hatte. Freilich stutzte er gewaltig, als er statt unserer kleinen Erdbeeren an einigen Stauden mit 6 Fuß langen stachligen Blättern so große Ananasfrüchte***) fand, daß jede wohl 6 Pfund wiegen mochte. Sobald er aber den angenehmen Saft einer solchen gekostet hatte, da schwand jedes Bedenken, und so steckte er die sämmtlichen 4 Früchte in seine Jagdtasche.

Nach einem Plätzchen für sein Mittagsmahl suchend, kam er an eine Uferstelle, die hoch mit Sand bedeckt war. Er sank oft bis an die Kniee hinein und vermochte nur dadurch vorwärts zu kommen, daß er seinen Spieß als Stock gebrauchte. Doch was war das? Als er den Spieß einmal emporhob, befand sich ja am untersten Ende eine gelbe Flüssigkeit! Da er jetzt schon etwas daran gewöhnt war, auf alles Neue sorgfältig zu achten, so grub er gleich in dem Sande nach. Siehe, da lagen tief verscharrt eine Menge von Schildkröten-Eiern†), wohl 30 an der Zahl. Robinson war hocherfreut über diesen Fund; denn er wußte, daß diese Eier genossen werden können. Nun war aber seine Jagdtasche bereits so gefüllt, daß er nichts mehr hineinthun konnte. Er trug sie daher in den Schatten einer großen Palme, leerte sie dort aus und holte dann die Schildkröten-Eier. Hierauf ließ er sich zu seinem reichbesetzten Mittagstische nieder. Ein Pisangblatt diente ihm als Tischtuch, sein Kieselstein als Messer; Austern

*) S. Anmerkung Nr. 23. — **) Austern, s. Nr. 24. — ***) Ananas, s. Anmerkung 25. — †) S. Nr. 26.

und Schildkröten-Eier gaben ein vortreffliches Mahl, und eine der Ananasfrüchte erquickte ihn als Zukost.

Es war noch hoch am Mittag, und die Sonne brannte so heiß, daß er sich gern ein Stündchen in den Schatten hingelegt hätte. Aber der Weg bis zu seiner Wohnung war noch weit und beschwerlich. Auch wußte er nun bereits, daß es auf seiner Insel nur eine ganz kurze Dämmerung gab und daß dieser sofort die Nacht folgte. Er verzichtete daher auf die Mittagsruhe, packte seine Vorräthe wieder in die Jagdtasche und schritt auf dem geradesten Wege seinem Ziele zu.

Auf dieser Wanderung ward ihm noch eine große Ueberraschung zu Theil. Als er nämlich um einen hohen Felsen herumbog, lief plötzlich mit einem kurzen lauten Pfiffe ein Aguti*) an ihm vorüber. Es sah fast wie ein Hase aus, hatte aber nur ganz kurze Ohren und auf dem Rücken lange glänzende Haare von goldbrauner Farbe. Rasch warf Robinson seinen Spieß nach dem Thiere; zu seinem Leidwesen mußte er aber sehen, daß dasselbe unverletzt entkam. Eine weitere Verfolgung schien ihm nicht räthlich; denn die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe, und er hätte sich dann leicht verirren können.

So sehr er aber auch seine Schritte beeilte, so gelangte er doch erst nach ungefähr einer Stunde an sein Ziel. Schon glänzten die Sterne in hellem Lichte, als er vor seiner Wohnung ankam. Ein aufgeschreckter Vogel schwirrte noch durch die düstern Zweige, sonst war die größte Stille auf der ganzen Insel. Ermüdet suchte Robinson sein Lager. Frohe Bilder schläferten ihn ein, heitere Träume umgaukelten seine Stirn.

Viertes Capitel.

Schlimme Folgen der Reise.

Robinson hatte bei seiner Reise gefunden, daß ihm zur Jagd auf kleine Thiere weder Knüttel noch Steine oder Spieß die rechten Dienste leisteten. Er hatte sich daher vorgenommen, gleich am nächsten Tage Bogen und Pfeile herzustellen und dann einen Jagdzug zu veranstalten. Als er jedoch erwachte, mußte er unwillkürlich an das Sprüchwort denken: Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Der gestrige Marsch in der heißen Sonnengluth war unserem

*) S. Anmerkung Nr. 27.

Robinson schlecht bekommen: er hatte heftige Kopfschmerzen. Doch dies war noch nicht alles. Aus Mangel an Schuhen, und weil er seine Strümpfe schonen wollte, hatte er die Reise in bloßen Füßen unternommen. Aber der Weg am steinigen Ufer und noch mehr die Rückkehr durch das dornige Dickicht war so beschwerlich gewesen, daß er wunde Füße bekommen und schon gestern einen stechenden Schmerz darin empfunden hatte. Heute konnte er kaum auftreten und mußte daher den ganzen Tag in seiner Höhle liegen bleiben.

Am andern Morgen war zwar der Kopfschmerz vorüber, doch dafür hatte der Schmerz in den Füßen bedeutend zugenommen. Es kostete Robinson daher ungeheure Anstrengung, sich bis zur Quelle zu schleppen, wo er durch frisches Wasser seinen Füßen einige Linderung zu verschaffen gedachte. Aber die Mühe war beinahe ganz umsonst gewesen; denn als er später zurückkehren wollte, hatte er fast dieselben Schmerzen wie zuvor. Endlich wieder vor seiner Wohnung angelangt, verband er seine Füße mit Blättern und nahm sich vor, einige Tage zu Hause zu bleiben. Er tröstete sich damit, daß er ja genug Nahrungsmittel habe. So verbrachte er die Zeit meist liegend vor oder in seiner Höhle.

Sein Mundvorrath reichte jedoch nicht so lange aus, wie er gedacht hatte, da die letzte Ananas sowie der Rest seiner Schildkröten-Eier ungenießbar geworden waren. Die Austern hatte er schon am ersten Tage nach seiner Wanderung wegwerfen müssen, da sie ebenfalls verdorben waren, und es blieben ihm daher nur 2 Kokusnüsse zu seiner Nahrung übrig. Um neuen Mundvorrath zu schaffen, versuchte er, einen Gang nach dem Strande zu machen. Da er jedoch zur Zeit der Flut dort ankam, so fand er keine Austern und mußte sich mit einem Maiskolben begnügen. Dazu hatte ihn der Weg so angestrengt, daß er sich erst im Schatten eines Baumes erholen mußte, bevor er weiter gehen konnte. Als er sich aber später noch einmal nach dem Strande schleppte, da fand er so viel Austern, daß er sich satt essen und auch noch eine tüchtige Anzahl mitnehmen konnte.

Doch was nützte es ihm, soviel Vorrath zusammenzutragen, wenn dann die große Sonnengluth das Meiste davon ungenießbar machte? Mit solchen Gedanken setzte sich Robinson auf einen Stein vor seiner Wohnung und überlegte, auf welche Weise er diesem Uebelstand abhelfen könnte.

Da fiel ihm ein Loch auf, das sich nahe bei seiner Höhle am

Fuße der Felswand befand und noch weiter unter den Felsen zu erstrecken schien. Ließ sich das Loch größer machen, so hatte er mit einem Male einen Keller! Er nahm also seine Muschelschale wieder zur Hand und fing an zu graben. Aber der Erdboden war so fest, daß Robinson die Arbeit bald einstellte. Es fehlte ihm ja noch an Ausdauer, und er arbeitete nur dann, wenn ihn die Noth dazu zwang.

Als freilich am andern Tage seine Austern abermals verdorben waren und er sich nun mühsam etwas Anderes herbeitragen mußte, da ging er wieder an seinen Kellerbau. Das Anstrengende des vielen Bückens brachte ihn endlich auf den Gedanken, ob er sich denn nicht ein Grabscheit machen könnte. Wenn er nur auch gleich gewußt hätte, wie? Nun, die Noth macht erfinderisch. Robinson hatte schon vor einigen Tagen einen spitzigen Feuerstein gefunden; mit diesem bohrte er jetzt in die Muschelschale 4 Löcher und zwar so, daß diese ein Viereck von etwa 1/4 Fuß Länge und eben so viel Breite bildeten. Dann aber band er die Muschelschale an einen Stiel, indem er die Löcher zum Durchziehen des Bindfadens benutzte.

Mit Hülfe dieses Grabscheites wurde ihm die Arbeit viel leichter, und nach ein paar Tagen hatte er ein Loch von ziemlich 6 Fuß Tiefe, 3 Fuß Länge und 2 Fuß Breite zu Stande gebracht. Grub er nun noch einige Stufen aus und deckte er dann die Grube mit Baumzweigen und Pisangblättern zu, so hatte er einen Keller, der hinreichend kühl war. Jetzt fehlte es nur an den Lebensmitteln, die darin aufbewahrt werden sollten. So konnte er denn mit Freuden das Werk seiner Hände betrachten, das ihm anfänglich so schwer geworden war. Aber dieses hatte auch noch in anderer Weise sein Gutes. Es war Robinson nämlich vorgekommen, als wenn ihm solcher Fleiß viel wohler thue, als das unthätige Hinausstarren auf das Meer; schien ihm doch auch das Essen immer besser zu schmecken, wenn er sich sagen konnte: „Du hast es heute redlich verdient.“ Kurz, er fing allmählich an, Freude am Arbeiten zu finden.

Unterdessen waren seine Füße wieder gesund geworden. Damit sie jedoch auf einer zweiten Wanderung nicht von neuem krank würden, kam er auf den Gedanken, sich ein paar Sandalen*) zu machen. Zu diesem Zwecke suchte er derbe Baumrinde zu-

*) Sandalen nennt man diejenige Art von Fußbekleidung, welche bloß aus Sohlen besteht, die durch Riemen an die Füße fest gebunden werden.

sammen und band sie mit Bindfaden so fest an die Füße, als es ging. Freilich riß der Bindfaden gar oft, und die Rinde zerbrach mehrmals des Tages; aber Robinson wollte lieber diese Unbequemlichkeit ertragen, als wieder wunde Füße haben.

Er gedachte aber auch der heftigen Kopfschmerzen, die er sich auf seiner Reise zugezogen hatte. Dem konnte für die Folge nur durch einen Sonnenschirm vorgebeugt werden; aber wie sollte er einen solchen zu Stande bringen, da er weder Fischbein noch seidenes oder anderes Zeug dazu hatte? Endlich fand er auch hier einen Ausweg. Er band nämlich an das Ende eines langen Stabes die Stiele einer Menge Pisangblätter fest, so daß die Blätter herab hingen. Dann machte er aus ziemlich starken Ruthen einen Reifen von etwa 6 Fuß Durchmesser, und diesen verband er mit den Blättern ganz in der Weise, wie er es bei Anfertigung des Hutes gethan. Der Schirm wäre nun allerdings fertig gewesen; um ihn aber noch dauerhafter zu machen, befestigte Robinson 6 starke Stäbe darunter, und zwar mit dem einen Ende an den Reifen und mit dem andern an den Stock.

Nachdem er auf diese Weise einen ziemlich dichten Schirm gewonnen hatte, blieb ihm zur Ausrüstung für seinen Jagdzug noch die Herstellung von Bogen und Pfeilen übrig. Für den Bogen suchte er einen elastischen Stab von 6 Fuß Länge und spannte zwischen dessen beide Enden ziemlich starken Bindfaden.

Weit schwieriger war die Anfertigung der Pfeile; denn wenn diese etwas nützen sollten, so mußten sie vorn mit einer harten Spitze versehen sein. Nach vielen Ueberlegungen und manchem vergeblichen Versuche suchte sich Robinson eine Anzahl hölzerner Stäbe von verschiedener Länge, machte mit seinem Steinmesser in das obere Ende eines jeden eine Spalte und klemmte in diese einen spitzigen Steinsplitter. Damit aber die Pfeile leicht fliegen sollten, band er an das unterste Ende eines jeden mehrere Federn. Nun stellte er einige Schießversuche an, und zu seiner Freude fielen diese über alle Erwartung gut aus; ja er zweifelte nicht, mit seinen Pfeilen selbst ein größeres Thier schwer verwunden zu können.

Fünftes Capitel.

Robinson als Jäger.

Mit Sonnenschirm, Jagdtasche, Bogen und Pfeilen ausgerüstet, begab sich Robinson gleich am andern Tage auf die Jagd.

Um aber schneller in die Gegend zu kommen, wo er neulich das Thier gesehen hatte, schlug er den Weg durch ein niedriges Dickicht ein.

Leise und vorsichtig schritt er einher, nach allen Seiten hin sorgfältig ausspähend. Große Schmetterlinge zeigten flatternd ihre schönen Farben, glänzende Käfer schwirrten umher. Papageien*) und Pisangvögel**) flogen von Baum zu Baum, und das Hämmern des Spechtes tönte weithin durch den Wald; doch für unsern Jäger wollte sich lange Zeit keine passende Beute zeigen. Da auf einmal lief ein Jakuhuhn***) dicht an ihm vorüber. Er zielte und — schoß, aber der Pfeil schwirrte weit ab vom schnellfüßigen Wilde.

Unterdes war es Mittag und fürchterlich heiß geworden. Robinson war daher froh, als er einen gewaltig großen Ceiba- oder Wollbaum†) fand, der wohl für 200 Menschen hinreichenden Schatten gegeben hätte. Dazu bildeten die aus der Erde hervorragenden großen Wurzeln Tische und Bänke, die unserm Robinson ganz bequem waren. Hier ließ er sich also nieder, um sein Mittagsmahl zu verzehren. Aber noch war er nicht damit fertig, als er in ziemlicher Nähe ein Geräusch hörte. Auf wilde Thiere, wie auf schießbares Wild immer gefaßt, erhob er sich rasch, und da endlich erblickte er ein — Aguti. Eine Wurzel verzehrend, saß es gemüthlich auf den Hinterbeinen, gerade wie unsere Hasen und Kaninchen, wenn sie Männchen machen. Leise hob Robinson seinen Bogen auf; er schoß, und siehe da! das Thier fiel, vom Pfeile am Halse durchbohrt, todt zur Erde nieder. Da freute sich Robinson sehr; denn das war ja der erste glückliche Schuß, der erste Erfolg mit seinem Bogen.

Nun hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seine Beute auf die Schulter zu nehmen. Ehe er aber den Rückweg antrat, suchte er sich noch eine Zukost zu seinem Braten. Bald war seine Jagdtasche mit Ananasfrüchten und Kokusnüssen gefüllt, und nun kehrte er rasch nach seiner Wohnung zurück.

---

*) S. Anmerk. Nr. 28. — **) Die Pisangvögel oder Bananenstaare sind Singvögel von ungefähr 15 Centim. Länge, sehen oben schwarz, an Kopf, Hals und Brust kastanienbraun und unten gelb aus und kommen nur in Westindien vor. Sie leben von Pisangs, daher ihr Name. — ***) Jakuhühner (sprich: Dschakuhühner) haben ihren Namen von ihrem Rufe, der fast wie Dschaku klingt; sie kommen nur in Amerika vor, sind etwa 55 Centim. groß, olivenbraun und haben auf dem Kopfe einen weißen Federbusch. — †) Sprich: Ce-i-ba, s. Anmerk. Nr. 29.

Dort angekommen, zog er dem Aguti sogleich das Fell ab und schnitt ein derbes Stück Fleisch los, um es zu braten. Es fehlte ihm freilich noch an Feuer; aber er dachte: „Das Feuermachen ist leicht, man muß es nur machen wie die Wilden." Er hatte nämlich einmal gehört, daß die Wilden 2 trockene Hölzer so lange auf einander reiben, bis das eine davon anfängt zu brennen. Da glaubte er denn, daß er dies ebenso gut könnte, wie die Wilden. Aber hierin täuschte er sich gewaltig! Er rieb, daß ihm der Schweiß über die Wangen herablief; doch die Hölzer waren kaum etwas heiß geworden, als er vor Ermattung nicht mehr reiben konnte. Er erholte sich ein wenig und rieb von neuem; allein so sehr er sich auch anstrengte: er brachte die Hölzer nicht zum Brennen. Er mußte also für heute auf den Braten verzichten und sich mit seiner gewöhnlichen Kost begnügen, was er freilich sehr mißmuthig that.

Am andern Morgen nahm er ein paar härtere und trocknere Hölzer; aber auch jetzt ging es nicht besser. Denn wenn die Hölzer etwas heiß geworden waren, dann war er so müde, daß er ausruhen mußte; und wollte er nun wieder reiben, so war das Holz so kalt wie zuvor. Wie gut wäre es jetzt für ihn gewesen, wenn sich nur noch ein einziger Mensch bei ihm befunden hätte, der ihn bei dieser Arbeit hätte ablösen können! „Da liegt nun das schöne Fleisch und kann nicht gebraten und genossen werden." So seufzte Robinson, indem er die Hölzer ärgerlich wegwarf. „Wie soll das aber erst im Winter werden, wenn es kalt ist und ich nicht einmal Feuer habe?" rief er klagend aus.

Bei allen diesen Gedanken blickte er jedoch immer wieder auf sein Fleisch, und es wässerte ihm der Mund nach diesem Braten. Endlich erinnerte er sich, gehört zu haben, daß die Tataren*) das Fleisch, welches sie essen wollen, unter den Sattel legen und es so weich reiten. „Halt," dachte er, „durch Klopfen muß es doch eben so mürbe werden wie durch Reiten." Flugs legte er ein Stück Fleisch auf einen großen Stein, klopfte mit einem Stück Holz tüchtig darauf los und siehe da, bald war es ganz weich geworden. Nun setzte er sich in seine Höhle und verzehrte es; eine Kokusnuß und eine Ananas dienten ihm als Zukost und einige Pisangs zum Nachtisch.

So hielt er eine treffliche Mahlzeit. Freilich hatte er dabei weder Messer noch Gabel; allein diese vermißte er bei weitem

*) Ein Volk in Asien.

weniger schmerzlich als Salz und Brot. Ja Salz und Brot! Was hätte er jetzt für diese Nahrungsmittel gegeben! Und wie gering hatte er ein Stückchen Brot geachtet, wie oft selbst die besten Speisen verschmäht, als er noch im elterlichen Hause war! —

Während der nächsten Wochen machte Robinson häufig kleine Ausflüge, um sich Nahrung herbei zu holen. Bald trug er Kokusnüsse, bald Austern, bald Schildkröten-Eier ein, bald schoß er wohl auch ein Aguti. Er hatte übrigens bemerkt, daß die Schildkröten-Eier besser schmeckten, wenn sie einige Zeit in der Sonne gelegen hatten. Dies brachte ihn auf den Gedanken, in ähnlicher Weise mit dem Fleische zu verfahren. Er wickelte daher ein weichgeklopftes Fleischstück in ein großes Pisangblatt und legte es einige Stunden in den heißen Sand. Als er es hierauf versuchte, war es so weich und mürbe geworden, daß er's mit Appetit verzehren konnte.

So hatte sich denn immer hinreichende Speise für ihn gefunden, und es war seit seiner Ankunft auf der Insel noch kein Tag gewesen, an dem er hätte hungern müssen. Auch die Furcht vor wilden Menschen und Thieren war nach und nach gewichen, denn außer zwei Riesenschlangen hatte er ja bei seinen Ausflügen auf der Insel noch nichts Gefahrdrohendes weiter zu sehen bekommen. Und daß ihm diese nichts thaten, das wußte er nun; war doch die letzte sogar vor ihm geflohen, als er sie unvermerkt getreten hatte.

Was ihm dagegen recht schwere Sorgen machte, das war der Gedanke an den kommenden Winter; denn er wurde täglich mehr darauf gefaßt, daß er diesen werde auf der Insel zubringen müssen, nachdem seine Hoffnung auf ein Schiff schon so lange unerfüllt geblieben war. Und wie sollte es dann werden? Seine Kleider wurden immer dünner und waren an manchen Stellen sogar schon zerrissen. Ganz natürlich; denn er hatte sie schon lange Zeit nicht vom Leibe gebracht und war oft genug damit zwischen den dornigen Cactus- und Schlingpflanzen herumgekrochen. Sie konnten ihn also nicht gegen die geringste Kälte schützen. Dazu war seine Höhle nach einer Seite offen, und er hatte nicht einmal Feuer, an dem er sich hätte wärmen können. Nun besaß er zwar die Felle der getödteten Aguti's, und daraus hätte sich vielleicht ein Pelz machen lassen; doch diese brauchte er ja höchst nothwendig zur Bekleidung seiner Füße. Die Sandalen aus Baumrinde hatten sich nämlich sehr bald als unbrauchbar er-

wiesen und rieben ihm überdies die Haut wund. Aber nicht bloß der Mangel an warmer Kleidung erfüllte ihn mit Sorgen, er fürchtete auch, daß es ihm im Winter an Nahrung fehlen würde. Gewiß waren dann Bäume und Stauden kahl und nirgends Mais oder andere Früchte zu finden; gewiß hinderten ihn Schnee und Kälte, auf die Jagd zu gehen.

Sechstes Capitel.

Freud und Leid.

Gequält von so schweren Sorgen wollte Robinson sich eines Morgens Nahrungsmittel eintragen, als er durch ein tüchtiges Regenwetter überrascht wurde. Gern wäre er sogleich nach seiner Höhle zurückgekehrt, doch die Entfernung bis dahin war zu groß, und seinen Schirm hatte er des heftigen Windes wegen nicht mitgenommen. Es blieb ihm also nichts übrig, als unter einer Gruppe dichtbelaubter Bäume Schutz zu suchen. Er dachte: „Der Regen wird wohl bald aufhören.“ Aber da hatte er sich getäuscht; denn nun erhob sich ein heftiger Sturm, und es fing an, zu blitzen und zu donnern. Das Gewitter kam näher und näher, und auf einmal schlug es so nahe bei Robinson ein, daß dieser bewußtlos niederstürzte. Doch schon nach ganz kurzer Zeit wurde er plötzlich durch ein Gefühl großer Hitze aus seiner Betäubung aufgeweckt, und zu seinem Schrecken sah er sich fast ringsum von Flammen bedroht, so daß er dem gefährlichen Orte eiligst entfliehen mußte. Jedenfalls war der Blitz in einem hohlen Baume herabgefahren und hatte das Gestrüpp entzündet, das unten umher lag und ziemlich trocken geblieben war.

Kaum hatte er sich aber etwas von dem Schrecken erholt, als ein unbeschreibliches Gefühl der Freude über ihn kam. Wonach er sich so sehr gesehnt, das stand ihm ja nun mit einem Male zu Gebote: er hatte Feuer! konnte also braten und brauchte sich nicht mehr so vor der Winterkälte zu fürchten!

Inzwischen hatte das Gewitter sich verzogen und der Regen nachgelassen. Robinson trug daher schnell einen brennenden Ast vor seine Höhle und legte einen Haufen Holz darauf. Heisa! Das loderte und prasselte, daß es eine wahre Lust war, dabei zu sein. Nun stellte Robinson zwei große Steine an das Feuer und suchte sich ein langes Stück Holz zu einem Bratspieße. Dann holte er aus seinem Keller ein derbes Stück Agutifleisch

und machte ein Loch hinein. Durch dieses steckte er den Bratspieß und legte ihn auf die Steine über das Feuer. Schon nach kurzer Zeit fing es an, so köstlich nach Braten zu riechen, daß Robinson lieber sogleich ein Stück gekostet hätte. Dennoch beherrschte er diesmal seine Ungeduld und brachte unter fleißigem Drehen und Wenden des Bratspießes einen tüchtigen Braten zu Stande. Und als er nun das erste Stück davon genoß, da glaubte er, noch nie etwas so Vortreffliches gespeist zu haben. Hätte er aber noch ein paar Körnchen Salz dazu gehabt, dann wäre der Braten für ihn nicht mit Gold zu bezahlen gewesen!

Das Feuer war aber nicht die einzige Ueberraschung, welche unserm Robinson bereitet worden war. Wenn er sich nicht ganz irrte, so hatte er bei dem schnellen Laufe nach seiner Wohnung Laute gehört, die ihm ungemein bekannt zu sein schienen. Als er mit seiner Mahlzeit fertig war, dachte er wieder daran und suchte daher sogleich die Ursache ausfindig zu machen. Was fand er aber? Unter lautem Meckern kam eine Ziege ganz langsam auf ihn zu gelaufen, nachdem er eine Felsenecke umschritten hatte. Beim Anblick Robinsons wollte sie zwar entfliehen, da sie aber hinkte, so konnte sie Robinson mit leichter Mühe fangen. Wahrscheinlich war sie von einem herabrollenden Steine getroffen worden, denn bei näherem Zusehen bemerkte Robinson, daß sie am linken Vorderfuße verwundet war.

Es läßt sich denken, mit welcher Freude Robinson das gute Thier empfing. Er hätte es drücken und küssen mögen wie einen lange vermißten Freund, so überglücklich fühlte er sich; denn es kam ihm vor wie ein Bote aus der fernen Heimat. Bald erinnerte er sich aber, daß hierdurch der armen Ziege nicht geholfen wäre. Daher nahm er sie trotz ihres Sträubens auf die Schultern und trug sie vor seine Wohnung. Hierauf holte er schnell eine Kokusnußschale voll Wasser, wusch die Wunde aus und verband sie mit einem Stück Leinwand, das er von seinem Hemd abriß. Dann bereitete er vor der Höhle ein weiches Lager für die Ziege und gab ihr zu trinken. Alles dieses schien ihr sehr wohl zu thun, denn sie fing an, zuthulich zu werden.

„Wie mag aber die Ziege hierher gekommen sein?“ So fragte sich Robinson. „Giebt es noch mehrere derselben, ja giebt es Menschen auf der Insel, denen sie entsprungen ist? Vielleicht Europäer, ach, vielleicht Deutsche — Landsleute!“

Er konnte diesen Gedanken nicht ausdenken; er wurde ganz

närrisch dabei, und am liebsten wäre er gleich auf der Stelle ausgegangen, um die Landsleute zu suchen. Aber es war bereits zu spät, als daß er heute noch hätte weit gehen können. So benutzte er denn den Rest des Tages, um Holz für das Feuer herbei zu tragen; denn dies mußte ja die ganze Nacht brennen. Obgleich er vor Schlafengehen noch tüchtig nachgelegt hatte, so ließ ihn doch die Sorge für das Feuer nicht ruhig schlafen. Was ihn aber noch mehr aufregte, das war die Freude über die Ziege und die Hoffnung, wieder mit Menschen zusammen zu kommen. So graute denn kaum der Morgen, als er sich erhob, um die Reise anzutreten.

Aber so schnell ging das doch nicht. Vor allen Dingen mußte Vorsorge getroffen werden, daß das Feuer während der Abwesenheit nicht verlöschte. Und da war guter Rath theuer. Robinson konnte zwar so viel Holz auflegen, daß das Feuer für lange Zeit Nahrung hatte; doch wie, wenn es nun in seiner Abwesenheit regnete? Das Beste schien ihm endlich, wenn er jenes in seine Höhle brächte, weil es dort wenigstens vor dem Regen geschützt wäre. — Sodann mußte aber auch die Ziege frisch verbunden und mit Futter versorgt werden; denn Robinson wußte ja nicht, wann er zurückkommen würde. Endlich war alles geschehen, und nun begab er sich auf den Weg.

Ueber die linke Schulter hatte er den Bogen gehängt und über die rechte seine Jagdtasche. In der linken Hand trug er den Sonnenschirm, in der rechten den Spieß. Seine Pfeile wurden von einem Stricke gehalten, den er sich um den Leib gewunden hatte. Auf dem Kopfe trug er, wie gewöhnlich, einen aus Pisangblättern bereiteten Hut. Für die Füße hatte er sich vor einigen Tagen ein paar Sandalen aus Agutifellen gemacht, die ihm heute sehr zu Statten kamen.

In diesem sonderbaren Anzuge wandert er rüstig der Nordwestseite der Insel zu; denn dort hofft er, die vermeintlichen Ansiedler zu finden. Die Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft beflügelt seine Schritte, und fremder und fremder wird ihm die Gegend. Da, schon glaubt er in der Ferne einen Steg zu sehen! Freudig eilt er darauf zu, aber was ist's? Ein dichtes Gewirr von Schlingpflanzen, die sich wagerecht zwischen zwei Bäumen ausgespannt haben. — Er schreitet weiter, und siehe, da taucht im Hintergrunde die Spitze eines — Zeltes empor! Sein Gang scheint ihm zu träge, er eilt und eilt, um — abermals getäuscht zu werden. Das vermeintliche Zelt ist nichts anders, als ein wohl

10 Fuß hoher Lehmbau der sogenannten weißen Ameisen*) oder Termiten.

Trotzdem hoffte Robinson noch immer, Europäer zu finden; denn diese Hoffnung hatte ihn zu mächtig ergriffen, und so schritt er noch Stunden lang weiter. Aber so weit er auch ging, und so sorgfältig er nach Spuren von Menschen umherspähte: es war vergeblich. Kein Weg und kein Steg, keine Brücke, kein Zaun, kein Feld war zu sehen. Große Baumstämme lagen entwurzelt auf dem Boden, umrankt von großblumigen Schlingpflanzen. Zahllose Ameisen und Käfer durchwühlten die faulenden Stämme; aber weder ein Messerschnitt, noch ein Beilhieb oder irgend ein anderes Zeichen von Menschenhand war an ihnen zu erblicken.

Da endlich wurde Robinson zweifelhaft in seinen Vermuthungen, und sein Zweifel sollte bald noch größer werden. Als er sich nämlich unter einer großen Palme niedergelassen hatte und sein Mittagsbrot verzehrte, da rannte plötzlich ein ganzes Rudel von Ziegen dicht an ihm vorüber. Sie schienen ganz wild zu sein, denn weder ein Hund noch ein Hüter folgte ihnen. So kam er zu der Ansicht, daß die Thiere jedenfalls herrenlos auf der Insel herumliefen. Er dachte: „Vielleicht haben vor langen Zeiten einmal Europäer sich auf der Insel aufgehalten und ein paar Ziegen zurückgelassen, die sich nach und nach vermehrt haben.“

Dieser Gedanke war freilich sehr niederschlagend für ihn; denn er hatte sicher gehofft, wieder unter Menschen zu kommen. Anderseits freute er sich aber auch über die vielen Ziegen, denn unter solchen Umständen konnte er sich bei einiger Geschicklichkeit gewiß bald und oft einen tüchtigen Ziegenbraten verschaffen. Er schlich sich daher sofort nach der Gegend, wohin die Ziegen geflüchtet waren. Wirklich sah er bald darauf die arglosen Thiere mitten auf einem freien Platze weiden. Da nahm er schnell Bogen und Pfeil zur Hand, zielte — und siehe da, ein stattlicher Bock war der Lohn für seinen glücklichen Schuß. Er beeilte sich nun, das Thier vollends zu tödten, und lud es auf seine Schulter.

Als er jedoch mit seiner Bürde weiter schreiten wollte, war er im Zweifel, nach welcher Richtung er zu gehen hätte. Er wußte nur, daß er meist nordwestlich, oft aber auch nördlich gegangen war. Schon waren die Schatten der Bäume ziemlich lang; es blieb also nicht viel Zeit bis zum Untergange der Sonne,

*) S. Anmerkung Nr. 30.

und doch war Robinson noch ziemlich weit von seiner Wohnung entfernt. Nun schritt er zwar eilig in südöstlicher Richtung vorwärts; aber er schwebte lange Zeit in der Besorgniß, mitten im Walde übernachten zu müssen, weil er den Weg nicht fand; ja es blieb ihm endlich nichts weiter übrig, als sich nach dem östlichen Strande durchzuschlagen.

Auf diesem Wege machte er jedoch eine Entdeckung, die ihn seine bedrängte Lage vergessen ließ. Mitten in einem Geklüft in der Nähe des Meeres befand sich etwas, wonach er sich schon lange gesehnt hatte, nämlich — Salz. Hätte er einen Goldklumpen gefunden, er wäre nicht so glücklich gewesen, als beim Anblick dieses vortrefflichen Gewürzes. Sich des salzigen Geschmacks des Meerwassers erinnernd, dachte er: „Gewiß ist hier einmal Meerwasser gewesen, dies wird nach und nach verdunstet und dabei das Salz zurückgeblieben sein."

Eben hatte er seine Taschen mit Salz gefüllt und sah sich nach dem Wege um, als ihm eine neue Ueberraschung zu Theil wurde. Er erblickte nämlich in der Nähe des Strandes 2 Schildkröten. Er wußte zwar schon von Hamburg aus, daß das Schildkrötenfleisch sehr gut schmeckt; da er aber schon an dem Ziegenbocke genug zu tragen hatte, so ließ er die Thiere ungehindert entfliehen.

Endlich gelangte er in eine ihm bekannte Gegend. Da er wußte, daß der Weg von dort bis zu seiner Wohnung nicht mehr weit war, so schritt er rüstig darauf zu und hatte dieselbe bald glücklich erreicht. Hier erwartete ihn aber großes Leid. Noch war er nicht ganz an seine Höhle herangekommen, als er schon mit Schrecken den Rauch seines Feuers vermißte. Er stürzte hastig auf die Höhle zu, in der Hoffnung, wenigstens noch glühende Kohlen zu finden; aber es war nichts zu sehen. Athemlos durchwühlte er die Asche; doch nicht ein einziges glimmendes Fünkchen belohnte seine Mühe: das Feuer war und blieb erloschen.

Da kam eine tiefe Betrübniß über ihn. Er hatte das köstliche Gut, das ihm kaum erst geschenkt worden war, schon wieder verloren. Er mußte wieder leben wie zuvor und gleich den Thieren sich mit rohem Fleische und mit Früchten begnügen. Und das vielleicht für immer! Die Angst vor der Winterkälte, die kaum von ihm genommen war, trat wieder in alter Heftigkeit auf. — Was aber seinen Zustand noch um vieles schlimmer machte, das war der Mangel an Vertrauen auf den lieben Gott; hätte er dies gehabt, so würde er sich getröstet haben. So

aber raufte er sich das Haar und schalt sich, daß er das Feuer verlassen hatte.

Er würde vielleicht noch lange so fortgetobt haben, wenn ihn nicht die Müdigkeit gezwungen hätte, sich zur Ruhe zu begeben. Bevor er dies aber konnte, da mußte er erst die traurigen Ueberreste des Feuers aus der Höhle schaffen und sich sein Lager bereiten. So trübe endete ein Tag, der mit den freudigsten Hoffnungen begonnen hatte.

Siebentes Capitel.

Robinson macht sich einen Hof.

Als Robinson am andern Morgen erwachte, da erinnerte ihn das Meckern seiner Ziege, daß er doch nicht alles von dem verloren hatte, worüber er so sehr erfreut gewesen war. Das arme Thier mochte wieder Schmerzen an seinem Fuße haben, denn es hatte nur sehr wenig gefressen. Da löste er sogleich den Verband, der ganz trocken geworden war, und wusch die Wunde von neuem. Und wie wohl dies der Ziege that, das konnte er gleich sehen; denn sie fraß nun wieder. Dabei war sie so zuthulich, daß er beschloß, sie immer bei sich zu behalten. Ja, er hätte sie gar zu gern mit in seine Höhle genommen, wenn diese dazu geeignet gewesen wäre.

Er sann lange Zeit nach, wie er wohl seinen Wunsch befriedigen könnte; aber es wollte sich kein Mittel finden. Doch da fiel ihm ein, daß er ja einen Hof von Pfählen um seine Höhle machen könnte und dann nicht mehr die Steine vor den Eingang zu setzen brauchte. Aber wie sollte er dies anfangen? Dazu war eine Menge Pfähle nöthig, und diese mußten doch auch hoch genug sein, daß niemand darüber steigen konnte. Er hatte aber weder solche Pfähle, noch ein Beil oder eine Säge, womit er dergleichen hätte herstellen können. Da war guter Rath theuer; denn er mochte sinnen und suchen, so viel er wollte: er fand kein Ersatzmittel.

Darüber kam die Mittagszeit heran und mit ihr das Gefühl des Hungers. So mußte Robinson denn vor der Hand die Sache ruhen lassen und erst den gestern erlegten Ziegenbock abziehen und ausweiden, weil dieser sonst schnell in Verwesung übergegangen wäre. Wie trefflich würde ihm nun ein Stück von dem Fleische geschmeckt haben, wenn er es hätte braten können!

Doch was half's? Um den Hunger zu stillen, mußte er sich wohl oder übel wieder mit geklopftem Fleische begnügen. Er hatte ja nun wenigstens Salz dazu.

Kaum war aber die Mahlzeit eingenommen, so begann das Sinnen und Suchen nach einer Umzäunung seines Hofes von neuem. „Halt, ich hab's!" rief er, als sein Blick auf eine der 6 Fuß hohen Opuntien*) oder Fackeldisteln gefallen war, die in unzähliger Menge auf der Insel wuchsen. „Diese Pflanze scheint sehr leicht fortzukommen, da sie auf so dürrem Boden steht. Wenn ich meinen Hof mit solchen Disteln umgebe, dann bin ich sicher, daß ohne meinen Willen weder ein Mensch noch ein wildes Thier zu mir gelangt; denn die zahlreichen Stacheln an den Pflanzen werden es unmöglich machen, daß jemand durch die Hecke dringt oder sie übersteigt."

Sobald die Sonnenhitze es gestattete, schritt er zur Ausführung seines Planes. Zunächst beschrieb er von der Felswand aus einen Halbkreis um die Höhle, welcher wohl 120 Fuß im Durchmesser betragen mochte; die Hecke sollte also im Mittelpunkt etwa 60 Fuß von der Höhle entfernt sein und von einem bis zum andern Ende der langen Felswand reichen. Nun nahm er sein Grabscheit und lief, um die Opuntien auszugraben.

Nachdem er mehrere ausgegraben hatte, schickte er sich an, sie nach seiner Wohnung zu tragen. Aber das war schlechterdings unmöglich, wenn er sich nicht durch die unzähligen großen und kleinen Stacheln verletzen wollte. Was war da zu thun? Er rieb sich die Stirn und sann lange Zeit nach, wie er die Fortschaffung bewerkstelligen könnte; doch er fand kein Mittel. Ja hätte er einen Korb oder ein ähnliches Geräth gehabt, so wäre ihm geholfen gewesen. Da fiel ihm ein, wenn er die Opuntien auf eine hölzerne Schleife lüde, so würden sie geschont, und es ließen sich viele auf einmal fortschaffen. Er suchte sich also 2 Baumstämme, die etwa 8 Fuß lang und dabei etwas krumm waren: auf diese band er 12 Querhölzer und knüpfte an das vorderste einen Strick. Damit war die Schleife fertig; nun wurde sie tüchtig beladen, Robinson spannte sich davor und brachte so bald einen großen Haufen Opuntien vor seine Wohnung.

Bei weitem nicht so rasch ging das Einpflanzen derselben von Statten, weil Robinson dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen

*) Sprich: O-pun-zi-en, gewöhnlich Cac-te-en genannt. S. Anmerkung Nr. 18.

mußte und auch seinem Grabscheite nicht zu viel zumuthen durfte. Bei aller Vorsicht war dieses aber doch bald zerbrochen, und er mußte ein neues herstellen. Dabei überlegte er sich jedoch, daß bei dem festen Boden eine Hacke besser wäre, weil er sonst noch oft neue Grabscheite würde machen müssen. Wie er aber eine solche zu Stande bringen sollte, das wußte er noch nicht. Das Beste schien ihm freilich ein scharfer Stein; aber in einen solchen ließ sich doch kein Loch machen, um ihn an einem Stiele zu befestigen. „Nun," dachte Robinson, „habe ich nur erst einen passenden Stein, so wird sich das Weitere schon finden."

Und es fand sich auch. In der Nähe eines Berges lag ein schwärzlicher Stein, der ganz wie zu einer Hacke geschaffen schien; denn er war an der einen Seite etwas scharf und an der andern wie ein Keil. Robinson hüpfte vor Freuden hoch in die Höhe, als er den harten und glasigen Stein näher betrachtete, den wir Obsidian*) oder Glasachat nennen wollen. Sogleich brach er einen starken Hakenast ab, machte den Haken kürzer und band den Stein mit der Keilseite an diesen fest. Diese Hacke leistete ihm vortreffliche Dienste; denn nun konnte er die Erde immer erst locker hacken, bevor er sie mit seinem Grabscheite ausgrub.

So ging denn die Arbeit viel schneller von Statten, als früher, und die Umzäunung war nach 3 Wochen ziemlich vollendet. Nun aber entstand eine neue Schwierigkeit. Wenn Robinson seinen Hof ganz mit Opuntien umgab, so war er allerdings vor plötzlichen Angriffen von außen geschützt; aber dann konnte er doch selbst nicht hinaus und wieder herein! Was war da zu machen? Er dachte wohl an eine Leiter, die er zum Uebersteigen benutzen und beim Weggehen jedesmal verstecken könnte. Doch er hatte ja weder Bohrer noch Nägel, um die Löcher für die Sprossen bohren oder diese an die Seitenstangen annageln zu können.

„Wie wär's," dachte er endlich, „wenn ich zwei Pfähle lose einsetzte und an jeden derselben nach außen zu eine Opuntie anbände? Niemand würde sehen, daß hier der Eingang ist, und doch wäre mir geholfen. Ich könnte dann leicht hin und her, indem ich nur die Pfähle auszuheben hätte. So will ich's machen."

Bald war nun auch dieser Eingang hergestellt, und Robinson freute sich nicht wenig über seine Erfindung. Da ihm aber mehrere der Opuntien noch nicht eng genug an einander standen, so pflanzte er hinter jeden Zwischenraum noch eine kleinere und gewann dadurch einen Wall, der ihn hinreichend gegen plötzliche

*) S. Anmerkung Nr. 31.

Ueberfälle schützte. Nun konnte er ruhig und ohne Sorgen in seiner Höhle schlafen und hatte doch auch seine Ziege immer um sich.

Diese machte ihm immer mehr Freude. Sie war in Folge seiner sorgfältigen Pflege schon längst wieder hergestellt und ihm nun so zugethan, daß sie wie ein Hündchen hinter ihm her lief. Mußte er sie aber einmal zurücklassen, dann war es rührend anzusehen, wie freudig sie sich bei seiner Rückkehr geberdete. Gerade, als wenn es ihn schon lange erwartet hätte, so meckerte das liebe Thier und sprang umher. Und wem hätte diese Anhänglichkeit wohler thun können, als Robinson? Er hatte ja vorher gar kein lebendes Wesen gehabt, mit dem er sich abgeben konnte.

Achtes Capitel.

Ein großes Ereigniß.

In Gesellschaft seiner Ziege verlebte Robinson jetzt einige Wochen, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete. Er hatte sich nun darein fügen gelernt, daß er rohes Fleisch genießen mußte. Was ihn dagegen immer noch sehr quälte, das war die Sorge um den bösen Winter. Da trat ein Ereigniß ein, das ihn wieder für einige Zeit ruhiger machte. Er war eines Abends kaum eingeschlafen, als er auf einmal durch einen Stoß an seinen Kopf geweckt wurde. War es doch gerade gewesen, als wäre er etwas in die Höhe gehoben und gegen die Felswand geworfen worden. Noch wußte er nicht, ob er geträumt, da bewegte sich unter fürchterlichem Krachen der Boden unter ihm. Im höchsten Grade erschrocken sprang Robinson auf und verließ, gefolgt von seiner Ziege, die Höhle und den Hof. Und es war die höchste Zeit, denn schon wenige Secunden darauf entstand hinter ihm ein solches Getöse, als wenn die ganze Felswand eingestürzt wäre. Er sah sich jedoch nicht um, sondern rannte in Todesangst fort, so schnell er konnte.

Da that sich plötzlich in einiger Entfernung ein Berg auf, und unter donnerähnlichem Krachen brach ein furchtbares Feuer aus dem Schlunde hervor. Große Steine und Felsstücke wurden hoch empor geworfen oder weit fortgeschleudert. Dichte Massen von Asche stiegen in die Höhe und fielen gleich einem Feuerregen zu Boden.

Robinson hatte noch kein Erdbeben*) erlebt und auch noch

*) S. Anmerkung Nr. 32.

nie einen feuerspeienden Berg gesehen; daher war er außer sich vor Entsetzen und wußte nicht, wohin er sich retten sollte. Er lief nach der Küste, in der Hoffnung, dort sicher zu sein; aber er hatte sich getäuscht! Wie noch nie brauste das Meer, thurmhohe Wellen rollten wie gewaltige Kieselsteine hin über das felsige Ufer und drohten, ihn mit sich fortzureißen. Hier war also seines Bleibens auch nicht. Doch wohin sollte er seine Schritte wenden? Noch währte der Ausbruch des Vulkans fort, und von neuem erzitterte der Boden von den mächtigen Stößen des Erdbebens.

Da sank er in seine Kniee nieder und wollte beten. Allein er konnte nicht; denn von neuem trieb ihn die Todesangst fort, ohne daß er wußte, wohin? Dazu wüthete ein Sturm, wie er noch keinen erlebt hatte. Dickstämmige Bäume schwankten hin und her, wie leichtes Rohr, andere stürzten mit lautem Gekrach zu Boden. Ueberall drohte der Tod. Im höchsten Grade erschöpft und am ganzen Körper bebend, stürzte Robinson endlich nieder und blieb bewußtlos liegen.

So mochte er mehrere Stunden zugebracht haben. Als er bei Tagesanbruch durch einen heftigen Regenguß geweckt wurde, hatte sich zwar der Sturm gelegt, aber dem Berge entströmten noch dicke Rauchwolken. Wohin seine Ziege gekommen war, das wußte er nicht. Durchnäßt bis auf die Haut verließ er seinen Aufenthaltsort. Doch welch schrecklicher Anblick bot sich ihm dar! Bäume von mächtigem Umfange lagen entwurzelt auf dem Boden; Felsblöcke, gestern noch hoch zum Himmel emporragend, waren in tausend Stücke zertrümmert. Robinson war trostlos. Gewiß war von seiner Wohnung nicht die Spur mehr zu sehen; sicher war sein Keller zertrümmert, der Fleiß so vieler Wochen vernichtet. „Ich unglücklicher, ich elender Mensch!" rief er ein Mal über das andere aus. „Soll ich nun wieder von neuem anfangen, damit mir später alles wieder zerstört werde?"

Lange Zeit stand er in sich selbst versunken da. Endlich schritt er langsam seiner Wohnung zu. Aber wie erstaunte er, als er es hier gar nicht so schlimm fand! Es war zwar ein Stück des Felsens herabgestürzt, allein die Höhle und der Keller waren erhalten. Und was fand er in der Höhle, als er das Felsenstück überklettert hatte? Seine Ziege!

Trotzdem war er noch betrübt; denn er fürchtete sich, hier zu bleiben. Er mußte sich einen andern Ort zu seiner Wohnung suchen, wollte er nicht bei einem neuen Erdbeben verschüttet werden.

Wohin aber sollte er sich wenden? Er mußte sich doch auch schützen gegen Angriffe der Wilden und gegen wilde Thiere; denn er wußte ja noch nicht gewiß, ob nicht dergleichen auf der Insel hausten. Konnte ihn nicht auch anderwärts ein Erdbeben plötzlich begraben? Und wenn er sich das alles so ansah, was er nach und nach gemacht, dann that's ihm leid, die Höhle verlassen zu sollen. Hier war er wenigstens sicher vor Ueberfällen; er hatte seinen Keller, hatte die Quelle in der Nähe und konnte ungehindert das Meer übersehen.

Alle diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Endlich beschloß er, wenigstens vor der Hand noch hier zu bleiben. Da mußte er denn vor allen Dingen das Felsstück wegzuschaffen suchen, weil dies gerade vor seiner Höhle lag. Aber das wollte ihm schlechterdings nicht gelingen, obgleich er alle Kräfte aufbot. Was sollte er da machen? Er rieb sich die Stirn, aber er fand kein Mittel. So würde denn wahrscheinlich das Felsstück nicht von der Stelle gekommen sein, wenn nicht ein Zufall Hülfe gebracht hätte. Als sich Robinson nämlich am Mittag nach seiner Quelle begab, mußte er über mehrere umgestürzte und wild durcheinander liegende Baumstämme klettern. Indem er nun auf das Ende eines solchen trat, neigte sich dasselbe durch die Schwere Robinsons plötzlich zur Erde nieder und brachte so diesen zum Fallen. Dies verursachte ihm freilich einige Schmerzen, aber es hatte sein Gutes; denn beim Aufstehen bemerkte er, daß der Baumstamm in der Nähe seines andern Endes auf einem großen Steine ruhte, und daß auf diesem Ende ein entwurzelter Baum lag. Dadurch an die Anwendung des Hebebaums erinnert, suchte er sich sogleich einen kurzen Baumstamm aus, befreite ihn von den Wurzeln und Aesten und trug ihn zur Höhle. Dort angelangt, schob er ihn ein wenig unter die rechte Seite des Felsstückes, legte nahe bei diesem einen Stein unter den Hebebaum und drückte dann das andere Ende desselben mit der ganzen Wucht seines Körpers nach der rechten Seite nieder. Auf diese Weise konnte er mit seiner geringen Kraft ein großes Gewicht bewältigen, und so gelang es ihm, den schweren Block etwas nach links zu schieben. Es dauerte freilich lange und erforderte viel Anstrengung, ehe die Last nur einen Fuß weiter rückte; aber durch Ausdauer wurde doch endlich der Eingang der Höhle wieder so weit frei, daß man ungehindert in diese gehen konnte.

Darüber war es Abend geworden, und Robinson suchte höchst ermüdet sein Lager auf. Es ist aber nicht zu beschreiben, mit

welcher Unruhe er heute in der Höhle schlief. Jedes Geräusch weckte ihn auf, und mehrmals in der Nacht sprang er empor, in dem Wahne, daß ein neuer Erdstoß erfolgt wäre.

Am andern Morgen machte er jedoch eine Entdeckung, die ihm das Erdbeben nicht mehr als ein Unglück, sondern als die höchste Wohlthat erscheinen ließ. Er hatte nämlich am ersten Tage nach dem Erdbeben nicht gewagt, sich dem feuerspeienden Berge zu nähern. Heute aber faßte er sich ein Herz, obgleich noch immer dicke Rauchwolken aus dem Schlunde kamen. Da bemerkte er denn, daß aus diesem eine heiße und flüssige Masse, nämlich Lava*) herausgequollen und in einem langen, breiten Strome ins Meer hinabgeflossen war. Alles, was von Sträuchen und Bäumen in der Nähe gestanden hatte, mußte lichterloh gebrannt haben; denn Asche und Kohle lag rings umher. Die Lava selbst aber war noch so heiß, daß man sich gar nicht in ihre Nähe wagen durfte.

Robinson, im höchsten Grade begierig nach Feuer, warf ein Bündel dürres Seegras auf die Lava und — siehe da, in wenigen Secunden fing es an zu glimmen. Zum Glück lag ein langer, hakenähnlicher Ast in der Nähe. Diesen ergriff er schnell und zog damit das glimmende Bündel zu sich herüber. Hierauf that er noch mehr dürres Seegras hinzu, nahm das ganze Bündel in die Hand und lief schleunigst damit fort, bis es lichterloh brannte. Da warf er's hin, legte dürres Holz darauf, und bald schlugen die Flammen hoch empor. Das war nun aber eine große Freude für Robinson, als er wieder Feuer hatte; ja sie war fast noch größer, als das erste Mal.

Nachdem der erste Sturm seiner Freude vorüber war, trug er in Windeseile ein brennendes Stück Holz in seinen Hof und bereitete sich gleich einen tüchtigen Braten. Dabei war es höchst drollig anzusehen, mit welcher Sorgfalt er fast jeden Augenblick sich überzeugte, ob das Feuer noch brannte. Seine nächste Sorge war daher, Vorkehrungen zu treffen, daß es nicht wieder verlöschte. Aber er mochte sinnen, wie er wollte, er fand kein Mittel. Das Einzige, was ihm möglich schien, war regelmäßiges Auflegen von Holz zu bestimmten Zeiten. Das war freilich eine schwere Aufgabe; aber der Besitz des Feuers wog ja solche Beschwerden hundertfältig auf.

So hatte Robinson denn wieder einmal den Beweis empfangen,

---

*) S. Anmerkung Nr. 33.

daß Gott alles zum Besten lenkt. Was er erst für das größte Unglück gehalten hatte, das war nun zu einer Quelle der Freude für ihn geworden.

Neuntes Capitel.

Robinson sorgt für den Winter.

Robinson lebte seiner Meinung nach erst wieder wie ein Mensch, seitdem er Feuer hatte. Schon nach einigen Tagen konnte er gar nicht begreifen, wie er so lange habe rohes Fleisch genießen können. Auch dem Mais und den Pisangs gewann er jetzt einen bessern Geschmack ab, indem er diese mit Hülfe des Feuers zubereitete. Er benutzte nämlich zum Feuerherd einen flachen und breiten Stein; sobald nun dieser Stein durch das Feuer sehr heiß geworden war, schob Robinson die Kohlen bei Seite und breitete auf der heißen Stelle Maiskörner und in Scheiben geschnittene Pisangs aus. Auf diese Weise wurden sie geröstet und mundeten ihm nun viel besser, als im rohen Zustande. —

Es war Mitte August vorbei, als Robinson wieder Feuer bekam. Die Sonne stand senkrecht über ihm, und die Hitze war so drückend, die Luft so schwül, daß ihn oft heftige Kopfschmerzen quälten. Er hatte zwar unter seinen schon mehrmals erneuerten Blätterhut ein Geflecht von Bindfaden gemacht, um sich besser gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen; aber das reichte bei der großen Gluth nicht aus. Auch der Boden, namentlich der Sand, war glühend heiß, Baum und Strauch dürr geworden, und alles verödet; ja selbst das lustige Volk der Vögel schien jetzt traurig, denn nur in den ersten Morgenstunden waren sie zu hören. Robinson hatte vor einigen Tagen eine Ziege geschossen und abgezogen; aber er mußte sich beeilen, sie aufzuessen, weil das Fleisch trotz des kühlen Kellers schnell in Verwesung überging. Unter diesen Umständen schien es ihm rathsam, die Fleischvorräthe recht oft zu erneuern. Was er heute erbeutet hatte, mußte spätestens in ein paar Tagen aufgezehrt sein; denn sonst war es nicht zu gebrauchen.

Er sah es daher sehr gern, daß sich eines Morgens unter einem ungeheuren Sturme große, schwarze Regenwolken zusammenzogen. Freilich war er nicht wenig überrascht, als bald darauf ein solcher Regenguß begann, wie er noch keinen erlebt hatte. Die Tropfen, so groß wie Taubeneier, folgten ein=

ander so schnell, daß sie fast ununterbrochene, dicke Wasserstrahlen bildeten, und das dauerte nicht bloß stundenlang, wie in Deutschland, sondern Tag für Tag*).

Ein Glück für Robinson war es, daß der Regen wenigstens gegen Abend und in der Nacht häufig aussetzte; denn wie hätte er sonst wohl Lebensmittel herbeischaffen können, da jetzt ohnedies nur wenig Früchte zu finden waren. Allerdings hatte er vor einigen Tagen die freudige Entdeckung gemacht, daß die Bataten doch nicht so zu verachten wären, wie er vorher glaubte. Beim Sammeln von Brennmaterial hatte er nämlich mit allerhand dürrem Gestrüpp auch mehrere der Bataten herausgerissen und ins Feuer geworfen; später hatte er einen der halbverkohlten Knollen untersucht und nach Entfernung der schwarzen Kruste so wohlschmeckend gefunden, daß er von da an häufig geröstete Bataten genoß. Allein wie die Pisangs, so waren auch die Bataten jetzt nur spärlich zu finden, und außerdem gab es nur Kokusnüsse und hie und da noch einige Maiskolben. Die letzteren erschienen Robinson noch am meisten zum Aufbewahren geeignet, und er trug daher so viel davon herbei, als er konnte.

Bei einem dieser Ausgänge wurde Robinson von einem fürchterlichen Regenwetter überrascht. Da es ihm nicht sogleich gelang, Schutz unter Bäumen zu finden, so wollte er seinen Sonnenschirm auch gegen den Regen gebrauchen. Aber schon nach wenigen Minuten war sein Schirm durch die heftig aufschlagenden Regentropfen so zerstört, daß die Pisangblätter in Fetzen herabhingen. „Halt," dachte Robinson, „wenn ich statt der Blätter Felle auf den Schirm mache, so giebt er mir auch Schutz gegen den Regen." Kaum war er wieder in seiner Wohnung angekommen, so schnitt er mit seinem Steinmesser einige Agutifelle zurecht, stach Löcher hindurch und band die Felle an die Stäbe fest. Gern hätte er den Schirm nun auch zum Auf- und Zumachen eingerichtet, damit er ihn zuweilen unter dem Arme tragen könnte. Aber so viel Mühe er sich auch gab, so wollte ihm dies doch mit seinen mangelhaften Werkzeugen durchaus nicht gelingen, und er mußte daher auf seinen Wunsch verzichten.

Da er durch den Regen oft mehrere Tage in seine Höhle gesperrt war, so hatte er Zeit genug, auf Verbesserung seines Haushaltes zu sinnen. So dachte er denn auch wiederholt daran, sich ein korbähnliches Geräth herzustellen. Allein hier hieß es nicht: gedacht — gethan. Robinson hatte sich ja in seiner Jugend

*) S. Anmerkung Nr. 34.

nicht darum bekümmert, wie die Körbe gemacht werden; er wußte nur, daß man Weidenruthen dazu verwendet. Dennoch entschloß er sich, das Korbmachen zu versuchen, zumal er jetzt ohnehin nichts Anderes vornehmen konnte.

Die nöthigen Ruthen waren bald herbeigeschafft, da an dem Bache genug Baumweiden standen. Wäre es nur mit der Flechterei ebenso schnell gegangen! So oft Robinson auch anfing zu flechten, immer mußte er das Angefangene wieder bei Seite legen. Hatte er ein Stück Seitenwand geflochten, so wußte er nicht, wie er die beiden Enden verbinden sollte. Hatte er dies endlich mühsam zu Stande gebracht, so konnte er den Boden nicht daran befestigen. Dann waren auch die Weidenruthen so dürr geworden, daß sie entzwei brachen, wenn er sie umbiegen wollte.

Mißmuthig ließ er endlich die Arbeit liegen und ging, um Holz zu sammeln; denn beständig quälte ihn die Sorge für die Erhaltung seines Feuers. Dasselbe war allerdings hinreichend vor dem Regen geschützt, weil es unter einem Felsvorsprunge und zwischen 2 großen Steinen sich befand; aber es konnte doch leicht einmal geschehen, daß er zu spät daran dachte, neues Holz aufzulegen. Und was hätte er anfangen sollen, wenn ihm das Feuer wieder ausgegangen wäre, zumal wenn der strenge Winter kam mit seinem Schnee und Eis? Er sprang daher oft mitten in der Nacht von seinem Lager auf, um nach dem Feuer zu sehen, und nicht selten mußte er es von neuem anschüren. Wiederholt hatte er sich den Kopf zerbrochen, auf welche Weise es länger zu erhalten wäre; aber er hatte nichts weiter gefunden, als das Auflegen einiger grünen Aeste, und das nützte nur wenig. Da half ihm endlich ein Zufall aus der Verlegenheit.

Eines Tages hatte er auf die Kohlen des fast ganz niedergebrannten Feuers unter allerhand Gestrüpp auch einige frisch ausgerissene Sträuche geworfen, an deren Wurzeln noch Erdklumpen gehangen hatten. Als er nun nach mehreren Stunden neues Holz auflegen wollte, sah er zu seinem Erstaunen, daß die Sträuche noch gar nicht angebrannt waren. Und doch überzeugte ihn der aufsteigende Rauch, daß die Kohlen nicht erloschen sein konnten. Kaum hatte er aber die daraufliegende Erde etwas bei Seite geschoben, da fingen die nun trocken gewordenen Sträuche Feuer. „Halt," sagte Robinson, „wenn ich die Kohlen etwas mit Erde bedecke, dann brennen sie langsam fort. Das will ich mir merken."

So machte er denn regelmäßig jeden Abend kurz vor Schlafen-

gehen ein großes Feuer, bedeckte sodann die Kohlen mit Erde, grünem Holz und Blättern, und des Morgens schürte er das Feuer wieder an. Auf diese Weise brauchte er freilich viel Holz und mußte darauf bedacht sein, für den Winter einen möglichst großen Vorrath herbeizuschaffen. Das war aber nicht schwer, denn am Strande standen auf sandigem Boden eine Menge säulenartiger Cacteen, auch lagen vom Erdbeben noch viele Bäume umher, deren Aeste eine Menge Brennholz lieferten. Und an einem Raume zur Aufbewahrung fehlte es auch nicht, da Robinson neben seiner Wohnung einen Platz entdeckt hatte, der trotz des täglich herabströmenden Regens ziemlich trocken geblieben war. Hierher trug er seine Winterfeuerung und stapelte sie auf.

Beim Sammeln von Holz fand er denn einmal einen Baum, der ein Stück über der Erde umgebrochen war und in seinen Splittern eine für unsern Robinson ganz neue Erscheinung darbot. Der Baum hatte nämlich zweierlei Holz; gleich unter der Rinde zeigte sich Holz, das fast so weich war wie Speck; das innere dagegen sah ganz anders aus und war beinahe so hart wie Eisen*). „Ei," dachte Robinson, „da das Holz so hart ist, so läßt sich vielleicht mancherlei daraus machen. Wenn ich z. B. einen solchen Splitter abhaue und dann auf Steinen spitzig schleife, so bekomme ich einen Pfriemen, an dem mir's schon lange gefehlt hat." Er hieb daher mit seiner Hacke ein paar geeignete Splitter los und nahm sie mit sich fort. Nachdem er bei seiner Wohnung angelangt war, schritt er sofort dazu, einen der Splitter zu bearbeiten. Aber das ging nicht so leicht, und er mußte gar lange schleifen, bis der Splitter scharf und spitzig genug wurde. Dafür hatte er dann aber auch die Freude, ein Instrument zu besitzen, das sich nicht bloß zum Löcherstechen, sondern hier und da sogar als Messer benutzen ließ.

Zehntes Capitel.

Robinson fängt sich Ziegen ein.

Immer noch wollte der Regen keine Ende nehmen, und Robinson wurde daher mit jedem Tage ängstlicher, daß er seinen Winterbedarf nicht zusammen brächte.

Mit seinem Holzvorrathe durfte er soweit zufrieden sein, denn er hatte auf seiner Schleife bereits einen großen Haufen herbei-

*) Der Baum war ein Eisenholzbaum. S. Anmerk. Nr. 35.

geschafft; auch war noch genug zu finden, so daß er bald einen zweiten Haufen aufstapeln konnte. Woher sollte er aber im Winter Fleisch nehmen, wenn ihn Schnee und Kälte hinderten, auf die Jagd zu gehen? Das, was er jetzt erbeutete, ließ sich nicht aufbewahren, und dennoch wollte er im Winter nicht ohne Fleisch leben.

Nach langer Ueberlegung schien ihm das Beste, wenn er sich mittels einer Schlinge eine Anzahl von Ziegen lebendig einfing und dann und wann eine davon schlachtete. Er machte sich also eine starke Schlinge, und mit dieser gelang es ihm, nach manchem vergeblichen Versuche am andern Tage wirklich einer Ziege habhaft zu werden. Robinson war glücklich, nun schon zwei Hausthiere zu besitzen, und zu seiner besondern Freude bemerkte er, daß die neue Ziege Milch hatte. Als er jedoch zum Melken schreiten wollte, da sah er, daß er auch dies erst lernen müßte. Wie froh war er aber, als er die erste Kokusnußschale voll Milch an seinen Mund setzen und trinken konnte!

Das Gelingen seines letzten Versuchs bewog ihn, schon am nächsten Tage wieder auf den Ziegenfang zu gehen. Aber diesmal hatte er das leere Nachsehen. Es gelang ihm zwar abermals, seine Schlinge über eine vorüberkommende Ziege zu werfen; aber sie glitt an den Hörnern derselben ab, und so entwischte ihm die Ziege wieder. Glücklicher war er am darauffolgenden Tage, so daß seine Ziegenherde nun schon auf 3 Stück wuchs.

Mit dem vergrößerten Hausstande traten nun freilich auch größere Sorgen ein. Vorerst konnte Robinson die Ziegen zwar im Freien weiden lassen, er brauchte nur jede an einen Baum zu binden. Aber für den Winter mußte er bedeutende Vorräthe einsammeln, weil er sonst kein Futter für die Thiere haben würde.

Da zeigte sich denn das Bedürfniß nach einem Korbe von neuem, und zwar als so dringend, daß Robinson zum zweiten Male an die Korbflechterei ging. Diesmal war er aber in seinen Versuchen beharrlicher als neulich; denn immer zuerst den Boden machend und dann nach oben zu flechtend, setzte er sie so lange fort, bis es ihm endlich gelang, einen Korb zu Stande zu bringen. Freilich war dieser klein und sah sehr ungeschickt aus. Aber Robinson war sehr erfreut darüber; nun wußte er doch, wie die Körbe zusammengefügt werden müssen, und nahm daher sogleich einen größeren in Angriff. Er wählte möglichst lange Ruthen dazu aus, verfuhr wie bei dem kleinen Korbe und brachte so nach

vieler Mühe auch den großen fertig; ja dieser war sogar noch besser gelungen als der erste.

Inzwischen war jedoch der Fleischvorrath aufgezehrt, und doch wollte Robinson jetzt keine seiner Ziegen schlachten. Er mußte sich daher entschließen, wieder einen kleinen Jagdzug zu machen. Zum Glück regnete es am andern Morgen nicht, und so rüstete er sich zur Jagd. Diesmal nahm er aber außer der Schlinge auch Bogen und Pfeile mit, da es ihm ja heute nicht darauf ankam, ein Thier lebendig einzufangen.

Er war noch gar nicht weit gegangen, als er auf einmal wie fest gebannt stehen blieb. Hatte er recht gehört, oder war es eine Täuschung? Klang es doch gerade, als wenn Schweine in der Nähe grunzten! Er horchte mit zurückgehaltenem Athem, aber es herrschte wieder tiefe Stille. Da auf einmal glaubte er dicht über sich das fürchterliche Gebrüll von Tigern zu hören! Im höchsten Grade erschrocken, blickte er auf und sah — ein paar rothbraune Brüllaffen*), die nur wenige Fuß über ihm auf einem Baumaste saßen. Der eine davon war wohl 2 Fuß lang, und sein Schwanz mochte ziemlich ebenso lang sein. Die Thiere blickten erst neugierig auf ihn herab, dann sahen sie einander so drollig ernst ins Gesicht, daß er laut auflachen mußte. Da kletterten sie aber behende auf einen andern Baum und in das Dickicht hinein, wohin ihnen alsbald noch mehrere ihrer Kameraden folgten, die auf demselben Baume gesessen hatten. Einer davon schien größer und älter zu sein, als die andern und war wahrscheinlich auf dem höchsten Gipfel des Baumes gewesen; denn er kam zuletzt. Robinson hatte nicht Zeit gehabt, nach einem dieser Thiere zu schießen; er wußte auch nicht, daß das Fleisch derselben genossen werden kann und sehr wohlschmeckend ist. Bald hörte er in Absätzen wieder das abscheuliche Concert der Brüllaffen, das ihn erst in Staunen, dann aber in Todesangst versetzt hatte.

Obgleich inzwischen die Luft sehr schwül geworden war, so wollte unser Jäger dennoch weiter schreiten. Aber schon zog ein Gewitter herauf, das sich auch unter wolkenbruchartigem Regen sehr bald entlud. Unter einen hohen Baum wollte er sich nicht wieder stellen, weil er da beinahe einmal vom Blitze erschlagen worden wäre. Er war also gezwungen, das Ende des Regens in einem Dickicht von großblätterigen Sträuchen abzuwarten. Während er nun unter diesem kauerte, ward er abermals heftig erschreckt.

*) S. Anmerkung Nr. 36.

Es raschelte nämlich plötzlich dicht neben ihm, wurde wieder still, und dann wiederholte sich das Geräusch noch einmal. Er glaubte, daß ein wildes Thier da wäre, und sprang auf, um zu entfliehen. Kaum war er aber auf den Beinen, als er eine mehrere Fuß lange Eidechse an sich vorbeilaufen sah. Robinson war starr vor Entsetzen; denn er hielt das Thier im ersten Schrecken für ein junges Krokodil. Es sah grünbraun aus und hatte auf dem Rücken eine Art Kamm; unten an der Kehle aber war ein Sack (Wamme), an dem Zacken zu sein schienen. Robinson wußte nicht, daß dies Thier ein Leguan war, vor dem man sich durchaus nicht zu fürchten braucht. Es hat allerdings ein sehr grimmiges Aussehen; denn wenn ihm Gefahr droht, so macht es große Augen, bläst den Sack an der Kehle furchtbar auf und beißt im äußersten Falle auch. Aber es ist so dumm, daß es leicht mit Schlingen gefangen und unschädlich gemacht werden kann*).

Zu Robinsons Freude ließ jetzt der Regen nach, so daß er den unheimlichen Ort verlassen konnte. Aber die abscheuliche Eidechse hatte ihm die Jagdlust für heute benommen, so daß er sich mit der Hoffnung trösten mußte, am Strande vielleicht eine Schildkröte zu finden. Und diese Hoffnung wurde auch erfüllt, denn er fand nicht nur eine, sondern sogar 2. Er wollte sich sofort der nächsten bemächtigen und sie auf den Rücken wenden, damit sie nicht fort könnte; aber sie entschlüpfte rasch ins Wasser. Glücklicher war er bei der zweiten, die überdies noch größer war und wohl einen Centner wog. Nun schlug er mit einem starken Aste einige Male so derb auf das Brustschild, daß dasselbe zerbrach und das Thier starb. Aber er hatte dieses noch nicht weit getragen, als er während des Ausruhens auf einmal ein merkwürdiges Geschrei hörte. Auf einem Baume saßen nämlich dicht an einander zahlreiche Vögel, die etwa 3 Fuß lang waren, Federbüsche auf den Köpfen hatten und schwärzlich aussahen. Unbekümmert um die Nähe des Jägers ließen sie fortwährend ein Geschrei hören, das wie „Hock, Hock, Piu Mitu" klang. Schnell legte Robinson seine Schildkröte hin, nahm Bogen und Pfeil und schoß eines dieser Hockohühner herunter. Merkwürdiger Weise schienen sich aber die übrigen gar nicht um die sichtbare Gefahr zu kümmern; denn obgleich sie ihren Kameraden hatten fallen sehen, so hüpften sie doch kaum von einem Aste zum andern.

*) Näheres Anmerkung Nr. 37.

So hatte er denn heute sehr schwer zu tragen und war daher froh, als er seine Wohnung erreichte. Desto besser schmeckte ihm aber auch sein rasch zubereitetes Mahl, das ja überdies zum ersten Male in Schildkrötenbraten bestand.

Sollte das übrige Fleisch nicht wieder verderben, so mußte er einige Tage lang sehr viel essen; dann aber hatte er vielleicht wieder Wochen lang keinen Bissen, weil er des üblen Wetters wegen jetzt nur selten auf die Jagd gehen konnte. Indem er sich dies überlegte, kam er auf den Einfall, einmal das Einsalzen oder Pökeln zu versuchen. Er hatte ja Salz, und als Gefäß konnte er die Schildkrötenschale benutzen.

Gedacht, gethan! Er reinigte zuvörderst diese Schale und schnitt das Fleisch des Hockohuhns sowie einen Theil des noch übrigen Schildkrötenfleisches, so gut er konnte, in kleine Stücke. Dann streute er in die Schildkrötenschale etwas Salz und legte die Fleischstücke hinein, nachdem er sie gleichfalls gehörig eingesalzen hatte. Nun aber fehlte es ihm an einem Deckel, mit dem er die Schildkrötenschale dicht verschließen konnte. Dazu eigneten sich weder Steine noch Blätter, sondern nur eine zweite, größere Schildkrötenschale. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich wieder nach einer Schildkröte umzusehen. Nach langem Suchen fand er eine solche; diese tödtete er auf die frühere Weise und salzte auch einen Theil ihres Fleisches ein. Nun reinigte er die Schale und deckte damit das eingesalzene Fleisch zu; damit dies aber gehörig zusammengepreßt wurde, legte er noch ein paar große Steine auf die Schale.

Elftes Capitel.

Robinson baut sich einen Schornstein.

Am andern Tage sollte nun ernstlich angefangen werden, Winterfutter für die Ziegen einzutragen. Aber schon in der Nacht brach ein fürchterlicher Sturm los, und dieser währte unter starkem Regen auch den ganzen Tag fort, so daß Robinson seine Wohnung nicht verlassen konnte. Das machte ihm aber große Sorgen; denn wenn das Wetter so fort dauerte, dann konnte er ja nicht einmal für 3 Ziegen Futter genug schaffen. Und doch wollte er seine Herde noch vergrößern? Wie sollte das werden? Der einzige Trost war der, daß bald ein Tag kommen werde, an dem er bei rechtem Fleiße seine lieben 3 Thiere für den Winter

gehörig versorgen könnte. Denn eins von diesen zu schlachten, das fiel ihm gar nicht ein, weil sie ihm sämmtlich so große Anhänglichkeit bezeigten. Für heute blieb in jedem Falle nichts übrig, als die Ziegen aus dem Hofe zu lassen, damit sie sich selbst Futter suchten; denn ihr klägliches Meckern verrieth, daß sie großen Hunger hatten, und das that Robinson weh. Er durfte ja hoffen, daß sie nach Stillung ihres Hungers ganz von selbst zu ihm zurückkehren würden.

Während er nun durch den Regen in seine Höhle gebannt war, entwarf er mancherlei Pläne zur Verbesserung seines Hauswesens. So überlegte er sich, daß er einen Stall für die Ziegen bauen müsse, da diese im Winter doch nicht unter freiem Himmel bleiben durften. Noch mehr aber beschäftigte ihn der Gedanke an den Bau eines Schornsteines. Er wußte, daß sich das Fleisch sehr lange hält, wenn es erst eingepökelt und dann geräuchert wird. Gelang es ihm, einen Schornstein zu bauen und darin Stäbe zum Aufhängen des Fleisches anzubringen, so konnte er sich ja genug Fleisch für den Winter aufheben.

Bald war er sich über die Ausführung klar, und nun traf er sofort die nöthigen Vorbereitungen. Zunächst grub er an der Stelle seines bisherigen Feuerherdes ein viereckiges Loch, das etwa 1 Fuß tief war und der Grund zu dem Schornsteine werden sollte.

Da die Ziegen zur großen Freude Robinsons gegen Abend von der Weide zurückgekehrt waren, so ließ er sie am andern Morgen wieder dahin gehen und widmete sich der Fortsetzung seines Baues. Um aber den Grund gehörig ausmauern zu können, fehlte es ihm an Steinen, und er mußte gar lange suchen, bis er die nöthige Anzahl gefunden hatte.

Eine neue Sorge war, woher er Mörtel nehmen solle, um die Steine fest mit einander zu verbinden. Da gedachte er des Lehmes, den er neulich an einer Stelle seiner Insel entdeckt hatte. Flugs eilte er trotz Sturm und Regen dorthin und holte einige Lehmklumpen. Dann grub er ein Loch in die Erde, warf die Klumpen hinein, goß Wasser hinzu und knetete den Lehm tüchtig durch einander. Er erinnerte sich auch, daß die Maurer dem Lehme noch Spreu oder Kälberhaare beifügen, damit er fester halte. Nun hatte er zwar keines von beiden; allein diesem Mangel wurde durch Zerklopfen der vielen ausgekörnten Maiskolben abgeholfen, die sich nach und nach angesammelt hatten.

Endlich war auch der Mörtel fertig, und nun mauerte

Robinson wacker darauf los, statt der Kelle eine Muschelschale zum Auftragen des Mörtels benutzend. Als nun aber der Grund gelegt war, da galt es, möglichst viereckige Steine für den Aufbau des Herdes und des Schornsteines herbeizuschaffen. Und das hatte große Schwierigkeiten, weil Robinson keinen Hammer besaß, um hier und da eine Ecke abschlagen zu können; ja er würde kaum mit seinem Baue zu Stande gekommen sein, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß sich aus dem Lehme wohl auch viereckige Backsteine formen ließen. Froh über diesen Einfall, machte er sich sogleich ans Werk.

Freilich hatte er dabei sehr oft vom Regen zu leiden, weil das Formen der Backsteine am Lehmlager, also im Freien geschehen mußte. Dafür war aber auch der lehmige Boden so erweicht, daß Robinson im Laufe von ein paar Tagen wohl an 6 Dutzend Backsteine mit seiner Hacke ausgehauen und mit einer großen Muschelschale glatt geschnitten hatte. Sie ließen sich jedoch nicht eher verwenden, als bis sie vollständig ausgetrocknet waren, und das hatte in der Regenzeit einige Schwierigkeiten. Zwar schien die Sonne oft Stunden lang, aber wenn die Backsteine ziemlich trocken geworden waren, so machte sie ein tüchtiger Regenguß wieder naß. Diesem Uebelstande half Robinson endlich dadurch ab, daß er flache Steine herbeitrug und bei herannahendem Regen auf die Backsteine legte. Während dieselben auf diese Weise trockneten, machte er immer neue, und so hatte er nach und nach mehrere Hundert fertig bekommen.

Nun konnte der Bau fortgesetzt werden; die Backsteine wurden vor dem Aufsetzen etwas naß gemacht, mit Mörtel bestrichen, und bald zeigte sich, daß sie vortrefflich zusammenhielten. Zuerst führte Robinson also einen Herd auf, von ungefähr 3 Fuß Höhe, und auf diesen baute er dann den Schornstein. Damit er aber in den letzteren einsteigen könnte, wenn er darin Fleisch zum Räuchern aufhängen wollte, mußte er das Feuerloch ziemlich groß machen. Er vergaß auch nicht, verschiedene Querstäbe für diesen Zweck in den Schornstein einzufügen. Damit dieser aber nicht so leicht einstürzen könnte, mußte er lothrecht oder genau senkrecht gebaut sein; und da war es denn höchst drollig anzusehen, wie oft Robinson mittels eines an eine Schnur gebundenen Steines*) die Richtung der Mauern prüfte.

Der Bau dieser Küchenvorrichtung machte ihm sehr viel Ver-

---

*) Die Maurer nennen ein solches Instrument, das freilich nicht mit einem Steine, sondern mit einem Bleistück versehen ist, Loth.

gnügen, und als er endlich das erste Feuer auf dem Herde anzünden konnte, um ein Stück Fleisch zu braten, da war er überaus glücklich.

Nach seiner Berechnung lag das Fleisch, das er eingepökelt hatte, bereits über 10 Tage in den Schildkrötenschalen; es war also jedenfalls Zeit, dasselbe herauszunehmen. Richtig fand er, als die oberste Schildkrötenschale abgenommen war, das Fleisch fast ganz roth aussehend. Um es nun aber auch zu räuchern, knüpfte er an jedes Stück einen Bindfaden und hing es in dem Schornsteine an einem der Stäbe auf.

So konnte er denn das Fleisch pökeln und räuchern und hatte nicht mehr zu fürchten, daß es ihm verdürbe. Nun wollte er aber auch recht oft auf die Jagd gehen, um sich einen möglichst großen Vorrath für den Winter zu schaffen.

Zwölftes Capitel.

Sorgen ohne Noth.

Robinson hatte bemerkt, daß es seit mehreren Tagen immer nur des Nachmittags regnete. Da es auch heute so war, so konnte er seinen Vorsatz ausführen und auf die Jagd gehen. Mochte nun aber der herrschende Sturm oder irgend etwas Anderes das Wild verscheucht haben: kurz, Robinson bekam heute weder ein Aguti noch eine Ziege zu sehen. Und so hätte er denn ganz ohne Beute nach seiner Wohnung zurückkehren müssen, wenn er nicht am Strande endlich noch einer Schildkröte habhaft geworden wäre, die sich auf dem heißen Sande zu sonnen schien. Gern hätte er nun auch eine Zukost zu seinem Braten gehabt; aber es begann wieder ein solcher Regenguß, daß er so rasch als möglich seiner Wohnung zuschritt.

Am andern Tage wollte er wieder auf die Jagd gehen, um von neuem Fleisch einpökeln zu können. Aber schon in der Nacht hatte er ein solches Jucken und Brennen in seinen Zehen empfunden, daß er oft darüber aufgewacht war. Und heute war es noch schlimmer, denn jeder Schritt bereitete ihm Schmerzen. Was fand er aber, als er endlich nachsah? Fast an seinen sämmtlichen Fußnägeln waren kleine bläuliche Flecke, gerade, als wenn er sich Holzsplitter eingestoßen hätte. Und doch konnte er sich nicht erinnern, daß dies geschehen wäre; denn seine Füße waren ja immer mit Sandalen bekleidet gewesen. Wohl oder übel kehrte

er also nach Hause zurück, und dort fing er sogleich an, mit seinem Eisenholzpfriemen die vermeintlichen Holzsplitter auszubohren. Wie erstaunte er aber, als er statt eines Splitters — ein kleines Insekt fand! Es war einer der gefährlichen Sandflöhe, die in den heißen Ländern sich oft in die Füße der Menschen und Thiere eingraben, um dort ihre Eier abzulegen. So schmerzhaft auch das Ausbohren war, so mußte er es doch so lange fortsetzen, bis er von den entsetzlichen Peinigern befreit war. Er brachte daher fast den ganzen Tag damit zu, und es verging ihm aller Appetit zum Essen.

Nun waren aber seine Füße so zerstochen, daß er vor Schmerzen weder gehen noch stehen konnte. Und doch mußte er sich endlich bis zur Hecke schleppen, um die Ziegen ins Freie zu lassen, da diese kläglich nach Futter schrieen. Dadurch hatte er die Sache so schlimm gemacht, daß er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, und auch am andern Tage war es nicht viel besser. So mußte er denn mehrere Tage müßig in der Höhle bleiben und sich nur von Pökelfleisch nähren.

Zu all' diesem Ungemach gesellten sich nun auch wieder die Sehnsucht nach Menschen und die Furcht vor dem nahen Winter. Er hatte zwar jetzt Feuer, um sich etwas erwärmen zu können, und sein Holzvorrath schien groß genug, daß er dasselbe den ganzen Winter hindurch unterhalten konnte; aber er hatte nichts Warmes anzuziehen, und seine Kleider wurden immer schlechter und schlechter. Gar oft rief er seufzend aus: „Wenn ich nur wenigstens einen Pelz hätte!" Wohl hundert Mal überlegte er, wie er sich einen solchen aus Ziegenfellen machen könnte; doch er hatte ja weder Nadeln noch Schere. Und dazu kam noch, daß seine Höhle nach der Nord-Ostseite offen war; wehte also der Wind aus Nord-Osten, so wurden gewiß Schnee und Regen gerade hineingetrieben, und es blieb ihm dann vielleicht nicht einmal ein trockenes Plätzchen zum Schlafen. Endlich hatte er auch noch kein Winterfutter für seine Ziegen. Konnte er aber dies nicht auftreiben, so war's mit der Ziegenherde zu Ende.

So lebte er jetzt beständig in Angst und Sorgen vor dem Winter. Da es lange nicht mehr so heiß war, als bei Beginn der Regenzeit, so dachte er: „Gewiß ist es so, wie in meiner Heimat: jetzt ist Herbst, und der Regen verkündet die Nähe des Winters." Er legte sich daher jeden Abend in der Erwartung auf sein Lager nieder, daß am nächsten Morgen alles weiß aus-

sehen werde, und er konnte dann oft vor Angst und Sorgen nicht einschlafen.

Da blieb indes plötzlich der Regen einen Tag ganz aus und noch einen; ja es wurde wieder so heiß, daß Robinson gar nicht wußte, was er denken sollte. Da seine Füße nun wieder ziemlich geheilt waren, so wollte er gleich recht fleißig einsammeln und machte sich daher mit seinem Korbe auf den Weg. Aber wie groß war sein Erstaunen, als sich zwischen den verdorrten und verwelkten Pflanzen frische, junge und grüne Sprößlinge zeigten! Und mit welcher Verwunderung sah er, daß auch die Bäume anfingen, Knospen zu treiben! Er traute seinen Augen nicht. War es doch gerade so, als wenn in seiner Heimat der Winter fortzog und der Frühling kam!

Er sah wieder hin und immer wieder; ja er befühlte endlich die jungen Triebe und Knospen mit der Hand, um sich zu überzeugen; aber es war und blieb so: er hatte recht gesehen. Und doch war nach seinem Kalender nicht März, sondern erst der 25. October! Da wurde Robinson an sich selbst irre. Hatte er etwa ein paar Monate starr dagelegen und den ganzen Winter verschlafen? Er konnte sich umsehen, er konnte blicken, wohin er wollte: überall sah er Spuren des eintretenden Frühlings.

Zwar kamen nicht, wie in seiner Heimat, die Schwalben, um Nester zu bauen; es sang nicht unser Finke sein schönes Lied; es suchte nicht der Staar seine alte Wohnung wieder. Dafür aber ließen die Papageien wieder ihre langtönende Stimme hören; der feuerfarbige Gilbvogel*) und der Organist*) entzückten durch schöne Lieder das Ohr; der schwarzgelbe Spottvogel*) ahmte bald die, bald jene Stimme nach; der großschnäbelige Pfefferfraß*) sang sein „Pia po o co; die goldglänzenden Kolibris*) flogen gaukelnd von Zweig zu Zweig, und große buntfarbige Schmetterlinge flatterten munter von Blüthe zu Blüthe. — Und das alles war keine Täuschung; Robinson sah es mit eigenen Augen, er hörte es mit eigenen Ohren.

Freilich fand er hier keine Schneeglöckchen, die in den Wäldern seiner Heimat immer zuerst das Herannahen des herrlichen Frühlings anzeigten. Es war auch nicht das lieblich duftende Veilchen zu sehen; es gab keine Butterblume, kein Gänseblümchen und kein Windröschen, welche die

*) Näheres über der Gilbvogel, den Organist, den Spottvogel, den Pfefferfraß und die Kolibris s. Anm. Nr. 38—42.

Wiesen und Wälder seiner Heimat so bunt schmückten. Man würde endlich auch unsre Schlüsselblume vergeblich gesucht haben. — Aber es war dafür eine Menge anderer prächtiger Blumen zu sehen. Bald entzückte das Auge eine blaue Commeline, bald eine der hochblauen und violetten Clitorien. Hier prangten die rothen Pavonien, dort die herrlichen Amaryllen, und über alle ragten gleich Königinnen die großen, weißen, wachsähnlichen Blüthen der Bäume Gustavia und Clusia. Und nun vollends die unzähligen Blumen der Schlingpflanzen, voran die herrlichen Passifloren! Als sollte ein großes Fest gefeiert werden, so waren die Bäume mit den prächtigsten Guirlanden umwunden! — Kurz, Robinson vermochte kaum alle die Herrlichkeiten zu fassen, die sein Auge mit ihrer mannigfaltigen Farbenpracht ergötzten und dabei die lieblichsten Düfte spendeten.

Da war kein Zweifel mehr: statt des gefürchteten Winters war der Frühling eingezogen auf Robinsons Insel. Robinson selbst war wie umgewandelt. Es kam ihm vor, als wäre ihm ein schwerer Stein vom Herzen genommen. Laut aufjauchzend vor Freude, lief er bald hierhin, bald dorthin, um alle die Frühlingsboten, alle die Herrlichkeiten der Natur zu sehen. So waren denn mit einem Male die vielen Sorgen um den bösen Winter verschwunden, und Robinson sah fröhlich den kommenden Tagen entgegen.

Dreizehntes Capitel.

Robinson wird krank.

Robinson hatte sich gestern froh und glücklich auf sein Lager hingestreckt. Als er jedoch heute erwachte und seine Ziegen mit Futter versorgte, kam es ihm vor, als wäre es recht kühl geworden. Sonst hatte er immer nur von der Hitze zu leiden gehabt, heute aber fröstelte es ihn. — Gleichwohl wollte er seinen Arbeiten nachgehen, denn er hoffte, daß es ihm bald wieder warm werde. Er ging daher zur Quelle, um sich zu waschen und für die Ziegen frisches Wasser zu holen. Aber das Frösteln hörte nicht auf; ja es schien sogar schlimmer zu werden. Dabei fühlte er sich so schwach, daß er kaum die Ziege melken konnte. Und doch war er immer noch der Meinung, es wäre nur ein vorübergehendes Unwohlsein. Er fing an, Vorbereitungen zu einem Gehege für die Ziegen zu treffen, mußte indes bald davon abstehen;

denn er fror so sehr, daß er mit den Zähnen klapperte, und dabei wurde ihm der Kopf immer schwerer.

Unter diesen Umständen hielt er es für das Beste, sich wieder niederzulegen und warm zuzudecken. „Vielleicht,“ dachte er, „kann ich etwas schlafen, und dann werde ich wieder gesund sein.“ Aber es kam kein Schlaf in seine Augen. Statt des Frostes trat allmählich eine gräßliche Hitze ein, und Robinson erkannte nun mit Schrecken, daß er einen Anfall von Wechselfieber hatte. Jedenfalls mochte ihm das öftere Naßwerden während der Regenzeit geschadet haben. „Ach, wie sollte das werden, wenn ich hier ernstlich krank würde? — Wer würde mich pflegen, wenn ich von aller Welt verlassen hier in meiner Höhle läge?“ So jammerte er. —

Unterdes nahm die Hitze immer mehr zu. Bald fühlte er einen so brennenden Durst, daß er unter großer Anstrengung die Ziegenmilch herbeiholen mußte, um etwas davon zu trinken. Er hatte aber die Milch noch gar nicht lange getrunken, so war seine Zunge so trocken wie zuvor.

Endlich erlöste ihn der Schlaf von seiner Pein; er kam tüchtig in Schweiß, und als er nach einigen Stunden erwachte, fühlte er sich um vieles wohler. Freilich war er noch sehr matt und wurde bald wieder heftig von Durst gequält. Leider hatte er nun keine Milch mehr und mußte sich daher entschließen, einen Gang nach der Quelle zu versuchen. Auf einen Stock gestützt, erreichte er diese unter größter Anstrengung und stillte seinen Durst; dort aber mußte er wieder einige Zeit ausruhen, bevor er den Rückweg antreten konnte.

Die Nacht verlief ziemlich gut. Aber schon am Morgen fühlte er sich wieder so hinfällig, daß er kaum im Stande war, das Feuer zu versorgen, sich etwas Wasser herbeizuholen und seine Ziege zu melken. Der Zustand von gestern wiederholte sich, und bald hatte Robinson alle Milch ausgetrunken. Wieder fiel er in starken Schweiß und fühlte sich in den Nachmittagsstunden merklich besser. Wie gut war es nun, daß er wenigstens etwas Wasser bei der Hand hatte! Dies that ihm sehr wohl, und er bekam sogar gegen Abend einigen Appetit. Das hielt er für ein Zeichen seiner Genesung, und er freute sich, daß die Krankheit so schnell vorübergegangen wäre.

Aber diese Freude dauerte nicht lange. Schon am andern Tage stellte sich ein so heftiger Fieberanfall ein, wie ihn Robinson noch nicht gehabt. Er mußte daher auf seinem Lager liegen

bleiben und sich mit den Fellen der erlegten Agutis zudecken. Bald quälte ihn wieder der gräßlichste Durst, und doch hatte er nichts zu trinken. Ja hätte er selbst noch Wasser oder Milch in seiner Höhle gehabt, er hätte sie nicht einmal herbeiholen können; denn er vermochte nicht aufzustehen.

Er war in Verzweiflung. — Er gedachte seiner guten Eltern. Wie zärtlich hatte ihn seine Mutter gepflegt, wenn er einmal krank gewesen war! Wie ängstlich hatte sie an seinem Bette gewacht und ihm jeden Wunsch erfüllt! Wie liebevoll war sein Vater mit ihm gewesen; wie sehr hatte sich der gute Mann gefreut, wenn es hieß: die Krankheit hat nachgelassen! — Und jetzt? Jetzt war niemand um ihn, der ihm hätte beistehen können. „Wie," sagte er zu sich selbst, „wenn ich hier sterbe? Wer wird mir die Augen zudrücken, wer wird mich begraben? Niemand wird um mich weinen, niemand mich vermissen." Bei diesen Gedanken stürzten ihm die Thränen aus den Augen. Ach, er wäre doch gar zu gern noch einmal in sein Vaterland zurückgekehrt, um seine lieben Eltern wieder zu sehen! Und jetzt sollte er hier sterben! Wie schrecklich war ihm dies!

Er versuchte, seine Gedanken vom Tode abzuwenden; aber es war nicht möglich. Sein Zustand wurde immer schlimmer. Sein Blut lief rasch durch die Adern, seine Athemzüge wurden immer schneller und kürzer. Von dem fürchterlichsten Durste gequält, griff er um sich herum, ob er nicht etwas fände, womit er diesen stillen könnte. Aber er fand nichts weiter, als den halbverwelkten Stock, dessen er sich gestern beim Gehen bedient hatte. Gierig biß er in die Rinde desselben hinein, in der Hoffnung, daß ihm deren Saft vielleicht Linderung verschaffen könnte. Der Saft schmeckte entsetzlich bitter, aber er netzte doch wenigstens den Gaumen, und so nagte Robinson weiter und weiter. Bald war aber auch dies Mittel erschöpft und der Durst so brennend wie zuvor.

In dieser Noth wollte sich Robinson zu Gott wenden; er wollte beten. Aber er fand keine Worte, denn er hatte längst verlernt, zu Gott zu sprechen. Endlich stammelte er: „Ach, lieber Gott, hilf mir doch, denn ich sterbe!" Doch da gedachte er seines bisherigen Lebens und fragte sich: „Kann mir denn Gott noch helfen? Habe ich nicht oft und schwer gegen seine heiligen Gebote gesündigt? — Gott will, daß wir unsern Eltern gehorchen und sie lieb und werth halten. Ich aber bin ungehorsam gegen meine Eltern gewesen; ich habe sie

sogar böslich verlassen und ihnen dadurch Gram und Herzeleid bereitet. — Gott sagt auch: Du sollst den Feiertag heiligen! Habe ich das gethan? Nein, denn ich habe seit der Einrichtung des Kalenders gar nicht wieder an Gott gedacht, ja statt ihm für die vielen Wohlthaten zu danken, habe ich oft sogar gemurrt. — — Habe ich's wohl verdient, daß der liebe Gott sich meiner erbarmt? — — Jetzt wird er mich bestrafen, wie mir's einst mein Vater prophezeit hat!"

So stöhnte er und vergrub dabei den Kopf tief in das Seegras, das ihm als Lager diente. — Nach einigen Minuten stierte er wild vor sich hin. Es war ihm, als sähe er seinen alten guten Vater vor sich. Das Haar war ihm gebleicht, seine Gestalt gebückt, sein Gesicht voll Kummer. — Dann glaubte er wieder seine liebe Mutter zu sehen, wie sie ängstlich auf der Straße herumlief, wie sie ihn im Hofe und überall suchte, mit fliegenden Haaren und todtenbleichem Antlitz. Es war ihm, als wenn sie verzweiflungsvoll und mit heiserer Stimme seinen Namen rief. Da breitete er seine Arme aus und schrie: „Hier bin ich! hier bin ich!" Er wollte dabei aufstehen und ihr entgegenstürzen — aber er sank kraftlos auf sein Schmerzenslager zurück.

So lag er lange Zeit. Immer und immer wieder rief er bald seine Mutter, bald seinen Vater; doch seine Stimme verhallte ungehört auf der öden Insel. — Endlich erwachte er aus dem Fieber. Aber das war ein schreckliches Erwachen; seine Brust war beklemmt, sein Athem glühend heiß, und sein Mund stand weit auf. Seine Zunge lechzte nach einer Erfrischung; doch es war niemand da, der sie ihm hätte reichen können. Jetzt wünschte er den Tod herbei, damit er von seinen Qualen befreit würde. Er fühlte auch, daß es nicht mehr lange dauern könne, und bereitete sich deshalb zum Tode vor. Er faltete seine Hände und flehte zu Gott um Gnade. Dann bat er seine guten Eltern im Geiste um Verzeihung und dankte ihnen für die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen.

Jetzt schien das Ende seiner Leiden zu kommen. Die Beklemmung nahm immer mehr zu, und der Athem wurde kürzer und kürzer. Noch einmal hob er das Haupt empor und blickte mit verstörten Zügen, mit stieren Augen umher. Dann sank er wieder zurück, es wurde ihm wie Nebel vor den Augen — und er wußte nichts mehr von sich.

Dritter Abschnitt.

Erstes Capitel.

Ein doppeltes Erwachen.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, und ein lieblicher Frühlingsduft drang bis zum Lager Robinsons, als dieser endlich erwachte und um sich blickte. Wie lange er ohne Bewußtsein dagelegen hatte, das wußte er nicht; doch jetzt fühlte er sich um vieles besser, denn der trockenen Hitze war abermals ein starker Schweiß gefolgt, der höchst wohlthätig auf ihn gewirkt hatte. Wahrscheinlich hatte gerade der Genuß des bittern Rindensaftes seines Stockes ihm geholfen, denn der Stock war ein Zweig des caraibischen Chinarinden-Baumes*). Jetzt war ihm der Kopf leicht, und er empfand mit Freuden die Wiederkehr ins Leben. Nur quälte ihn wieder der Durst auf unbeschreibliche Weise, und doch war er zu schwach, um aufzustehen.

Da zeigten sich seine Ziegen in der Nähe. Sie sahen ihn an, als ob sie fragen wollten: wie lange hast Du geschlafen? Die armen Thiere schienen sehr hungrig zu sein; sie hatten ja während der Krankheit Robinsons nur wenig Futter gehabt. Aber so wehe ihm dies that, so war er doch noch nicht im Stande, sie zu füttern. Das Melken der Mutterziege mußte freilich geschehen, wenn diese nicht Schmerzen erleiden und wohl gar die Milch verlieren sollte. Sie folgte auch sogleich der Lockung und trat willig an Robinsons Lager, um sich melken zu lassen. Und es war die höchste Zeit, daß dies geschah; denn es floß heute schon viel weniger Milch aus dem Euter als sonst.

Ach, das war ein Labsal für den armen Kranken, als er nun mit der Milch seinen brennenden Durst löschen konnte. Allein die Anstrengung beim Melken war zu groß gewesen; kaum hatte er getrunken, so sank er kraftlos auf sein Lager zurück und verfiel von neuem in einen tiefen Schlaf.

Es war schon spät am Nachmittag, als er wieder erwachte. Er fühlte sich jetzt wie neugeboren; ja er konnte zu seiner Freude

*) Aus der Rinde solcher Bäume, die auch „Fieberrindenbäume“ heißen, wird ein Arzneimittel gegen Fieberkrankheiten bereitet. S. Anmerk. Nr. 43.

mit Hülfe des Stockes sogar aufstehen, um das Nothwendigste seines Haushaltes zu besorgen. Vor allem lag ihm die Fütterung seiner Ziegen am Herzen, und er ließ diese daher aus dem Hofe, damit sie sich selbst Nahrung suchten. Die nächste Sorge war, nach seinem Feuer zu sehen. Was sollte er anfangen, wenn dasselbe während seiner Krankheit erloschen wäre? Er freute sich daher außerordentlich, als er noch glühende Kohlen vorfand.

Da er jetzt einigen Appetit zum Essen hatte, so röstete er sich mehrere geschnittene Bataten. Diese und eine halbe Kokusschale voll mit Wasser verdünnter Milch bildeten sein heutiges Abendbrot, das allerdings mager war, aber ihm dennoch wohl that. Hierauf versorgte er sich mit Trinkwasser, holte seine Ziegen herbei und begab sich zur Ruhe. —

Seine Genesung machte nun immer mehr Fortschritte. Freilich traten hin und wieder noch schwache Fieberanfälle ein; aber endlich hörten auch diese auf, und nach einigen Wochen war Robinson wieder so gesund, als wenn er nie krank gewesen wäre.

Aber es war doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen — er war durch die Krankheit ein ganz anderer Mensch geworden! Die Nacht, in der er zu sterben glaubte, war nicht wieder aus seinem Gedächtniß gekommen. Immer und immer wieder erinnerte er sich der Bilder, die ihm im Fieber erschienen waren. Da hatte er so recht tief die ganze Sündhaftigkeit seines seitherigen Lebens gefühlt, und nun ließen ihm die Vorwürfe seines Gewissens keine Ruhe. Er mochte hingehen, wohin er wollte, er mochte wachen oder schlafen: immer beschäftigten sie seine Seele.

Wie schwer hatte er sich an seinen guten Eltern versündigt, indem er ihnen durch seine Flucht so viele kummervolle Stunden bereitete! Dennoch erhält ihn Gott bei dem Schiffbruche in der Nordsee am Leben und giebt ihm Gelegenheit zu reuiger Umkehr. Und wie dringend mahnt ihn sein Gewissen, wie ernstlich der Hamburger Schiffer an seine Pflicht! Aber er bleibt taub gegen solche Stimmen, und hintergeht sogar den braven Mann, der ihm Geld zur Rückreise nach Hamburg geliehen hatte. — Seine Habsucht bringt ihn von neuem in Gefahr. Einige der Matrosen seines Schiffes werden von den Seeräubern getödtet, andere als Sklaven verkauft — ihn allein läßt Gott in Saleh bleiben und dann glücklich von da entfliehen. — Er erleidet Schiffbruch und ist dem Tode nahe; doch die schützende Hand Gottes rettet ihn abermals, und zwar ihn allein! — Sie läßt ihn Mittel finden, sich eine Wohnung

zu bereiten; sie schenkt ihm Nahrung, sein Leben zu fristen; sie giebt ihm Waffen, um sich zu vertheidigen. Statt aber dafür dankbar zu sein, klagt er stets über sein Schicksal und murrt bei dem kleinsten Unfalle.

Robinson saß auf einer Anhöhe, das Gesicht gegen das weite Meer gewendet, während er diese Betrachtungen anstellte. „Ach, ich gottloser, ach, ich schlechter Mensch!" So rief er voll Verzweiflung aus und warf sich auf die Erde nieder. Er getraute sich nicht, empor zu blicken; denn es war ihm, als ruhte das zürnende Auge Gottes auf ihm. Er hielt es nicht für möglich, daß Gott so viel Liebe, Güte und Barmherzigkeit besäße, um ihm zu verzeihen. Er glaubte, der liebe Gott habe ihn verstoßen, wie ein zürnender Vater seinen Sohn verstößt.

So lag er lange ganz zerknirscht da und rang nach Trost. Indem er aber dabei unwillkürlich an die vielen Gefahren dachte, aus denen ihn der liebe Gott errettet hatte, da wurde er allmählich ruhiger. „Wie," sagte er zu sich selbst, „würde er mich denn nicht durch den Blitz oder durch das Erdbeben erschlagen haben, wenn er mich strafen wollte? Hätte er mich von der schweren Krankheit genesen lassen, wenn er mir nicht Zeit geben wollte, ein besserer Mensch zu werden? Ja seine Nachsicht und Langmuth muß groß sein! Aber nicht bloß voll Langmuth und Geduld, sondern auch voll Liebe und Güte muß er sein! Hat er mir doch so unendlich viele Wohlthaten erzeigt, ohne daß ich nur im Geringsten seinen Namen geheiligt und seine Gebote befolgt habe!"

Und als er dies so recht bedachte, da lernte er erst Gott erkennen. Es leuchteten seine Augen, und er fühlte sich erhoben bei dem Gedanken an den großen, barmherzigen und gütigen Gott. Er fiel auf die Kniee nieder und betete zum ersten Male in seinem Leben mit Andacht und Inbrunst, und zum ersten Male zog himmlischer Frieden, zog Freude und Seligkeit in seine Brust ein!

So war denn der Frühling auch in ihn selbst eingekehrt und hatte aus dem Sünder einen besseren Menschen erblühen lassen! Wie sein Körper, so war auch seine Seele zu neuem Leben erwacht!

Zweites Capitel.

Der Geburtstag.

Durch die Krankheit war Robinson auch behindert worden, seinen hölzernen Kalender in Ordnung zu halten. Wird aber

die Ordnung einmal gestört, so ist sie nicht leicht wieder herzustellen. Das sah Robinson recht deutlich an seinem Kalender. Seine Krankheit war zwar vorüber; allein er war in diesen Tagen zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, als daß er der Striche an seinem Kalender gedacht hätte. Jetzt aber, da es ihm einfiel, beilte er sich sofort, die jüngst verflossenen wichtigen Tage nachzutragen.

Doch was sah er da? Hatte er sich nicht in den Tagen verrechnet, so war heute der 15. November. Das war ja sein Geburtstag! Wie hätte er diesen unbeachtet vorübergehen lassen können? Tauchten doch wie auf einen Zauberschlag die Tage der Vergangenheit in ihm auf, wie sie sich gefolgt waren mit den Freuden und Leiden seines wechselvollen Lebens! So blickte er denn zurück auf die früheren Geburtstage und gedachte der Zeit, in der er noch glücklich im Kreise der Seinigen gelebt hatte. War er nun auch schon beinahe ein ganzes Jahr von seinen Eltern entfernt, so trat dennoch das traute Bild des väterlichen Hauses ganz deutlich vor seine Seele. Welch' schöne Feste waren allemal die Geburtstage gewesen! Es bestand ja in seiner Familie noch die alte gute Sitte, die Geburtstage der Angehörigen feierlich zu begehen.

Wie zärtlich wurde er immer behandelt, wenn sein Geburtstag war. In aller Frühe trat die liebe Mutter an sein Bett und weckte ihn mit einem herzlichen Kuß und Glückwunsch aus dem Schlummer. War er dann angekleidet, so führte sie ihn in das festlich geschmückte Wohnzimmer, und hier suchte sie ihn scherzend an einen Tisch anzubinden. Und auf diesem lagen zwischen schönen Blumensträußen nicht nur allerhand nützliche Geschenke, sondern auch einladende Eßwaaren und Leckereien. — Unterdes war auch der gute Vater hinzugetreten, um ihn zu beglückwünschen und in der liebevollsten Weise zum Guten zu ermahnen. Und nun vereinigte sich die Familie zu einem frommen Gebete, dankte dem lieben Gott für seine Gnade und erflehte diese auch für die Zukunft. Waren die Eltern mit Robinsons Aufführung zufrieden gewesen, so durfte er wohl auch einige Schulkameraden einladen, und dann wurde ihm der Tag zu einem großen Feste. — So festlich und in der Mitte seiner Freunde hatte er noch den vorjährigen Geburtstag begangen.

Wie ganz anders war es heute! Robinson war viele hundert Meilen von der Heimat entfernt, er war allein auf einer einsamen Insel! — Jetzt erst fühlte er, daß sein Vater Recht ge-

habt hatte, als er ihm einst das hohe Glück des Zusammenseins mit den Angehörigen vorstellte. Und mit Thränen im Auge rief Robinson voll Schmerz: „Ach, was werden sie heute sagen, die lieben, guten Eltern? Gewiß halten sie mich für todt, und der heutige Tag ist für sie ein Tag des Schmerzes und der Trauer. Ach, könnte ich ihnen nur einen Boten schicken, um sie zu trösten und ihnen zu sagen, daß ich noch lebe! So aber bin ich von aller Welt abgeschnitten, und niemand weiß, daß ich hier bin. Und könnte ich auch alle Schätze der Welt darum geben, so würde es mir doch nicht möglich sein, meinen Eltern eine Nachricht zu senden.“

War er denn aber wirklich so ganz verlassen? Lebte nicht Gott, der überall ist und alles kann? Robinson dachte jetzt auch daran; er kniete deshalb nieder, faltete seine Hände und betete: „Ach lieber Gott, ich bitte Dich, daß Du mich bald wieder in meine Heimat kommen lässest. Sollte es aber nicht Dein Wille sein, so erfülle meine armen Eltern mit Trost und Ergebung! Amen.“ Als er wieder aufstand, war ihm das Herz leicht, und er blickte voll Vertrauen zu Gott empor.

In dieser Stimmung faßte er den Vorsatz, sich künftig öfter mit Gott zu unterhalten. Er sah freilich auch ein, daß es mit dem bloßen Hersagen von Gebeten noch lange nicht abgethan sei; er meinte, daß man auch so leben müsse, wie es der liebe Gott will. Daher nahm er sich ernstlich vor, ein recht guter und frommer Mensch zu werden. Diesen Vorsatz aber sollte fleißiges Gebet in ihm wach erhalten und kräftigen. So kam er denn zu dem Entschlusse, von jetzt an regelmäßig jeden Morgen, Mittag und Abend zu beten. Früh wollte er beten, um für den göttlichen Schutz in der verflossenen Nacht zu danken, aber auch um Kraft und Muth zu erflehen für den kommenden Tag. Das Mittagsgebet sollte ihn vor Undankbarkeit und Unzufriedenheit bewahren. Des Abends aber wollte er sich prüfen, ob er an dem verflossenen Tage nichts Unrechtes gethan habe, und zugleich wollte er Gott um Schutz für die kommende Nacht anflehen. —

Ueber diesen Betrachtungen waren mehrere Stunden vergangen und der Mittag nahe. Es war daher hohe Zeit, daß er seine Wirthschaft bestellte. Die Ziegen verlangten meckernd ihr Futter, und das Feuer mußte mit frischem Brennholze versorgt werden. Nachdem er beides eiligst gethan, dachte er daran, sich zur Feier seines Geburtstages einmal eine recht gute Mahlzeit zu bereiten. Da nach seiner Meinung jetzt die Fleischstücke im Schornsteine

hinlänglich durchgeräuchert sein mußten, so holte er ein Stück herbei und bereitete es zu. Aber auch eine neue Zukost wollte er haben.

Er hatte schon oft darüber nachgedacht, ob er nicht die Maiskörner zu Mehl stoßen und sich Kuchen oder Brot daraus backen könnte. Heute nun wollte er damit einen Versuch machen. Aber er hatte ja keine Mühle, er hatte auch weder einen Mörser noch einen Stößer dazu. Wie sollte er da die Maiskörner zu Mehl machen können? Schon wollte er seinen Vorsatz aufgeben, als ihm plötzlich einfiel, daß dies wohl auch durch Reiben zwischen zwei Steinen geschehen könnte. Er suchte sich also einen möglichst glatten Stein von der Größe einer kleinen Tischplatte, schüttete einen Haufen Maiskörner darauf und zerrieb sie mit einem kleinen Steine.

Als er aber fertig war, da fehlte es wieder an einem Siebe, mit dem er die Hülsen oder Kleien von dem Mehle sondern konnte. Da sah's nun freilich schlimm aus, und deshalb mußte Robinson sich endlich entschließen, für heute auf den Maiskuchen zu verzichten. Indem er sich aber zum Ersatz wenigstens einige Kokusnüsse herbeiholen wollte, da fiel sein Blick auf das netzartige Bastwerk*), das unten um die Stiele der Palmenzweige geschlungen war. Sah dies doch gerade so künstlich aus, als wenn es von Menschenhänden gemacht worden wäre! „Halt!" sagte er, „das ist ja fast wie zu einem Siebe geschaffen." Er löste ein tellergroßes Stück ab, und siehe da, es war zähe genug zu seinem Zwecke. Hierauf machte er aus breiter Baumrinde einen Reifen, befestigte das Netz daran, und nun konnte er sein Mehl durchsieben.

Aber jetzt kam eine neue Schwierigkeit. Robinson hatte ja keinen Backtrog, in dem er das Mehl zu einem Teige machen und diesen gehörig durchwirken oder kneten konnte. Sollte er denn bis hierher alles durchgesetzt haben und nun auf den Kuchen verzichten? Nein, das wollte er nicht. Und es war auch nicht nöthig; er hatte ja erst neulich einen großen Warzenkürbis gesehen, der bloß ausgehöhlt zu werden brauchte, um als Gefäß zu dienen. Den holte er herbei, nahm die Samenkerne heraus, und so stand der Backtrog vor ihm. In diesen that er nun das Mehl, rührte es mit etwas Milch an und mischte auch ein wenig Salz hinzu. Nachdem er den Teig gehörig geknetet hatte, machte er mehrere kleine flache Kuchen daraus und legte sie auf eine heiß gemachte

*) S. Anmerkung Nr. 20.

Stelle seines Herdes, wie er beim Rösten der Pisangs und Bataten zu thun pflegte. Dort wendete er sie von Zeit zu Zeit um, bis sie endlich auf beiden Seiten hinlänglich gebräunt waren.

Und als er nun den ersten davon genoß, da fand er ihn so wohlschmeckend, daß er gleich nach der Mahlzeit auch einen Versuch mit dem Brotbacken anstellte. Er nahm also diesmal statt der Milch Wasser zu dem Teige, formte daraus runde, kuchenähnliche Brote und buk sie. Allein er war mit dem Erfolge nicht recht zufrieden, weil die Brote weder so locker waren, noch den angenehmen säuerlichen Geschmack hatten, wie die unsrigen. „Nun, hinter dieses Geheimniß werde ich wohl auch noch kommen!" so tröstete er sich, und schon der Gedanke, wieder etwas Brotähnliches zu haben, stimmte ihn dankbar gegen den lieben Gott.

Drittes Capitel.

Robinson als Schneider.

Robinson hatte sich vorgenommen, immer recht gut zu sein und fest auf Gott zu vertrauen. Doch bald kam er in Versuchung, wieder etwas Böses zu thun.

Er hatte bekanntlich bei dem Schiffbruche nichts gerettet, als die Sachen, die er auf dem Leibe trug, und diese waren in Folge des täglichen Gebrauches bereits vor der Krankheit sehr abgenutzt und hier und da zerrissen. Wären sie nun frühzeitig genug ausgebessert worden, so würden sie vielleicht noch eine Zeit lang ausgehalten haben. Aber wie hätte Robinson das Ausbessern bewirken sollen, da er ja weder Nadel noch Zwirn oder Seide, weder Tuch noch eine Schere besaß? Er hatte wohl schon oft hin und wieder gesonnen, auf welche Weise er sich helfen könne; allein es wollte sich kein anderes Mittel finden, als die entblößten Stellen seines Körpers mit Baumblättern zu verdecken. Da diese aber immer schnell dürr wurden und bei der geringsten Bewegung zerrissen, so kam er bald davon ab; doch sah er sich vergeblich nach etwas Anderem um. Freilich wußte er nun, daß er hier nicht nöthig hatte, sich durch Kleider gegen Kälte zu schützen; und eben so wenig brauchte er sich seines schlechten Anzugs vor andern Leuten zu schämen, weil außer ihm niemand da war. Aber er wollte sich auch selbst nicht so entblößt einherschreiten sehen.

Hierzu kam jedoch noch ein anderer Uebelstand, der dringend

Abhülfe erforderte. Seit dem Ende der Regenzeit hatten sich nämlich auf der Insel die Mosquitos*) eingestellt. Es war dies eine höchst lästige große Mückenart, die vorzüglich des Nachts ihr Wesen trieb und Robinson heftig quälte. Kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, so waren diese Thiere da und stachen ihn so arg, daß er oft große Beulen bekam. Dabei schmerzten diese Stiche fürchterlich, obgleich Robinson durch Auflegen feuchter Erde sich Linderung zu verschaffen suchte. Anfangs hatte er nicht sehr darauf geachtet, es mochten wohl auch noch nicht so viele Mosquitos dagewesen sein; jetzt indessen schienen sich die Schaaren täglich zu vermehren. Gesicht, Hände, Beine und wo sich sonst eine bloße Stelle zeigte: alles war furchtbar von den Thieren zerstochen.

Ganz besonders arg war diese Plage heute und namentlich deshalb, weil Robinson beim Erklimmen eines Berges sich ein großes Loch in seine Kleider gerissen hatte. Er wußte gar nicht mehr, wie er sich des lästigen Ungeziefers erwehren sollte. Er schlug um sich; er verließ sein Lager; er holte Blätter, um sich besser zuzudecken; doch immer und immer wieder waren neue Schaaren da, die ihn quälten. Er holte endlich seine Strümpfe herbei, die er sorgfältig aufbewahrt hatte, um sie zu schonen; er bedeckte sich mit Fellen und vergrub sich so tief als möglich in sein Lager; aber alles dies nützte ihm nichts. Da war er nahe daran, wider Gott zu murren, daß er dies Ungeziefer geschaffen habe. — Doch er widerstand der Versuchung und gedachte seines Vorsatzes.

Plötzlich fiel ihm ein, daß man sich in Deutschland oft des Feuers bedient, um die Mücken abzuwehren. „Vielleicht," dachte er, „hilft dies auch hier." Er stand daher auf, holte einige Feuerbrände herbei und legte eine Menge Baumblätter darauf. Bald entwickelte sich dadurch ein starker Rauch, und siehe da, die Menge der Mosquitos schien sich zu verringern. Freilich war er so genöthigt, immer Acht zu geben, daß das Feuer nicht erlosch, und an Schlaf war also nicht zu denken. Aber Robinson wollte lieber diesen entbehren, als sich unaufhörlich durch die Mosquitos peinigen lassen.

Lange konnte er allerdings nicht so fortleben, wenn er nicht von neuem krank werden sollte. Denn er sah wohl ein, daß der nächtliche Schlaf dem Menschen fast so nothwendig ist, wie Speise und Trank. Er mußte also von neuem auf Mittel sinnen, seine Kleider in besseren Stand zu bringen. Doch wenn er diese

*) Sprich: Moßkitos (den Ton auf der ersten Silbe).

genauer ansah, dann war es ihm klar, daß jede Mühe vergeblich sein würde. Selbst der geschickteste Schneider hätte sie trotz aller Hülfsmittel nicht noch einmal genügend ausbessern können; wie sollte er es vermögen, der weder die Fähigkeit noch die Hülfsmittel dazu besaß? Und doch mußte etwas geschehen, wenn er nicht zuletzt nackt einhergehen, wenn er nicht durch die Insekten jämmerlich umkommen sollte.

Ein altes Sprüchwort sagt: „Noth macht erfinderisch," und dies bewährte sich auch bei Robinson. Er hatte zwar schon oft daran gedacht, daß es vielleicht möglich wäre, aus Ziegenfellen ein oder das andere Kleidungsstück herzustellen. Immer aber war er wieder von dem Gedanken abgekommen, weil er keine Werkzeuge hatte, um die Felle zuzuschneiden und zusammenzunähen. Jetzt schien ihm die Sache nicht so unmöglich; zum Zuschneiden taugte vielleicht der scharfe Kieselstein, und zum Nähen hatte er ja seinen Pfriemen und den Bindfaden, den er nun durch Klopfen und Zertheilen der Blattrippen schon viel besser zu machen verstand.

Unter solchen Ueberlegungen näherte sich die Nacht ihrem Ende, und wer war darüber froher, als Robinson? Nun holte er gleich die aufbewahrten Felle herbei, um Musterung darüber zu halten. Aber da zeigte sich, daß die meisten davon durch die Hitze steif und hart geworden, also nicht zu gebrauchen waren, und die wenigen noch brauchbaren reichten höchstens zu einem paar Beinkleider hin.

Als er nun aber zur Schneiderei selbst übergehen wollte, da stieß er wieder auf allerhand Hindernisse. Erst wußte er nicht, wie er die Felle zuschneiden sollte; denn er hatte ja nie bei einem Schneider zugesehen. Kaum war er darüber etwas im Klaren, so konnte er mit seinem Kieselsteine die Felle nicht durchschneiden. Dazu gehörte große Kraft, und gerade diese konnte Robinson bei der Kürze seines Steines nicht gut anwenden. Endlich kam er auf den Gedanken, sich einen Griff zu dem Steine zu machen, damit er diesen besser handhaben könnte. Er schnitt also in ein glattes Stück Holz eine Spalte, klemmte in diese den Kieselstein und umwickelte dann den Griff, so fest er konnte, mit Bindfaden. — So war denn der Abend wieder herangekommen, und noch immer hatte Robinson nichts Anderes anzuziehen. Es blieb ihm also nichts übrig, als die Felle so gut als möglich um den Körper festzubinden, damit er während der Nacht nicht wieder so sehr zu leiden hätte.

Glücklicherweise waren in dieser Nacht bei weitem weniger Mosquitos da, und so konnte unser todmüder Robinson wenigstens einige Stunden ziemlich ruhig schlafen. Immerhin war die Plage noch arg genug gewesen, um ihn bei Anbruch des neuen Tages zur Fortsetzung seiner Schneiderei zu nöthigen. Durch seinen Fleiß und die Verbesserung seines Messers kam Robinson an diesem Tage wenigstens mit dem Zuschneiden zu Stande. Nach abermals 3 Tagen war auch das mühsame Geschäft des Zusammennähens gethan, und nun freute sich Robinson nicht wenig, als er die fertigen Beinkleider anziehen konnte. Freilich würde der ungeschickteste Schneider Hamburgs sich halbtodt gelacht haben, wenn er das Robinson'sche Meisterstück gesehen hätte. Freilich drückten und spannten sie hier und da, und besonders hatte Robinson dadurch zu leiden, daß ihm die harten Felle beim Gehen die Haut wund rieben. Aber er wollte sich lieber alles dieses gefallen lassen, als nackt einhergehen und den Stichen der Mosquitos ausgesetzt sein.

Nun entstand die Frage, ob er sich auf gleiche Weise auch eine Jacke herstellen könnte, und wie die harten Felle sich etwas geschmeidiger machen ließen. Er grübelte lange, aber vergeblich und sah endlich ein, daß er für seinen Oberkörper sich wohl noch eine Zeit lang mit den alten Kleidern behelfen müsse. „Vielleicht," dachte er, „kommt mir über Nacht ein guter Einfall, denn man sagt ja immer: guter Rath kommt morgen."

Viertes Capitel.

Robinson als Fischer und Kürschner.

Robinson hatte sich diesmal nicht geirrt, denn es war ihm über Nacht der gute Einfall gekommen, die Felle im Wasser zu erweichen. Da eilte er denn nun schon in früher Morgenstunde, seinen ganzen Vorrath von Fellen nach dem Meeresufer zu tragen. Dort legte er sie einzeln ins Wasser und beschwerte jedes mit einem großen Steine, damit sie nicht durch die Wellen fortgetrieben werden könnten. Da sie aber wenigstens einen Tag und vielleicht sogar noch länger im Wasser liegen bleiben mußten, so durfte er heute nicht an Fortsetzung seiner Schneiderei denken.

Schon hatte er sich entschlossen, sogleich auf die Jagd zu gehen, als er in der Nähe der Felle mehrere Fische herumschwimmen sah. „Halt," dachte er, „ich könnte ja auch einmal Fische essen."

Und sogleich lief er nach der Höhle, um seine netzartige Jagdtasche zum Fischfange vorzubereiten. Zu diesem Zwecke befestigte er rings um die Oeffnung des Netzes eine Ruthe und band an diese eine Stange, so daß er also einen Hamen hatte. Mit diesem kehrte er nun nach dem Ufer zurück, warf ihn aus, und siehe da, bald hatte er 3 große und 6 kleine Fische darin gefangen. Hätte er aber diese nicht schnell getödtet, so wären sie ihm sämmtlich wieder entwischt; denn einer davon hatte schon die Maschen des Netzes zerrissen. Dieser Umstand machte der weiteren Fischerei ein Ende, und Robinson mußte sich also mit dem begnügen, was er hatte.

Da er aber gerade in der Nähe des Baches war, so wollte er gleich einmal baden. Er kleidete sich also aus und kühlte sich im Schatten eines Baumes etwas ab. Wie erschrak er aber, als er jetzt wieder einmal sein Hemd betrachtete! Hätte er nicht genau gewußt, daß dieses einst weiß gewesen war, so würde er es nimmermehr geglaubt haben; so schmutzig sah es aus. Und das war sein einziges Hemd! Wie sollte das in Zukunft werden, wenn auch dies zerrissen war? Für heute blieb in jedem Falle nichts übrig, als es tüchtig zu waschen. Da Robinson aber keine Seife hatte, so mußte er sich begnügen, wenigstens den meisten Schmutz daraus entfernt zu haben. Nun hing er's an einem Strauche auf, um es trocknen zu lassen, und das Bad begann.

Welch' angenehme Erfrischung gewährte es ihm aber, als er ein Stück ins Wasser ging und darin umherschwamm! Er bedauerte, nicht schon lange einmal gebadet zu haben, und ward gar nicht müde, seine Schwimmkunst zu versuchen. Inzwischen war das Hemd durch die warme Luft hinlänglich getrocknet, und so konnte er zu seiner Freude wieder einmal reine Wäsche anziehen.

Das Bad hatte ihn hungrig gemacht, und er freute sich deshalb auf das neue Mittagessen, das ihm die Fische geben sollten. Freilich wußte er noch nicht, wie er diese zubereiten würde; denn an dem Spieße konnte er wohl Ziegen- und Agutifleisch braten, doch Fische nicht. Diese mußten seiner Meinung nach entweder in einem Tiegel gebraten oder in einem Topfe gekocht werden, und er hatte ja keins von beiden. „Ja," sagte er, „wenn ich ein solches Geschirr hätte, könnte ich manches anders und besser einrichten in meinem Haushalte. Ich könnte mir das Fett sammeln, das beim Braten allemal herunterläuft und verloren

geht; ich könnte mir einen ordentlichen Braten bereiten und könnte auch zur Abwechselung manchmal Fleisch kochen. Da ich erst neulich sehr schöne Thonerde gefunden habe, so will ich mir doch solche Geschirre machen."

Mittlerweile war es Mittag geworden, und Robinson mußte daher heute etwas Anderes essen und die Fische einstweilen in seinem Keller aufbewahren. Gleich nach eingenommener Mahlzeit holte er einige Thonklumpen herbei, knetete sie tüchtig durch einander und wollte nun ans Werk gehen. Ja, wenn er auch nur gewußt hätte, wie die Klumpen sich zu Töpfen gestalten ließen. Muß zunächst die äußere Form oder die Höhlung gemacht werden, oder gar beides zugleich? Das waren die Fragen, die ihn lange Zeit lebhaft beschäftigten. Endlich entschied er sich für das Letztere und fing an, seine Kunst zu versuchen. Aber so viel Mühe er sich auch gab, und so zahlreiche Schweißtropfen er dabei vergoß: er brachte nichts zu Stande, was einige Aehnlichkeit mit einem Topfe gehabt hätte. — Darüber war der Abend herangekommen, und so mußte die Arbeit für heute eingestellt werden.

Getreu dem alten Sprüchworte: „M o r g e n s t u n d e h a t G o l d i m M u n d e," hatte sich Robinson schon längst daran gewöhnt, des Morgens sehr zeitig aufzustehen und nach dem Gebete unverweilt an sein Tagewerk zu gehen. So that er auch heute. — Als er seine Töpferei fortsetzen wollte, fand er den gestern geholten Thon so trocken, daß er erst neuen herbeischaffen mußte. Wieder begann er, zu kneten und zu formen, warf das Mißlungene weg und versuchte die Arbeit auf eine andere Weise; aber er war damit nicht glücklicher, als mit den früheren Versuchen. Kurz, er hatte noch immer kein Kochgeschirr, als ihn sein hungriger Magen erinnerte, daß die Mittagszeit vorüber war. Da warf er die Fische ohne Weiteres ins Feuer; dort bekamen sie bald eine dicke, braune Kruste, und unter dieser fand er dann so schmackhaftes Fleisch, daß er auch heute wieder eine vortreffliche Mahlzeit hielt. Nach aufgehobener Tafel fuhr er zwar emsig fort, Thon zu kneten und zu formen; allein noch immer brachte er nichts zu Stande. Mißmuthig warf er endlich die Arbeit bei Seite und beschloß, am andern Morgen lieber erst seinen Anzug zu vollenden, da er in der vergangenen Nacht wieder sehr durch die Mosquitos zu leiden gehabt hatte. Ueberdies lagen ja die Felle nun schon fast 2 Tage im Wasser und waren jedenfalls genug erweicht.

Sobald er am andern Morgen die Ziegen bestellt hatte, eilte

er nach dem Strande, um die Felle zu holen. Und siehe da, sie waren nun sehr geschmeidig geworden. Wie freute er sich aber erst, als er bemerkte, daß nun auch die fleischigen Theile sich davon abschaben ließen! Da konnten sie ja nicht wieder so steif werden, wie diejenigen seiner Beinkleider. „Es war doch ein guter Einfall, daß ich die Felle in das salzige Meerwasser legte.“ So jubelte er wiederholt, indem er einen kurzen, dicken Baumstamm herbeiholte, um eins derselben behufs des Abschabens darüber zu breiten. Als er freilich zu dieser Arbeit selbst übergegangen war, da hörte das Jubeln bald auf; denn sie war durchaus nicht so leicht, als es erst geschienen hatte; ja er mußte sich endlich sogar entschließen, die Felle noch mehrere Tage in das Meerwasser zu legen, um das Abschaben fortsetzen zu können. Damit es ihm aber dann an nichts zu seiner Arbeit fehle, benutzte er diese Zeit zur Herstellung von möglichst feinen Fäden, die er statt des Zwirns verwenden wollte. Und weil er keine Knöpfe hatte, so flocht er sich auch eine Anzahl von Schnüren.

Endlich waren die Felle durch das Meerwasser so weit gebeizt (wie es unsere Kürschner nennen würden), daß die Fleischtheile ziemlich gut abgeschabt werden konnten. Da hätte denn nun jemand sehen sollen, wie emsig Robinson arbeitete, obgleich ihm der Schweiß fortwährend in großen Tropfen über die Wangen lief. Hätte er freilich gewußt, daß unsere Kürschner die Felle mit Fett einreiben und dann Gerstenschrot oder Kleie darauf thun; hätte er ferner eben so scharfe Instrumente gehabt, wie jene, so würde ihm die Arbeit viel leichter geworden sein.

Infolge seines Fleißes war er am andern Tage mit dem Abschaben sämmtlicher Felle fertig. Nun nahm er sich Maß zu einer Jacke, und es ergab sich, daß er 5 Felle brauchte, nämlich 1 für die Rückseite, 2 für die Vorderseite und je 1 für die Aermel. Große Mühe machte ihm wieder das Zuschneiden, weil sein Messer nicht scharf genug war. Noch langsamer aber ging das Zusammennähen der einzelnen Theile von Statten, da jeder der vielen Stiche erst mit dem Pfriemen vorgebohrt werden mußte.

So sah sich denn Robinson erst am Abende des fünften Tages im Besitze der fertigen Jacke. Er zog sie an, und siehe da — sie paßte so ziemlich. Wenigstens war sie bequem und konnte nach Belieben ganz eng zusammengezogen werden, weil die beiden Vordertheile mit Schnüren versehen waren. Machte er sich nun dazu noch eine Mütze aus Agutifellen, so sah er sich mit einem

Male über und über in Thierfelle gehüllt; doch waren die Haare nicht nach innen gekehrt, wie bei einem Pelze, sondern nach außen, damit beim Regen das Wasser leicht ablaufen könnte. Dies gab natürlich seiner Person ein höchst drolliges Aussehen; ja er mußte laut auflachen, als er daran dachte, wie neugierig ihn die Kinder verfolgen würden, wenn er in diesem Anzuge nach Hamburg käme. „Nun, ländlich, sittlich," dachte er und schritt zur Herstellung einer Mütze, die er bald zu seiner Zufriedenheit vollendet hatte. Sie war etwa von der Form eines Zuckerhutes, hatte aber hinten noch eine Verlängerung, um seinen Nacken gegen Sonne und Regen zu schützen.

Sobald er die neuen Kleider angezogen hatte, packte er die alten sorgfältig zusammen, um sie als Andenken aufzubewahren. — Nun mußte er aber vor allen Dingen für seine Küche sorgen. Er band sich daher einen Strick um den Leib, nahm Korb, Schirm, Pfeile und Bogen und begab sich auf die Jagd. Es wollte ihm freilich lange nicht gelingen, ein Wild zum Schusse zu bekommen; allein da er zugleich allerhand Früchte in seinen Korb sammelte, so sah er sich wenigstens für den weiten Weg entschädigt. Nach längeren Kreuz- und Querzügen war er aber auch so glücklich, ein Aguti zu erlegen.

Er hatte übrigens bemerkt, daß sowohl die Ziegen, als auch die Agutis manchmal sehr scheu entflohen, bevor sie ihn gesehen haben konnten. Andere Male dagegen ließen ihn die Thiere ganz nahe herankommen, oder sie näherten sich ihm selbst. Er hatte sich dies bis jetzt nicht erklären können, heute aber glaubte er das Räthsel gelöst zu haben. Ging nämlich der Wind in der Richtung nach den Thieren zu, so entflohen sie schon von weitem.*) Kam der Wind dagegen von den Thieren zu ihm, so war er seiner Beute ziemlich sicher. Nach dieser Erfahrung ging er sogleich dem Winde entgegen, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er Nutzen davon; denn er bekam nicht nur ein zweites Aguti, sondern auch eine Ziege zum Schusse.

So kehrte er denn am Spätnachmittage schwer beladen von einem Jagdzuge zurück, der anfangs ganz vergeblich zu sein schien. Daraus erkannte er abermals, wie falsch es sei, gleich nach den ersten vergeblichen Bemühungen etwas aufzugeben, das nothwendig und dabei gut ist. — Zu Hause angelangt, bereitete er sich aus dem Fleische des einen Aguti ein Mahl, das ihm nach der heutigen Anstrengung vortrefflich mundete.

*) Unsere Jäger sagen in diesem Falle: das Thier wittere sie.

Der nächste Tag wurde vollständig durch das Abziehen und Ausweiden der übrigen erlegten Thiere, sowie durch das Einpökeln des Fleisches in Anspruch genommen. Während dieser Wirthschaftsarbeiten dachte Robinson auch wieder an die Brote. Um sie auf beiden Seiten bräunen zu lassen, mußte er sie bekanntlich beim Backen immer umwenden. Da er sie aber aus gleichem Grunde auch nicht dick machen konnte, so wurden sie immer sehr bald hart und ungenießbar. Robinson hatte sich daher schon oft überlegt, wie der Uebelstand zu beseitigen wäre; aber er war jedesmal zu der Einsicht gelangt, daß er die Brote dicker machen und in einem ordentlichen Backofen backen müßte. Und diesen konnte er doch nicht herstellen. Heute nun fiel ihm ein, daß der Zweck des Backofens vielleicht auch erreicht würde, wenn er Schüsseln über die Brote deckte und sie mit glühenden Kohlen umgäbe. Aber er hatte ja so wenig eine Schüssel wie einen Backofen. So tauchte denn der Wunsch nach dem Besitze einiger Schüsseln und ähnlicher Geschirre abermals auf. Diesmal wollte Robinson aber nicht eher ruhen, als bis er etwas zu Stande gebracht hätte; denn die Herstellung seiner Fellbekleidung hatte ihm deutlich gezeigt, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt.

Fünftes Capitel.

Robinson als Töpfer.

Robinson hatte jetzt so vielerlei Beschäftigungen, daß er oft eins über dem andern vergaß. Bald war der Strich an dem Kalender übersehen worden, ein ander Mal hatte er die Ziege nicht zur rechten Zeit gemolken und ein drittes Mal sogar nicht nach dem Feuer gesehen. Ein solches Versehen war ihm nun immer höchst unangenehm, und er hatte daher schon seit einigen Tagen eine bestimmte Reihenfolge in seinen Beschäftigungen eingeführt.

Gleich nach dem Morgengebete ging er baden und brachte seinen Kalender in Ordnung; dann molk er die Ziege und bereitete sich sein Frühstück. Sobald dies geschehen war, führte er die Ziegen auf die Weide, und nun schritt er zu seinem Tagewerke. Mochte dies die Verbesserung seines Hauswesens oder etwas Anderes betreffen: er hörte damit einstweilen auf, sobald die Schatten der Bäume eine gewisse Kürze erreicht hatten. Hierauf machte er sein Mittagsmahl zurecht, genoß dies mit einem stillen

Dankgebete und legte sich einige Zeit in den Schatten eines Baumes; denn um die Mittagszeit war es auf seiner Insel so heiß, daß keinerlei anstrengende Beschäftigung verrichtet werden konnte. Erst nachdem die Nachmittagsschatten eine bestimmte Länge gewonnen hatten, nahm er seine Arbeit wieder auf und fuhr damit fort bis zum nahen Untergange der Sonne. Nun trieb er seine Ziegen wieder ein, molk zum zweiten Male und brachte die Milch in den Keller. Und erst wenn das Feuer besorgt war, genoß er sein Abendbrot und begab sich mit dem gewöhnlichen Abendgebete zur Ruhe. — Hatte er dagegen keine Hauptarbeit vor, so machte er in den Nachmittagsstunden kleine Ausflüge, um sich Nahrungsmittel herbeizutragen. Nur bei größeren Jagdzügen trat eine kleine Aenderung dieser Lebensweise ein, indem er dann sein Mittagsbrot mit auf den Weg nahm. — Obgleich er diese Tageseintheilung erst seit 4 Tagen eingeführt hatte, so bemerkte er doch schon, daß alles viel besser ging. Auch befand er sich dabei wohl, und er nahm sich daher vor, nur in den dringendsten Fällen davon abzuweichen.

Heute nun bestand sein Tagewerk in neuen Versuchen, sich Töpfe und Schüsseln herzustellen. Diese wollten ihm freilich anfangs ebenso wenig gelingen als neulich; ja er war sogar mehrere Male nahe daran, ungeduldig zu werden und die Töpferei aufzugeben. Aber da gedachte er jedesmal seines Vorsatzes, beharrlich zu sein, und so fing er immer wieder von vorn an. Und siehe da — er brachte mit Ablauf des Tages endlich einen Topf zu Stande, der zwar sehr ungeschickt aussah, aber doch vielleicht zu gebrauchen war. „Uebung macht den Meister," sagte Robinson fröhlich, „morgen will ich schon bessere Töpfe machen."

Und der Erfolg an den nächsten zwei Tagen zeigte auch, daß er sich nicht geirrt hatte. Der nächste Topf wurde immer besser als der frühere, und Robinson blickte schon mit einiger Zufriedenheit auf seine Leistungen. Freilich darf man nicht denken, daß die Töpfe so schön rund und glatt waren, wie sie von unseren Töpfern gefertigt werden. Dafür hatte er aber auch keine Drehscheibe, auf der die Töpfe gemacht zu werden pflegen und wodurch sie so gleichmäßig rund ausfallen. Kurz, es würde ihm leid gethan haben, wenn er jetzt einen seiner 7 Töpfe hätte hergeben sollen.

Und dennoch sollte ihm diese Unannehmlichkeit nicht erspart bleiben. Um die Töpfe trocknen zu lassen, hatte er sie einige Tage in die Sonne gestellt. Da mochte denn wohl einer davon zu

frisch in die Sonnenhitze gebracht worden sein, denn er hatte einen Riß bekommen. „Nun,“ tröstete sich Robinson, „ich habe ja noch 6, und diese scheinen auch alle gut zu sein.“ Da gerade die Mittagszeit herannahte, so wollte er gleich einen davon benutzen. Er füllte ihn daher mit Wasser, Bataten und etwas Salz und stellte ihn ans Feuer. Aber wie hatte er sich da getäuscht! Es dauerte gar nicht lange, so drang das Wasser in den Thon des Topfes ein und erweichte diesen so sehr, daß er endlich aus einander fiel.

„Wie dumm ich aber auch bin,“ sagte Robinson zu sich selbst, „die Töpfe müssen doch erst gebrannt werden, ehe man sie benutzen kann.“ Jetzt glaubte er auf dem richtigen Wege zu sein. Er holte daher 2 gleich große Steine herbei, stellte seine 5 Töpfe pyramidenförmig darauf und machte dann zwischen den Steinen ein tüchtiges Feuer. Kaum aber loderten die Flammen empor, so ging's „Knack! knack!“, und einer der Töpfe war zersprungen.

„Wahrscheinlich habe ich das Feuer gleich zu stark gemacht,“ dachte Robinson und nahm vorsichtig einige brennende Scheite hinweg, um die Hitze zu mäßigen. Da blieben denn die übrigen Töpfe wirklich unversehrt, und so konnte das Feuer nach und nach wieder stärker gemacht werden, bis nach langem, langem Warten und vielem Feuern der eine Topf anfing, zu glühen. Das hielt Robinson für ein gutes Zeichen, und er blieb daher beinahe die ganze Nacht auf, um das Feuer noch länger zu unterhalten.

Natürlich konnte er es am andern Tage kaum erwarten, bis die Töpfe hinlänglich abgekühlt waren, um einen davon in Gebrauch nehmen zu können. Als es endlich so weit war, füllte er wieder einen Topf mit Wasser und stellte ihn ans Feuer. Aber auch diesmal sah er sich getäuscht, denn nur zu bald drang das Wasser an der Außenseite des Topfes hervor und drohte, das Feuer zu verlöschen. Er versuchte es mit dem zweiten und dritten Topfe, aber immer zeigte sich derselbe Uebelstand.

Da wußte er gar nicht mehr, was er thun sollte. Schon wollte er sich drein ergeben, die Töpfe nicht zum Kochen benutzen zu können, als er unter den Kohlen zufällig den Boden des zuerst vom Wasser zerweichten Topfes bemerkte. Dieser sah ja ganz anders aus, als die unversehrt gebliebenen Töpfe; er war fast völlig überglast und ließ nicht einen Tropfen Wasser durch. „Halt,“ rief Robinson freudig, „jetzt hab ich's! Der Scherben

hat unten zwischen den Steinen gelegen, wo die Hitze mehr zusammen gehalten wurde, und dadurch wird er so glasig geworden sein." Und sogleich traf er Veranstaltungen, um diese Erfahrung zu verwerthen.

Zunächst grub er ein ziemlich tiefes Loch in die Erde und umgab es oben am Rande mit hohen Backsteinen, die er noch vom Baue des Schornsteines übrig hatte; doch so, daß eine Seite offen blieb. Dann machte er ein kleines Feuer in die Vertiefung, stellte seine Töpfe hinein und ließ es allmählich stärker werden. Aber so hoch auch die Flammen emporschlugen: glasig wurde keiner der Töpfe, und der ganze Nutzen des Brennofens bestand nur darin, daß das Glühen früher eintrat. „Woran mag das nur liegen?" dachte Robinson und sann lange Zeit vergeblich nach. Endlich aber fiel ihm ein, daß in dem zerweichten Topfe sich Salz befunden hatte und dies vielleicht die Ursache der Verglasung gewesen sein möchte. „Nun," sagte er zu sich selbst, „das könnte ich ja einmal versuchen," und sogleich holte er eine tüchtige Hand voll Salz herbei und schüttete es über die Töpfe*). Dann aber fuhr er noch eine Zeit lang fort, zu feuern, bis er glaubte, daß es genug wäre.

Ueber alledem war es sehr spät geworden, und da Robinson jetzt ohnehin nichts weiter thun konnte, so suchte er sein Lager auf, um noch einige Stunden der Nachtruhe zu pflegen. Aber es wollte kein Schlaf in seine Augen kommen, die Aufregung wegen des Gelingens seiner Brennerei war zu groß. Er hätte gar zu gern gleich untersucht, was für einen Erfolg der letzte Versuch gehabt habe. Dennoch beherrschte er seine Ungeduld und blieb liegen. Dafür aber kamen ihm wieder allerhand Gedanken über sich und seine Lage. Zahlreiche Pläne kreuzten sich in seinem Kopfe, und dadurch wurde er noch aufgeregter. Bald war es die Verbesserung seines Zustandes, bald seine endliche Befreiung von der Insel, was ihn so lebhaft beschäftigte. Er konnte jedoch zu alledem keine Lösung finden, und nur das Eine war ihm klar: er mochte vornehmen, was er wollte, so bedurfte er des göttlichen Segens.

Indem er diesen aber in frommem Gebete herabflehte, prüfte er sich zugleich, ob er auch zu Gottes Wohlgefallen gelebt und an Tugend zugenommen habe. Er hatte zwar nicht wieder über sein Schicksal gemurrt und auch selten sein Gebet vergessen. Waren denn aber damit schon alle Gebote Gottes erfüllt? Fast wollte

*) Siehe Anmerkung Nr. 44.

er sich die Frage bejahen — da stockte er; denn eine innere Stimme rief ihm zu: „Du hast den Feiertag nicht geheiligt!“

Und mit Schrecken nahm er wahr, daß die Stimme Recht habe, denn er hatte einen Tag wie den andern gearbeitet; ja er wußte nicht einmal, wann Sonntag war, weil er die Sonntage nicht mehr ausgezeichnet hatte. Da erröthete er vor sich selbst und nahm sich reuig vor, gleich am andern Tag seinen Fehler wieder gut zu machen.

Sechstes Capitel.

Robinsons Tempel.

Robinson war nach langem Wachen endlich eingeschlafen. Als er erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel, und er mußte daher eilen, seine Ziegen zu bestellen. Kaum war dies geschehen, so ging er nach dem Kalender und theilte, dem nächtlichen Vorsatze getreu, die verlebten Tage nach Wochen ab. Trotz seiner nothwendigen Arbeit war er fest entschlossen, diese liegen zu lassen, wenn heute etwa Sonntag wäre; denn diesen wollte er in Zukunft stets feierlich begehen.

Da sich aber ergab, daß Mittwoch war, so ging er zu seinen Töpfen, und — wer beschreibt seine Freude — er hatte 4 gut glasirte Töpfe! So konnte er denn zum ersten Male kochen. Und das that er auch sogleich, wenn schon die Mittagszeit noch fern war. In einem Topfe mit Wasser setzte er ein tüchtiges Stück Rauchfleisch, in einem anderen aber frische Bataten ans Feuer und — nach 2 Stunden hatte er seit länger als 6 Monaten wieder eine gekochte Mahlzeit vor sich stehen.

Um wie vieles war seine Lage nun wieder besser geworden! Nicht allein, daß er sich in Zukunft mancherlei Speisen bereiten konnte, auf die er vorher verzichten mußte: durch den Besitz von Geschirren trat auch sonst eine große Aenderung in seinem Haushalte ein. Er konnte ja noch mancherlei andere Gefäße machen, die nothwendig waren zur Aufbewahrung von Mehl, Salz, Milch u. s. w.; er konnte das Brot besser backen, er konnte sich gewiß aber auch noch manche andere Annehmlichkeit schaffen.

Robinson war heute so fröhlich gestimmt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, noch eine Arbeit vorzunehmen. Er mußte hinaus ins Freie, er mußte seine Freude gegen jemand offenbaren, denn getheilte Freude ist ja doppelte Freude. Menschen

hatte er freilich nicht, vor denen er sein übervolles Herz hätte ausschütten können — aber er hatte den lieben Gott, der der treuste, wahrste und beste Freund ist! Gott, der all unsere Gedanken erkennt und versteht!

Robinson ging also aus, seinen Freund zu suchen und sich mit ihm zu unterhalten. Zwar wußte er, daß der liebe Gott überall ist, auf den höchsten Höhen wie in der Tiefe unermeßlicher Abgründe; dennoch kam es ihm vor, als wäre er dem himmlischen Vater näher, wenn er auf einen Berg ginge. — Während er so ging, um einen solchen Ort zu suchen, da fiel sein Blick auf den Gipfel des Berges, der sich über seiner Wohnung erhob. Dort hinauf wollte er wandern, das sollte das Ziel seines Ganges sein.

So pilgerte er denn abermals hinauf zu demselben Berggipfel, auf dem er sich einst nach dem Schiffbruche vergeblich nach Menschen umgesehen hatte. Wie ganz anders waren die Verhältnisse, unter denen er heute den Berg bestieg! Damals kam die Verzweiflung über ihn, als er weder Hütten noch andere Spuren von Menschen sah. Heute ging er hinauf im Glauben an den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde! Damals glaubte er verhungern zu müssen, heute erfüllte ihn hohe Dankbarkeit für die unendlichen Wohlthaten Gottes! Und doch war es noch dieselbe Insel, doch war er noch immer der einzige menschliche Bewohner!

Unter diesen Betrachtungen hatte er das Ziel seiner Pilgerfahrt erreicht, er befand sich auf dem Gipfel des Berges! Wie schön war es hier! Auf dem höchsten Punkte standen in geringer Entfernung von einander 2 große Königspalmen, die mit ihren Blätterkronen weithin ragten und ein schützendes Dach gegen die brennenden Sonnenstrahlen bildeten. Eine prachtvolle Aussicht eröffnete sich rings über die ganze Insel und über das weite, weite Meer. Tief unten am Fuße des Berges aber sah Robinson in friedlicher Stille seinen Hof liegen und nicht weit davon seine Ziegen weiden, die jetzt nicht größer als kleine Hündchen zu sein schienen.

Der Platz zwischen den Palmen sollte sein Tempel werden! Hier wollte er schon am nächsten Sonntage seinen Gottesdienst halten! Und in der That hätte er kaum einen passenderen Ort dazu wählen können; wohin auch sein Auge schaute: überall sah er Zeugnisse vom Walten des allmächtigen Gottes. Dabei hatte er nicht nöthig, sich weit von seiner Wohnung zu entfernen, und

es ließ sich mit leichter Mühe noch ein besserer Zugang schaffen, wenn hin und wieder einige Stufen angebracht wurden. Dies sollte denn auch die nächste Arbeit sein; schon am andern Tage wollte er die nöthigen Vorkehrungen treffen.

Inzwischen neigte sich der Tag zum Ende, und die Sonne war im Begriff, unter den Meeresspiegel hinabzusinken. Aber gleichsam, als wollte sie noch einen Scheidegruß senden, so zeigte sie sich noch einmal in der ganzen Macht ihrer majestätischen Erscheinung. Die Spitzen der Berge prangten gleich vergoldeten Säulen, und tausend und abertausend Wellen funkelten in feurigem Scheine. Jetzt wurde es schnell dunkel und dunkler, dafür aber trat am Himmel das Sternenheer hervor und zeigte in Millionen strahlender Punkte die Größe Gottes. Tiefe, feierliche Stille war über die Insel gebreitet, und nur hier und da ließ sich noch das Geschrei eines Vogels hören, bis endlich auch dies verstummte.

Robinson vermochte dem Eindrucke dieser erhebenden Augenblicke nicht zu widerstehen. Ueberwältigt von der Ehrfurcht vor Gott sank er auf seine Kniee nieder, hob die Hände zum Himmel empor und rief mit gedämpfter Stimme:

„Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll von Deinen Gütern. O, Du großer Gott, gieb mir Kraft, daß ich Dir ähnlich werde an Weisheit und Güte, an Liebe und Gerechtigkeit. Verleihe mir Verstand und Einsicht, daß ich stets Deine Gebote erkenne, und gieb mir Stärke, daß ich sie erfülle! Amen."

Nach diesem Abendgebete stieg er in seine Wohnung hinab. Und als er sich zur Ruhe begab, da war es ihm, als hätte er noch keinen Tag so froh beschlossen, wie den heutigen.

Siebentes Capitel.

Der Sonntag.

Getreu seinem Vorsatze, nahm Robinson am andern Morgen die Hacke und begab sich wieder auf den Weg nach dem Berge, wo sein Tempel sein sollte. Hier und da waren Sträuche zu entfernen, die ihm im Wege standen; an anderen Orten aber war der Berg so steil, daß Stufen eingehauen werden mußten, um das Besteigen leichter zu machen.

Alle diese Arbeiten waren sehr mühsam, und Robinson brachte

daher 2 volle Tage damit zu. Erst am Sonnabend konnte er dazu schreiten, neben den Palmen eine steinerne Bank zu errichten. Nachdem auch dies geschehen war, holte er sich Mais und junge Pisangs herbei, deren es nun schon wieder viele gab; dann streute er seinen Ziegen frisches Maisstroh hin, und endlich überließ er sich der Nachtruhe. —

Die Sonne beschien schon die Spitzen der Berge, als er am andern Morgen mit dem Gedanken an den Sonntag erwachte. Er sprang daher eilends von seinem Lager auf, verrichtete sein Morgengebet und ging baden. Hierauf molk er die Ziege und genoß einen Theil der Milch zum Frühstück. Der andere wurde in den Keller gestellt, und nun trieb er die Ziegen auf die Weide, die er von dem Berge aus übersehen konnte.

Nachdem er auf diese Weise seine Wirthschaft bestellt und alle irdischen Sorgen von sich geworfen hatte, schickte er sich an, „in die Kirche" zu gehen. Zwar lud ihn kein feierliches Geläute von Glocken dazu ein; es klang ihm auch kein Orgelspiel entgegen, und eben so wenig war jener tausendstimmige Gesang einer in Andacht versammelten Gemeinde zu hören, wie in unseren Kirchen. Und doch hatte unsern Robinson noch nie eine so fromme Stimmung ergriffen, als gerade jetzt, da er sich den Palmen näherte. Die ganze Natur kam ihm vor wie ein großer, erhabener Tempel. Ueber ihm war aufgebaut der hohe blaue Himmelsdom, prächtiger und erhabener, als die schönste Kirche von Menschenhand; sein Grund war das Meer, das bald wildschäumende, bald ruhig dahingleitende Meer. Und inmitten dieses Meeres lag Robinsons Insel. Ach, wie herrlich war sie heute anzuschauen in ihrem sonntäglichen Frühlingsschmucke! Ein sanfter Wind säuselte durch die Blätterkronen der Bäume und bewegte in wechselvollem Spiel die blüthen- und früchtebeladenen Zweige. Liebliche Blumen dufteten rings aus dem Thale entgegen, murmelnd stürzte die Quelle hinab. Wilde Ziegen kletterten behende an den Felsen herum, und der rothhaarige Brüllaffe saß auf der höchsten Baumspitze, sich labend im warmen Strahle der heraufsteigenden Sonne.

Jetzt erhoben die Vögel von neuem ihr liebliches Lied, und ein vielstimmiger Gesang zum Ruhme und Preise Gottes tönte zum Himmel empor. Da nahm Robinson seinen Hut ab, faltete die Hände und sang folgendes ihm noch aus seiner Jugend erinnerliche Lied:

Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut,
Dem Vater aller Güte,
Dem Gott, der alle Wunder thut,
Dem Gott, der mein Gemüthe
Mit seinem reichen Trost erfüllt,
Dem Gott, der allen Jammer stillt:
Gebt unserm Gott die Ehre!

Es danken Dir die Himmelsheer',
O Herrscher aller Thronen!
Und die auf Erden, Luft und Meer
In Deinem Schatten wohnen,
Die preisen Deine Schöpfermacht,
Die alles, alles wohl bedacht:
Gebt unserm Gott die Ehre!

— — —

Ich rief zum Herrn in meiner Noth:
Ach Gott, vernimm mein Schreien!
Da half mein Helfer mir vom Tod
Und ließ mir Trost gedeihen;
Drum dank' ich Gott, drum dank' ich Dir,
Ach danket, danket Gott mit mir!
Gebt unserm Gott die Ehre!

— — —

Ich will Dich all mein Lebelang,
O Gott, von nun an ehren;
Man soll, o Gott, den Lobgesang
An allen Orten hören.
Mein ganzes Herz! ermuntre Dich!
Mein Geist und Leib erfreue sich:
Gebt unserm Gott die Ehre!

— — —

Er sang es mit voller, mit lauter Stimme. Noch nie hatte er so tief den Sinn dieses schönen Liedes erfaßt und empfunden, wie heute. Dann setzte er sich nieder, den Blick auf das Meer gerichtet, und sprach ungefähr Folgendes:

„Wie bist Du doch so groß, so mächtig und erhaben, Gott, himmlischer Vater! So weit meine Augen reichen, alles ist Dein Werk. Ja und hätte ich Flügel und könnte den ganzen Himmel durchdringen, oder könnte ich hinabsteigen in die Tiefen der Erde, könnte ich mich versenken in die Fluten des Meeres: überall würde ich Dich, allgegenwärtiger Gott, wiederfinden. Aber Du bist auch gütig, ja Du bist die Güte selbst. Du lässest den Wurm, Du lässest den Käfer seine Nahrung finden, und ohne Dich fällt

kein Vogel zur Erde und kein Haar von unserm Haupte. Und überall, allüberall bewährt sich Deine Güte. Es ist kein Schmerz, es ist keine Freude in einer Menschenbrust so klein, daß sie nicht auch Dein Vaterherz bewegte.

„Ja Deine Güte reicht, soweit die Wolken gehen. Sie ruht auch über meinem Vaterlande, sie waltet über dem Hause, in dem meine theuern Eltern wohnen. Vielleicht, daß auch sie jetzt ihre Hände zu Dir emporheben, wo so viele tausend Stimmen Dich anrufen. Vielleicht, daß sie Dich bitten um Trost und Frieden, oder daß sie jammern über mich, den undankbaren Sohn. O senke Trost herab in ihre Seelen, gieße aus über sie Deinen heiligen Geist, der ja ist ein Geist himmlischen Friedens! Laß sie Ruhe finden in der Hoffnung, daß Du mich einst wieder zu ihnen führst, und daß ich überall, wo ich auch sei, von Deinen Vaterhänden getragen werde!

„Schenke aber auch mir Deine himmlische Güte, wie Du sie mir geschenkt hast, selbst da ich mich abgewendet hatte von Dir! Du hast mich geführt und geleitet, wie ein liebender Vater. Du hast mich gestraft für meine Missethaten, aber Du hast mich auch wieder emporgezogen an Dein Vaterherz. Bleibe mir auch ferner nahe mit Deiner Gnade! Gieb, daß ich meine Eltern, daß ich meine Vaterstadt wiedersehe! Vor allem aber verleihe mir Deinen Beistand, daß ich immer reiner werde von den Flecken der Sünde, und daß ich Dir, heiliger Gott, immer ähnlicher werde! O laß mich auch Deinen lieben Sohn, Jesum Christum, immer mehr erkennen als mein Vorbild in Worten und Werken, im Dulden und Leiden! Laß mich werden so rein und gut, wie er sein Lebtag war, damit ich Dir, o heiliger und barmherziger Gott, immer mehr zur Freude gereiche! Amen."

So betete Robinson vor einer der Palmen, wie vor einem Altare. Thränen füllten seine Augen, Schluchzen erstickte oft seine Stimme. Jetzt erhob er sich, noch einmal den frommen Blick zum Himmel wendend, und ging friedlichen Herzens zu seiner Wohnung hinab. Und so würdig, wie er den heutigen Sonntag bisher verlebt hatte, so beschloß er ihn auch.

Achtes Capitel.

Allerhand Verbesserungen des Hauswesens.

Am nächsten Morgen beschäftigte sich Robinson schon wieder mit der Töpferei; denn nachdem er nun hinter das Geheimniß des Brennens gekommen war, wollte er sich gleich noch mehrere Geschirre herstellen. So formte er denn heute nicht nur verschiedene große und kleine Töpfe, sondern auch Teller und Schüsseln; ja sogar einen Asch machte er sich, den er als Backtrog benutzen wollte.

Während dieser Arbeit war ihm aber auch eingefallen, daß er vielleicht sogar eine Lampe machen könnte. Bisher hatte er sich eines brennenden Holzspanes statt des Lichtes bedient, wenn er nicht bald nach Sonnenuntergang zur Ruhe gegangen war. Allein da er den Span nirgends in seiner Höhle befestigen konnte, so mußte er ihn immer in der Hand behalten, und das war sehr beschwerlich. Nun waren aber auch nach und nach die Tage immer kürzer und die Nächte länger geworden. Freilich nicht so lang, wie in Robinsons Heimat, wo im Winter die Sonne schon bald nach 3 Uhr unter- und erst nach 8 Uhr Morgens wieder aufging; denn obgleich bereits der December begonnen hatte, so mochten auf der Insel die Tage doch immer noch ziemlich 11 Stunden lang sein*). Allein 13 Stunden Schlaf waren Robinson zu viel; auch peinigten ihn trotz seiner neuen Bekleidung die Mosquitos in den ersten Abendstunden oft noch so sehr, daß er sich jedesmal mit Widerstreben so zeitig auf sein Lager begab. Gleichwohl mochte er aber auch in dieser Zeit nicht müßig sein; denn er hatte nun erkannt, daß Arbeitsamkeit ein vortrefflicher Weg zum Guten ist. Ueberdies fürchtete er solche müßige Stunden schon aus dem Grunde, weil dann immer eine unbeschreibliche Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft über ihn kam. Er sah es klar, er mußte sich eifrig beschäftigen, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. „Beten und arbeiten" mußte sein Wahlspruch sein, wenn nicht die Verzweiflung wieder über ihn kommen sollte. Hatte er ein besseres Licht, so konnte er während der Abende gewiß mancherlei nützliche Dinge verrichten.

Er versuchte es also, sich aus Thon eine Lampe herzustellen. Dies gelang allerdings nach Wunsch, aber nun galt es, nicht

*) S. Anmerkung Nr. 45.

nur Talg oder Oel, sondern auch Docht zu bereiten. Bezüglich des Talges war er bald mit sich einig, daß ihm statt dessen wohl auch ausgebratenes Ziegenfett dienen könnte. Den Docht aber dachte er aus Blattfasern zu bereiten, wie seinen Bindfaden. Indem er nun ging, um Kokusblätter herbeizuholen, erinnerte er sich der Fasern aus den dicken Aloe- oder Agaveblättern*). Beim Sammeln von Brennmaterial hatte er mit seiner Hacke schon oft solche Blätter abzuhauen versucht, weil sie mit ihren scharfen Zacken ihm den Weg versperrten; aber die vielen zähen Fasern darin leisteten seiner Hacke immer starken Widerstand.

Er wußte, daß die Agaven auf ganz dürrem Boden standen, und er hatte also bald eine Anzahl Blätter herbeigeholt. Diese klopfte er nun zu einem Brei und schabte mit seinem Steinmesser das Fleisch von den Fasern, so daß diese bald wie gekämmt vor ihm lagen. Hierauf ließ er sie durch die Sonne gehörig trocknen und bereitete immer neue zu. Als er genug zu haben glaubte, waren die ersten so dürr geworden, daß sie sich bequem zu einem Dochte flechten ließen. Kaum hatte er diesen geflochten, so legte er ihn in die Lampe, und goß flüssiges Ziegenfett darauf. Natürlich war er sehr begierig, zu sehen, ob sein Versuch gelungen wäre. Und als nun die Lampe ganz gut brannte, da freute sich Robinson wie ein Kind und konnte sich gar nicht satt sehen an seinem Werke.

Und in der That hatte er Ursache, sich so sehr zu freuen; denn jetzt brauchte er doch die Abende nicht mehr müßig und im Finstern zu verbringen. Damit er aber genug Vorrath von Dochten habe, nahm er sich vor, während der nächsten Abende deren so viel als möglich anzufertigen. Da saß er nun emsig in seiner Höhle, die Beine unter einander geschlagen, und auf einem Steine vor sich die Lampe. Diese Art, zu sitzen, wurde ihm indes bald so sauer, daß er sich vornahm, auch einen Tisch und einen Stuhl dazu zu machen.

Am leichtesten schien ihm die Anfertigung des Tisches. Er brauchte ja nur 4 gleich lange Pfähle in die Erde einzuschlagen und — eine Platte darauf zu machen. Aber woher sollte er diese nehmen? Dazu brauchte er doch Bretter, und er hatte ja keine Säge, um solche schneiden zu können. Er dachte wohl an allerlei Auskunftsmittel, aber keines davon schien ausführbar. Endlich blieb ihm nichts übrig, als sich nach einem flachen Steine umzusehen, der groß und glatt genug war. Als er diesen am andern

*) S. Anmerkung Nr. 11.

Tage gefunden hatte, bereitete er sich aus jungen Bäumen 4 starke Pfähle, schlug diese in der Höhle ein, legte den Stein darauf, und so stand der Tisch fertig vor ihm.

Weit schwieriger war die Herstellung eines Stuhles, denn dieser sollte von einem Orte zum andern gesetzt werden können. Robinson bereitete sich zunächst 4 gleich starke Pfähle zu, und zwar 2 zu den Vorderbeinen, je ungefähr 2 Fuß lang, und 2 zu den Hinterbeinen und zur Lehne, je etwa 4 Fuß lang. Hierauf machte er sich 10 Stäbe, um damit die Beine mit einander zu verbinden. Als er diese aber nach mehreren Tagen fertig hatte, da wußte er nicht, wie er sie an die Beine befestigen sollte. Ja hätte er einen Bohrer gehabt, so wäre ihm geholfen gewesen; denn dann hätte er in die Beine Löcher bohren und in diese die Stäbe einfügen können. Dieses Hinderniß schien unüberwindlich, und Robinson hätte daher beinahe die ganze Arbeit liegen lassen. Aber durch Beharrlichkeit kam er endlich doch auch hierin zum Ziele und zugleich zu einer recht großen Freude.

„Wie wär's," dachte er, „wenn ich's versuchte, mir selbst einen Bohrer zu machen?" Und sogleich zerschlug er einen Kieselstein in Splitter und klemmte den spitzigsten und schärfsten in die eingeschnittene Spalte eines Holzstabes, wie er es schon bei den Pfeilen gemacht hatte. An das andere Ende dieses Bohrers aber band er ein Querholz, das ihm als Griff dienen sollte.

Nun fing er an, zu bohren; aber das war eine höchst mühselige Arbeit, obgleich die Pfähle aus sehr weichem und trocknem Holze bestanden. Sie verlangte viel Kraft, und diese konnte ja Robinson nicht anwenden, weil der Griff des Bohrers immer nach unten glitt. „Hm," sagte Robinson, „sollte es denn nicht besser gehen, wenn ich den Bohrer gegen die Brust stemmte?" Er befestigte also den Pfahl unten in der Erde und oben in einer Felsenritze und brachte den Griff des Bohrers in der Mitte des Stabes an; nun bohrte er wagerecht, indem er den Bohrer zwischen einem flachen Steine an seiner Brust und dem Pfahle beständig herumdrehte. So ging's freilich viel besser als vorher; aber Robinson erleichterte sich die Sache bald noch mehr. Er befestigte den Steinsplitter an das Ende eines krummen Holzstückes und bekam dadurch eine Art Brustbohrer, den er viel schneller und öfter umdrehen konnte, als den andern.

So hatte er schon eine Zeit lang unermüdlich gebohrt, als es auf einmal aus dem entstandenen Loche rauchte. Er bohrte weiter, der Rauch mehrte sich, und plötzlich gab es sogar Funken.

„I," rief Robinson voller Freuden, „da bin ich ja hinter das Geheimniß gekommen, wie die Wilden Feuer machen!" Soweit war er nun freilich noch nicht; denn er mochte blasen, soviel er wollte, Feuer bekam er nicht. „Halt," dachte er, „vielleicht geht's leichter, wenn ich dünne Bastfäden auf die Funken lege." Und sogleich holte er solche Fäden herbei, klopfte sie tüchtig und fing von neuem an, zu bohren. Wieder erzeugte das schnelle Reiben des Holzschaftes in dem trocknen Pfahle Rauch und bald darauf auch Funken; doch kaum waren diese häufiger geworden, da hielt Robinson den geklopften Bast an das Bohrloch und blies die Funken tüchtig an. Siehe, da glimmte und — und auf einmal brannte der Bast. Das war nun eine recht große Freude für unsern Robinson! Da brauchte er sich doch nicht mehr so zu ängstigen, daß ihm das Feuer einmal ausgehen könnte und er wieder rohes Fleisch essen müßte! Nun setzte er das Löcherbohren gleich noch einmal so gern fort, obschon es eine sehr anstrengende Arbeit war. Und Dank diesem Fleiße hatte er nach 3 Tagen die sämmtlichen 20 Löcher in den Pfählen soweit ausgebohrt, daß die Querhölzer hineinpaßten und der Stuhl zusammengefügt werden konnte.

Nachdem letzteres geschehen, fehlte es aber an einem Sitze auf den Stuhl, und da gab es wieder viel Kopfzerbrechens. Endlich fand sich auch hier ein Mittel. Auf dieselbe Weise, wie Robinson die Körbe geflochten, flocht er auch den Sitz, freilich aus viel stärkeren Weidenzweigen. So hatte er nun auch Tisch und Stuhl und konnte sich also auf europäische Art zu Tische setzen. Allein noch immer blieb vielerlei zu wünschen übrig, und hierzu gehörte vor allem die Herstellung eines netzartigen Vorhanges vor die Höhle, durch welchen er die Mosquitos besser abzuhalten glaubte; denn diese Plage dauerte leider noch immer fort.

Die Anfertigung eines solchen Vorhanges war nicht schwer, nachdem Robinson gelernt hatte, aus den Fasern der Agaveblätter ziemlich feine Fäden zu drehen. Aber sie erforderte viel Zeit, denn der Vorhang mußte möglichst groß sein. Da saß nun Robinson Abends beim Scheine seiner Lampe und drehte emsig Fäden; am Tage aber bereitete er neue Fasern zu und verwebte die fertigen Fäden. Hierbei verfuhr er ganz in der Weise, wie bei Anfertigung der Jagdtasche; nur mußte der Vorhang viel dichter gemacht werden, damit die Mosquitos nicht hindurch konnten*).

*) S. Anmerkung Nr. 46.

Neuntes Capitel.

Das Weihnachtsfest.

Robinson hatte sich in den letzten Tagen so eifrig mit dem Weben der Vorhänge beschäftigt, daß er beinahe etwas höchst Wichtiges übersehen hätte. Als er nämlich heute seinen Kalender in Ordnung brachte, bemerkte er, daß schon der 24. December war. „J, dann ist ja heute der heilige Abend und morgen schon das Weihnachtsfest!" rief er. „Hätte ich doch diesmal das schöne Fest beinahe gar nicht beachtet, und sonst konnte ich es immer kaum erwarten! Wie gut war's, daß ich gerade heute noch einmal die Tage nachzählte; denn nun kann ich es ja an einem Tage mit der ganzen Christenheit feiern." Und sogleich traf er die nöthigen Vorkehrungen, damit er sich morgen ganz dem Feste widmen könne. Er holte für seine Ziegen frisches Seegras zum Lager herbei und machte dann einen kleinen Ausflug, um sich mit Fleisch und anderen Nahrungsmitteln zu versorgen. — Dabei stellte er denn ganz unwillkürlich Vergleichungen an, wie ganz anders es doch hier war, als in seiner Heimat.

Dort waren zur Weihnachtszeit in der Regel hohe Schneemassen aufgethürmt. Alles Blätterschmuckes beraubt, standen die Bäume und Sträuche einsam und verlassen da, und gleichsam, als trauerten sie darum, so neigten sie ihre Zweige unter dem Drucke des lastenden Schnees. Verstummt war der lustige Gesang der Vögel, die längst schon nach dem Süden geeilt waren, um dort bis zur Wiederkehr freundlicherer Tage zu bleiben. Nur das muntere Völkchen der Sperlinge ließ sein Gezwitscher noch hören und holte die verschneiten Körnchen hervor. Die Krähen ächzten laut, als ob sie zanken wollten über das Fällen der vielen tausend Tannenbäumchen, die dienen sollten zum Schmucke der Weihnachtstische. Flüsse, Bäche und Teiche waren mit einer starren Eiskruste bedeckt und boten der Jugend Gelegenheit, sich darauf zu tummeln. An den Dachrinnen hingen lange Eiszapfen, und die Fenster prangten im seltsamen Schmucke der Eisblumen. — Wie ganz anders war es hier auf der Insel! Die ganze Natur hatte sich angethan mit dem Feierkleide des Frühlings, und an Schnee und Eis war jetzt, wie das ganze Jahr, nicht zu denken.

Konnte sich aber Robinson jetzt dieser Naturschönheit erfreuen? Nein, denn ach, wie gern hätte er den Aufenthalt inmitten des Frühlings vertauscht mit dem, wo jetzt drückende Kälte herrschte!

Dort war ja seine Heimat, dort waren ja seine lieben Eltern! Welch große Freude würde ihm das Weihnachtsfest bereitet haben, wenn er dort gewesen wäre! Er hätte vor Wehmuth vergehen mögen, wenn er an die früheren Christfeste dachte, die er inmitten der Seinigen verlebte; waren doch die Weihnachtstage stets Lichtpunkte seiner glücklichen Kindheit gewesen! Schon viele Tage vorher wurde das schöne Fest in Herz und Kopf herumgetragen. Man lauschte, man horchte, was für einen heiligen Christ wohl diesmal der Vater, die Mutter, der Bruder ausgesonnen habe. Bald hatten die Eltern, bald die Geschwister heimlich zusammen zu reden; bald wurde der Vater, bald wurde die Mutter bei Seite genommen, um sie zu fragen, womit man den Anderen heimlich eine Freude machen könne. Nun wurden die Sparbüchsen geöffnet und der mühsam gesammelte Inhalt für Christgeschenke hingegeben, und zwar mit größter Freudigkeit; denn ein Jedes fühlte ja die Wahrheit des Spruchs: „Geben ist seliger, denn nehmen." — Immer sorgfältiger wurden Schränke und Schubladen verschlossen, die sonst stets offen standen. Kleidungsstücke, die außerdem regelmäßig im Kleiderschranke hingen, waren 4 Wochen vor Weihnachten oft auf unerklärliche Weise daraus verschwunden, natürlich, weil der Schneider in aller Stille für Weihnachten neue danach machen sollte. Je näher das Fest rückte, desto mehr nahmen die Heimlichkeiten zu. Da war fast kein Sinn mehr für andere Dinge; jedes hatte nur den einen Gedanken: wie es seinen Lieben eine Freude bereiten könnte. Bis tief in die Nacht hinein wurde gearbeitet, in anderen Stuben, ja sogar in anderen Häusern, damit nur ja niemand erführe, was er zum heiligen Christ bekommen solle. Am rührigsten war dabei immer die Mutter; sie wußte es stets unter allerlei Vorwänden zu veranstalten, daß sie ungestört arbeiten konnte.

War endlich die Christnacht herangekommen, dann kannte die freudige Aufregung keine Grenzen mehr; kaum, daß man einige Stunden geschlafen hatte, so lauschte man aufmerksam auf die Glockenschläge, die diesmal viel zu langsam einander folgten. Und welche Freude gab es nun, als endlich die Mutter die wohlverschlossene Stubenthür öffnete und zur Bescherung rief! Da strahlte der mit Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen geschmückte Christbaum entgegen und beleuchtete die vielen Geschenke, welche wohlgeordnet rings herum lagen oder noch aus dem Versteck hervorgeholt wurden. Jedes hatte seinen Platz: hier lagen die Geschenke für den Vater, da die für die Mutter, dort die für

die Kinder; ja selbst der geringste Dienstbote im Hause war nicht ausgeschlossen. Und dabei waren die guten Eltern voller Freundlichkeit und Liebe, und im ganzen Hause waltete Frohsinn und Heiterkeit.

„Ach, das war doch eine glückliche Zeit!" rief Robinson schluchzend aus. „Kehrte sie mir nur noch einmal wieder! Wie glückselig ist doch der Mensch, der sich der Liebe der Seinigen erfreut und diesen wieder Freude bereiten kann! Ja wie beneidenswerth ist schon der, der unter anderen Menschen wohnen kann! Hätte ich nur jemand, dem ich mich anschließen, dem ich meine Gefühle mittheilen könnte! Wie gerne wollte ich die kleinste Freude mit ihm theilen, wie gern selbst den größten Schmerz mit ihm ertragen! So stehe ich hier ganz allein. Meine Ziegen sind die einzigen Geschöpfe, die an mir hängen. Ach, sie sind gut, und ich danke Gott, daß ich sie habe; aber meine Gefühle können sie ja doch nicht verstehen."

So jammerte er über seine Einsamkeit, und dabei verlor er sich immer wieder in Erinnerungen an seine Jugendzeit. Wie feierlich klang ihm noch jetzt der erste Glockenton im Ohr, der schon in aller Frühe des Weihnachtsmorgens die fromme Christengemeinde zur Kirche rief! Da eilte Alt und Jung fort, um der „Christmette"*) beizuwohnen. Und schon von fern strahlte ihnen aus den hohen Kirchenfenstern der helle Schein der Kronleuchter, der Kerzen und der vielen kleinen Lichter entgegen, die ein frommer Sinn zur Feier des Tages angezündet hatte. Die ganze Kirche war ein großer, weithin leuchtender Christbaum geworden, und ein Halleluja, ein Loblied nach dem andern ertönte von Orgel und Chor herab. Und wenn dann die Geschichte von der Geburt Christi vorgelesen wurde, welch eine tiefe, feierliche Stille herrschte da in der großen, weiten Kirche! Niemand rührte sich, um ja kein Wort zu überhören von der schönen Erzählung, obgleich sie ein Jahr so einfach blieb, wie das andere. — Wie bedauerte Robinson jetzt, daß er nicht im Besitze einer Bibel war! Hatte er sich seit seiner leiblichen und geistigen Genesung schon oft nach einer solchen gesehnt, um sich darin erbauen zu können, so vermißte er sie heute doppelt.

Wiederum mußte er an seine Einsamkeit denken. „Wie glücklich seid ihr doch, ihr Christen, die ihr zusammen wohnt!" rief er aus. „Ihr könnt euch in Gemeinschaft erbauen, könnt vereint eure Lieder erschallen und euer Gebet zu Gott steigen lassen. Ach, wüßtet ihr diese himmlische Wohlthat so recht zu würdigen,

*) S. Anmerkung Nr. 47.

nie würdet ihr fehlen, wenn die Glocken zur Kirche rufen! Es ist wohl gut, im einsamen Kämmerlein sich zu Gott zu erheben, und Gott erhört überall unser Bitten und Flehen. Aber sich an geheiliger Stätte umgeben zu sehen von tausend Anderen, die in gleicher Andacht zum lieben Gott sich wenden, in gleicher Inbrunst seinen Segen erflehen: das erst ist wahrer Gottesdienst, das erst hebt das Gemüth über das Getümmel des alltäglichen Lebens empor!"

Bei diesen Worten war Robinson unwillkürlich auf seine Kniee gesunken, er hatte ehrfurchtsvoll sein Haupt entblößt und betete: „Himmlischer Gott, gütiger Vater! Ach, führe mich meinen Eltern, führe mich meiner Heimat wieder zu! Laß mich noch einmal das Weihnachtsfest bei meinen Eltern, in der Kirche meiner Vaterstadt feiern! Nimm mich hinweg von dieser einsamen Insel und laß mich wieder unter Menschen sein! Gieb, daß ich wieder theilhaftig werde der Wonne der Geselligkeit, sie ist ja eins Deiner schönsten Güter! Erst, daß die Menschen zusammen wohnen, daß sie sich verstehen und lieben, wie es Dein Sohn Jesus Christus gelehrt: erst das macht sie zu Deinen Kindern. Drum führe mich wieder unter Menschen, guter, lieber, barmherziger Gott! Amen."

Lange noch lag Robinson weinend auf den Knieen. Als er sich aber erhob, da klang es in seinem Innern, als sängen die Stimmen der Engel:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" —

Wie wenn ihn der vermeintliche Engelgesang über seinen Kummer emporgehoben hätte, so war Robinson beruhigt in seine Höhle zurückgekehrt. Und als er nun fröhlich seine Tages-Arbeiten gethan hatte, da kam er sogar auf den Einfall, sich einen Christbaum zu machen.

Freilich gab es auf seiner Insel keine Tannen und Fichten, die man in Deutschland so hübsch schmückte; aber dafür fanden sich genug immergrünende Orangenbäumchen*), die sich zu gleichem Zwecke verwenden ließen und überdies mit süßen Früchten geschmückt waren. Was ihm dagegen fehlte, das waren die Lichter. Ja wäre nicht schon der heilige Abend gewesen, so hätte er wohl eine Anzahl kleiner Lämpchen machen können; denn Fett und Dochte hatte er genug. Was machte er endlich? Er suchte sich einige dürre Aeste, schnitt daraus lange Späne und tauchte sie in flüssiges Ziegenfett, damit sie gut brennen sollten. Nun grub

*) Sprich: Orangschenbäumchen, auch Pomeranzenbäumchen genannt. S. Anmerkung Nr. 48.

er ein Orangenbäumchen aus und setzte es mit der Wurzel in einen Topf, damit es fest stünde; dann aber befestigte er die Holzlichter an die Zweige, um sie früh gleich anzünden zu können. Und nun erst begab er sich zur Ruhe.

Gegen Morgen hatte er einen sehr schönen Traum. Es träumte ihm, er wäre bei seinen Eltern und lauschte eben auf den Ruf zur Bescherung. Endlich erklang dieser, und so sprang Robinson hurtig auf, um ihm zu folgen. Doch siehe, da war das Traumbild verflogen, und noch immer war er allein auf der Insel!

Nur sein Christbaum erinnerte ihn, daß wirklich Weihnachten war. Wohl setzte er gleich seinen Feuerbohrer in Bewegung, zündete die Lichter an und freute sich des Glanzes; doch als er sich nun im Geiste in das elterliche Haus zurückversetzte, da ergriff ihn wieder sein Herzeleid. Wie traurig mochten jetzt Vater und Mutter auf den leeren Platz blicken, wo sonst immer seine Geschenke gelegen hatten! Darum weinte er bitterlich und bemerkte es kaum, als nun ein Licht nach dem andern erlosch.

Aber der anbrechende Tag erinnerte ihn an seine Geschäfte, und so eilte er, diese zu besorgen und dann in seine Kirche zu gehen. Und siehe, Gebet und Arbeit hatten viel vermocht, denn getröstet und emporgehoben kehrte er von dort zurück. All sein Wünschen, all sein Kummer hatte sich aufgelöst in den Worten:

„Herr, wie Du willst, so schick's mit mir!"

Und so hatte das Christfest auch ihm ein Geschenk gebracht: er hatte den Frieden seines Herzens wieder gefunden!

Zehntes Capitel.

Robinsons Hausstand wird größer.

Bevor Robinson nach den Festtagen in der Herstellung des Mosquito-Netzes fortfuhr, mußte er erst Brot backen, denn sein Vorrath war erschöpft. Er machte also wieder Teig ein, mischte aber diesmal einen kleinen Rest älteren hinzu, der vom letzten Backen zurückgeblieben war. Doch als er nun mit dem Bohrer Feuer anzünden wollte, um mittlerweile den Stein zu erhitzen, da war das Holz nicht trocken genug. So mußte er denn erst trockenes suchen, und es verging längere Zeit, ehe er Feuer gewann. Nun wollte er rasch den Teig vollends kneten und in Brote formen. Aber was sah er da? Der Teig quoll ja fast zusehends auf! Das hatte er bisher noch nie bemerkt! Doch

seine Verwunderung sollte noch größer werden, als er das erste Stückchen des neugebackenen Brotes genoß. Das war so locker und gerade so angenehm säuerlich, wie unsere Brote, und doch hatte er seiner Meinung nach dasselbe Verfahren beobachtet, wie früher! „Gewiß," dachte er in seiner Freude, „hat dies nur die Sonnenhitze bewirkt, welcher der Teig vor dem Backen ausgesetzt war."

Daß er sich aber darin getäuscht hatte, das sollte er einige Tage später sehen. Da sein Backtrog klein war und überdies die Brote trotz des kühlen Kellers immer sehr bald dürr wurden, so mußte er das Backen schon nach einigen Tagen wiederholen. Nun wollte er seine Erfahrung gleich benutzen und stellte daher den Teig erst einige Zeit in die Sonne, damit er quelle oder gehe, wie die Bäcker sagen. Aber diesmal zeigte sich keine Veränderung. Nach langem vergeblichen Warten buk er einen Theil des Teiges, um zu sehen, ob denn auch im Geschmacke kein Unterschied wäre. Und richtig, das Brot schmeckte wieder so süßlich wie früher.

Da fiel ihm ein, daß er das vorige Mal einen kleinen Rest älteren Teiges mit unter den neuen gemischt und daß dieser einen säuerlichen Geruch gehabt hatte. „Sollte etwa dies den vorigen Broten den guten Geschmack gegeben haben?" So dachte er und stellte gleich einen Theil des heutigen Teiges beiseite, um ihn sauer werden zu lassen. Diese Vermuthung wurde nun in der That beim nächsten Brotbacken bestätigt, nachdem Robinson den Sauerteig mit verwandt hatte; denn das Quellen des Teiges wiederholte sich, und die Brote hatten wieder das lockere Aussehen und den angenehmen säuerlichen Geschmack. — So war denn Robinson von jetzt an im Stande, sich sehr schmackhaftes Brot zu bereiten. —

Inzwischen hatte er auch die Vorhänge vollendet. Die nächste nothwendige Arbeit war die Herstellung einer besseren Fußbekleidung. Die Sandalen aus Agutifellen leisteten ihm allerdings große Dienste, aber sie schützten nur die Fußsohlen. Da nun seine Beinkleider bloß bis an die Waden reichten, so war der untere Theil der Beine ganz ohne Bedeckung, und er hatte in Folge dessen immer noch sehr durch die Stiche der Mosquitos zu leiden. Jetzt, wo er sich etwas auf die Zubereitung der Thierfelle verstand, konnte es ihm nicht schwer fallen, sich eine Art Stiefel zu machen. Nach einiger Ueberlegung ging er ans Werk, und

siehe da — in Zeit von einer Woche waren ein Paar Schnürstiefel vollendet.

Mittlerweile waren seine Fleischvorräthe wieder ziemlich auf die Neige gegangen, da er ja das Meiste davon in großen Töpfen eingepökelt hatte. Er machte daher wieder einen größeren Jagdzug, und zwar diesmal nach einer Gegend seiner Insel, die er noch nicht kannte. War er aber dabei schon im Erlegen mehrerer Agutis und einer Ziege glücklich, so sollte ihm auch noch eine andere Freude werden.

Bei seinen Ausflügen hatten nämlich immer die vielen schönen Papageien seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ihm durch ihr munteres Wesen sehr gefallen. Er hatte deshalb schon lange gewünscht, einen solchen Vogel lebendig in seine Gewalt zu bekommen und ihn zu zähmen. Aber alle seine bisherigen Versuche waren vergeblich gewesen, denn meist wurden die getroffenen Vögel von den Pfeilen so stark verwundet, daß er sie vollends tödten mußte. Heute nun hatte er einen kleinen grünen mit rothem Schwanze nur leicht am Flügel verletzt, und da das Thier dadurch am Fortfliegen behindert wurde, so bekam er es bald in seine Hände. Zu seiner großen Freude war die Wunde so unbedeutend, daß sie bald vollständig geheilt werden konnte. Freilich gaben die ersten Augenblicke wenig Hoffnung, die Zähmung gelingen zu sehen; denn der Papagei biß wüthend um sich. Allein nachdem Robinson ihm die Wunde gewaschen, legte sich die Wuth bedeutend, und das Thier ließ sich geduldig forttragen.

War Robinson schon vorher durch seine Jagdbeute schwer belastet, so wurde er's durch den Papagei noch mehr, da er diesen in der Hand tragen mußte. Ueberdies brannte die Sonne heute so sehr, daß ihm der Schweiß fast stromweis am Körper herabrann. Es war ihm daher sehr willkommen, als er jetzt beim Einbiegen in ein liebliches Thal ein schattiges Ruheplätzchen entdeckte. Dort legte er seine Bürde ab, band den Papagei an und gab sich der Ruhe hin. Wie wunderschön war es hier! Wohin das Auge blickte: überall sproßten üppige Gewächse empor. Mächtige Palmen, Pisang- und andere Stauden und Bäume von nie gesehener Größe schmückten das herrliche Thal und spendeten kühlenden Schatten und würzige Düfte. Ueberdies trugen die meisten Bäume und Stauden zahlreiche einladende Früchte, die Robinson zum Theil nicht einmal kannte. Auch für seine Ziegen war hier reichlich gesorgt, denn durch die schöne, pflanzenreiche Aue rieselte ein Bach mit klarem Wasser.

Die Anmuth dieses vorher nicht gekannten Thales entzückte unsern Robinson so sehr, daß er sich vornahm, seinen Wohnsitz hierher zu verlegen. Allein bald überlegte er sich's anders. War das Thal auch noch so einladend: ein Haupterforderniß für seine Wohnung fehlte ihm doch, und dies war die freie Aussicht auf das Meer. Er hoffte ja immer noch, einmal ein Schiff zu sehen, das ihn aus seiner Gefangenschaft befreite; und wie leicht konnte ein solches nahe sein, ohne daß er hier etwas davon bemerkte. Wenn er sich freilich wieder umblickte und das Auge an alle den Schönheiten weidete, dann wurde es ihm leid, den Platz gänzlich aufzugeben. Er beschloß also, hier wenigstens eine Art Sommerwohnung einzurichten und von Zeit zu Zeit seine Ziegen sich an der fetten Weide erquicken zu lassen.

Inzwischen war die Mittagszeit längst vorübergegangen, und Robinson mußte also eilen, um noch bei Tage zu seiner Wohnung zu kommen. Dort aber wartete seiner eine neue Ueberraschung: die zuletzt eingefangene Ziege hatte während seiner Abwesenheit 3 Zickchen geboren. So war denn sein Hausstand mit einem Male um 4 Geschöpfe zahlreicher geworden, und das machte ihm große Freude. Sah er doch nun zwei Wünsche zu gleicher Zeit erfüllt: er hatte einen Papagei und eine größere Ziegenherde und überdies von neuem eine milchende Ziege bekommen. Er konnte sich gar nicht satt sehen an dem Treiben der Thiere; bald blickte er auf die jungen Ziegen, wie sie um die Mutter herum lagen und Nahrung verlangten, bald auf die rührende Sorgfalt und Zärtlichkeit, mit der die alte Ziege ihre Jungen behandelte.

Aber da fiel ihm ein, daß er nun alle Hände voll zu thun habe und daher nicht müßig dastehen dürfe. Das Erste, was geschah, war, daß er den Papagei vorläufig an einen Baum band, seinen Korb ablegte und eiligst Futter und frisches Wasser für die Ziegen herbeischaffte. Dann wandte er seine Sorgfalt der Heilung und Pflege des verwundeten Vogels zu und schritt zur Herstellung eines Käfigs für diesen, damit das Thier bald seiner Fesseln entledigt würde. Endlich erinnerte ihn die neue Vergrößerung seiner Ziegenherde an die Nothwendigkeit eines Geheges für dieselbe.

Der Käfig war schon nach ein paar Tagen soweit fertig, daß er seinen neuen Bewohner aufnehmen konnte. Er bestand aus einem Geflecht dickerer und schwächerer Weidenstäbe und ruhte auf einem in die Erde gesteckten Pfahle, der mitten durch das Innere hindurch ging und mit Sprossen versehen war. Da

Robinson den Papagei sehr sorgfältig pflegte, so erholte sich dieser bald und machte nun seinem Herrn vielen Spaß. Dies und die Sehnsucht, eine menschenähnliche Stimme zu hören, brachten Robinson bald auf den Einfall, ihn in müßigen Stunden verschiedene Wörter sprechen zu lehren. Zu seiner Freude erwies sich der Vogel als gelehriger Schüler*), denn schon in ganz kurzer Zeit konnte er die Namen „Papchen", „Robinson" sprechen. Da schwatzte er nun fast den ganzen Tag; kam aber sein Herr in die Nähe oder sah er diesen essen, so hörte er gar nicht auf, seine Sprachkünste zu zeigen.

Ungleich mehr noch entzückten Robinson die drolligen Kreuz- und Quersprünge der Zickchen. Da er sie immer aus der Hand fütterte, so hatten sie sich bald so sehr an ihn gewöhnt, daß sie ihm auf Schritt und Tritt folgten. Daher gab er vor der Hand den Plan auf, die Ziegen außerhalb seines Hofes in ein Gehege zu sperren. Er dachte: „Dies hat Zeit, bis die kleinen größer geworden sind, oder bis ich noch mehr eingefangen habe." Sollte aber die Ordnung in seinem Hofraume nicht zu sehr gestört werden, so mußte er wenigstens eine Art Stall für die Ziegen bauen.

Er brach daher eine Anzahl schwacher Bäume um, grub 8 davon in 2 Reihen vor der Felswand ein und verband sie oben durch Querstangen. Das Dach aber bereitete er aus — Grashalmen; freilich nicht aus so kleinen, wie die unsrigen, sondern aus den Halmen des haushohen Bambus**), eines baumartigen Grases der heißen Länder. Zu dieser Arbeit brauchte er aber viele Wochen, weil er noch immer kein Beil hatte und ihm alles große Mühe machte. So war er denn noch nicht fertig, als der April herankam und ihn zur schleunigen Beendigung antrieb. Es schien nämlich jetzt gerade wieder so zu sein, wie vor der Regenzeit im August; die Sonne stand senkrecht über ihm, und es war immer sehr schwül und stürmisch. „Gewiß sind dies die Vorboten einer Regenzeit, in der ich wieder nur selten ausgehen kann." So dachte er und eilte, sich mit Vorräthen zu versorgen.

Und er hatte sich nicht geirrt; denn kaum war er mit seinen Vorkehrungen fertig, so begann die Frühjahrsregenzeit. Da gab es nun freilich wieder viele Stunden, ja Tage, wo er in seine Höhle eingesperrt war. Allein er wußte bereits aus Erfahrung, daß

---

*) S. Anmerkung Nr. 28. — **) S. Anmerkung Nr. 49.

ihn Müßiggang immer traurig machte; daher nahm er sich vor, die Zeit durch allerhand nützliche Beschäftigungen auszufüllen und sich fleißig zu Gott zu wenden. „Bete und arbeite," das sollte ja sein Wahlspruch sein, und da er diesen redlich befolgte, so blieb er immer heiter und voll Gottvertrauen.

Ueberdies gelangte er durch seine Thätigkeit in den Besitz mehrerer Dinge, die ihm von großem Werthe waren. Dahin gehörte vor allem eine hölzerne Gabel sowie ein hölzerner Löffel, mit Hülfe dessen Robinson nun auch Brühsuppe genießen konnte, und ein ziemlich feines Geflecht zum Durchsieben des Maismehles. Das Wichtigste aber war ein Kamm, den er schon lange ungern entbehrt hatte. Freilich war es kein Kamm aus Schildpatt*) oder aus Horn und mit feinen Zinken, wie unsere Kämme sind; denn er bestand nur aus 20 abgestumpften Dornen einer Palme**), die Robinson als Zinken in ein höchst mühsam durchstochenes Holzstäbchen gesteckt hatte. Aber er that doch viel bessere Dienste als die gespreizten Finger, mit denen Robinson bisher seine langen Haare ordnen mußte.

Elftes Capitel.

Robinson als Viehzüchter.

Die Regenzeit hatte etwas über einen Monat gedauert, als Robinson eines Morgens an seinem Kalender fand, daß der 30. Mai angebrochen war. Diesen Tag mußte er feiern, es war ja der Jahrestag seiner Rettung, seiner Ankunft auf der Insel! Wie viele Wohlthaten verdankte Robinson dem lieben Gott in diesem Jahre! Wie viele Gefahren hatte er überstanden, welch' reicher Segen war ihm geworden, und wie oft hatten sich die Worte als wahr erwiesen: „Wenn die Noth am größten ist, dann ist Gottes Hülfe am nächsten!" Dachte er nur der ersten Tage seines Hierseins, so mußte sich sein Herz dankerfüllt zu Gott wenden. Beschämt mußte er sich aber auch gestehen, daß sein Vertrauen zu Gott wieder wankend gewesen war. Er richtete daher nicht bloß Dankgebete zum lieben Gott, sondern nahm sich

*) S. Anmerkung Nr. 26. — **) Unter anderen Palmenarten kommt in Westindien auch sehr häufig die Macaja vor, deren Stamm, Blattstiele und Blüthenscheiden ringsum schwarzbraune Dornen von mehr als 5 Centimeter Länge haben. Sie ist hauptsächlich wegen des Oeles wichtig, das man aus den Früchten oder Nüssen preßt. S. auch Anmerkung Nr. 20.

auch von neuem vor, den Spruch zu befolgen: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff' auf ihn, er wird's wohl machen.“ —

Die nächste Beschäftigung Robinsons mußte die Anlage eines Geheges für die Ziegen sein, da der Stall schon für die jetzige Zahl zu klein war und Robinson doch die Herde noch vergrößern wollte. Er glaubte dazu kaum einen besseren Ort bestimmen zu können, als das schöne Thal, wo er sich auch eine Sommerwohnung einrichten wollte. Allein von dort bis zu seiner Höhle hatte er fast eine Stunde Weges, und bald wurde ihm das häufige Hin- und Herlaufen zu unbequem. Er traf daher zunächst Vorkehrungen, damit er mit seiner Thierfamilie den ganzen Tag über in dem Thale bleiben konnte. Mit leichter Mühe ließen sich die Zweige mehrerer Stauden zu einer Laube verbinden, und als Lager diente ihm ein Haufen Seegras, über das er ein Ziegenfell breitete; damit war die Sommerwohnung fürs Erste fertig. Nun nahm er seinen Papagei, der inzwischen schon vielerlei schwatzen gelernt hatte, auf den Arm, lockte die Ziegen, und fort ging's nach dem Thale.

Für das Gehege steckte er zunächst einen großen, mit Bäumen bestandenen Platz ab, der etwa 1000 Fuß lang und eben so breit sein mochte. Dann fing er an, diesen mit einer Hecke von Opuntien zu umgeben. Allein da sah er wieder einmal, daß je' es Ding erst überlegt sein will, ehe man es anfängt. Schon h tte er mit vieler Mühe an einer Seite etwa 400 Fuß Opuntien gepflanzt, als ihm einfiel, daß das Gehege viel zu groß werden würde. Nicht etwa, weil es zu lange gedauert hätte, ehe er damit fertig geworden wäre, sondern weil sich auf einer so großen Fläche die Ziegen fast eben so schwer würden fangen lassen, als im Freien. Er beschloß daher, nur so viel einzuzäunen, daß der Weideplatz gegen 400 Fuß lang und eben so breit würde.

Nach etwa 2 Monaten war die Arbeit beendigt, und nun fehlte es nur noch an der Ziegenherde, die in dem Gehege weiden und Robinson allezeit Fleischvorrath liefern sollte. Wie früher, so versuchte er es wieder, mit Hülfe von Schlingen Ziegen einzufangen. Aber das wollte nicht mehr gelingen, denn die Thiere waren durch seine häufigen Nachstellungen sehr scheu geworden. So kam er auf den Gedanken, einmal Fallgruben zu machen.

Er grub also ziemlich tiefe Löcher an den Orten, wo die Ziegen zu weiden pflegten. Ueber diese Gruben legte er lange dünne Weidenzweige und auf diese wieder Blätter, so daß die Löcher ganz zugedeckt wurden. Um aber die Ziegen auf diese dünne

Decke zu locken, legte er einige Maiskolben darauf. Nach seiner Meinung mußte es ihm auf diese Weise sicher gelingen, Ziegen zu fangen; er konnte es deshalb kaum erwarten, bis es Zeit sein würde, die Gruben zu untersuchen. Seine Hoffnung wurde jedoch nicht erfüllt; der Mais war zwar gefressen und die Decke durchbrochen, aber die Gruben waren leer. „Gewiß,“ dachte er, „habe ich die Gruben nicht tief genug gemacht, und die Ziegen sind wieder herausgeklettert.“

Er machte also die Gruben tiefer, deckte sie wieder in der vorigen Weise zu und — am nächsten Morgen hatte er in allen 3 Gruben Gefangene. In der ersten waren 3 junge Ziegen, in der zweiten 1 Bock und 2 Ziegen und in der dritten ein sehr großer und starker Bock mit ungeheuren Hörnern. Wie sollte er nun aber dieses große Thier herausbekommen, da es sehr wild zu sein schien? Stieg er selbst in die Grube, so konnte ihm der Bock gefährlich werden; ließ er ihn darin, so mußte das Thier umkommen. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen,“ sagte er endlich und stieg in die Grube. Aber das wäre ihm beinahe schlimm bekommen, denn der Bock drohte, ihn mit seinen Hörnern aufzuspießen. Robinson war daher froh, als das Thier mit einem tüchtigen Satze aus der Grube sprang und entfloh. Hätte er daran gedacht, daß man durch Hunger selbst Löwen zähmen kann, so würde er den Bock nach einigen Tagen mit etwas Futter ganz kirre gemacht haben. — Glücklicher war er mit den anderen Ziegen, die er sämmtlich wohlbehalten in sein Gehege brachte.

Inzwischen waren auch die 3 jungen Ziegen größer geworden. Diese führte er nun gleichfalls mit in das Gehege und hatte also darin schon eine ganz ansehnliche Herde, ungerechnet die 3 Alten, welche sich in dem Stalle bei der Höhle befanden. Konnte es Robinson sonach von jetzt an nicht mehr an Fleischvorrath fehlen, so brachte ihm der Besitz einer Ziegenherde auch noch manchen andern Nutzen. Bisher hatte er nur 2 milchende Ziegen gehabt, und diese gaben ihm so viel Milch, als er brauchte. Jetzt aber hatte er deren 4; sollte sich aus der überflüssigen Milch nicht Käse und vielleicht auch Butter bereiten lassen? Ja wenn er nur gewußt hätte, wie er es anfangen sollte! Doch da kam ihm bald ein Zufall zu Hülfe.

Eines Morgens hatte er aus Versehen ein Gefäß voll Milch auf seinem Tische stehen lassen und sich dann nach seiner Sommerwohnung begeben. Als er aber am andern Tage das Versehen bemerkte, da war die Milch in Folge der Wärme sauer geworden,

geronnen und mithin ungenießbar. Schon hatte er einen Theil davon weggegossen, als ihm einfiel, daß er die geronnene Masse doch vielleicht noch zu irgend etwas benutzen könnte; er setzte also das Gefäß bei Seite und ging an seine Arbeit. Neugierig, was wohl aus der Masse geworden wäre, sah er am andern Tage wieder nach, und was fand er? Quark. „Ei," dachte er, „aus Quark wird ja wohl Käse, wenn die Feuchtigkeit daraus entfernt ist." Und sofort that er den Quark in ein übrig gebliebenes Stück seines Vorhanges, preßte das Wasser vollends aus, mischte dann Salz hinzu, und so hatte er einen großen Käse, der nach einiger Zeit ziemlich gut war. Freilich enthielt er keinen Kümmel, der dem Käse einen besonders guten Geschmack giebt; aber er war trotzdem nicht zu verachten.

Durch einen andern Zufall kam Robinson auf die Bereitung der Butter. Gegen Ende der Herbstregenzeit befand er sich eines Morgens mit dem Milchkruge auf dem Wege nach der Sommerwohnung und hatte den Krug oben mit Seegras zugestopft, um den Inhalt nicht zu vergießen. Da trat plötzlich ein heftiger Regenguß ein, und Robinson eilte daher, so rasch er konnte, seinem Ziele zu. Dort angekommen, öffnete er den Krug, um einmal zu trinken. Aber wie erstaunte er, als sich nun darin unzählige gelbe Fettklümpchen befanden, die nichts als — Butter waren. „Hm," sagte er nach einer Weile, „sollten diese Klümpchen etwa durch die heftige Erschütterung entstanden sein, welcher die Milch während meines schnellen Gehens ausgesetzt war?" Er schüttelte den Krug noch ein wenig, und richtig, die Butterklümpchen hatten sich vermehrt! Da stopfte er das Gefäß gleich wieder zu und schüttelte es noch eine Zeit lang. Dann goß er vorsichtig die Buttermilch ab, that die Butter in eine Schüssel und vermischte sie mit Salz. Welche Freude war das für unsern armen Robinson, als er nun nach beinahe 17 Monaten wieder einmal Butter sah! Und wie trefflich schmeckte ihm das erste Butterbrot, wie gut die gerösteten Bataten und Pisangs, als er sie mit Butter bestrichen genoß! — Nach und nach lernte er die Butter besser bereiten, indem er sie wusch und allerlei Geräthe dazu herstellte; ebenso war es auch mit dem Käse der Fall.

Indem sich Robinson aber so recht innig seiner neuen Erfindungen freute, da gedachte er unwillkürlich alles dessen, was er im Laufe der Zeit hergestellt hatte. Er sah sich noch, von Hunger und Durst getrieben, gierig nach den rohen Maiskörnern und Baumfrüchten greifen und die erste Handvoll Wasser trinken; er

sah sich, wie er die ersten Austern, das erste rohe Agutifleisch verzehrte; er erinnerte sich lebhaft des Tages, an dem er durch das Feuer sich eine schmackhaftere Speise bereiten konnte, und ebenso der Stunde, in der er die erste Ziegenmilch trank; kurz es schwebten ihm alle Verbesserungen vor Augen, die in seiner Nahrungsweise nach und nach eingetreten waren. Er rief sich auch ins Gedächtniß, wie erbärmlich er die ersten Nächte hatte auf einem Baume verbringen müssen; mit welcher Hast er, von Angst und Noth gezwungen, die Höhle eingerichtet hatte, und wie dann der Opuntienzaun, der Schornstein, der Stall und andere Dinge entstanden waren. Er entsann sich endlich der Qualen, welche ihm Sonnenhitze, dornige Wege und Mosquitos bereiteten, als er halbnackt einherging; er sah sich noch in der mangelhaften Bekleidung aus Baumblättern und Rinden und verglich damit seine jetzige.

Und wenn er sich nun so vergegenwärtigte, wie bald durch Bedürfniß und eifriges Nachdenken, bald durch Zufall sich eins an das andere gereiht hatte, und wie er nach und nach zu den Beschäftigungen der Jäger, Fischer, Viehzüchter und vieler Handwerker genöthigt worden war: da schien es ihm, als müsse dies alles bei den ersten Menschen ebenso gewesen sein. Darin aber hatte er vollkommen Recht; denn nur durch Bedürfniß, durch eifriges Nachdenken und durch Zufälle sind die Menschen nach und nach auf alle die Einrichtungen und Beschäftigungen gekommen, welche wir jetzt haben und für unentbehrlich halten!

Zwölftes Capitel.

Zeiten des Wankelmuthes.

Seitdem Robinson so oft Brot buk, brauchte er viel Maiskörner. Da nun in der Regenzeit immer wenig davon zu finden waren, so entschloß er sich, selbst Mais anzubauen. Zu diesem Zwecke grub er gleich nach der großen Regenzeit ein Stück Land um, zog darin Furchen und steckte immer einige Fuß von einander entfernt 4 Maiskörner in die Erde. Diese gingen zwar zu seiner Freude bald auf, aber auch die wilden Ziegen hatten ihre Freude daran, denn sie ließen sich die zarten Sprößlinge ganz wohl schmecken. Zum Glück bemerkte es Robinson zeitig genug, um seine Saat durch eine Umzäunung vor den schlimmen Gästen zu schützen. Nun wuchsen die Pflanzen allerdings prächtig empor,

so daß sie bald die Höhe von mehr als 10 Fuß erreichten. Als nun aber die Körner anfingen zu reifen, da nahten wieder andere Gäste, gegen die keine Umzäunung schützte. Dies waren die Maisdiebe, nämlich Vögel, die fast wie unsere Staare aussahen, aber einen rothen Bauch hatten und etwas größer waren. In ganzen Schaaren fielen sie über die Maispflanzung her und fraßen die Kolben aus. Freilich wurden sie oft durch Robinson verscheucht, allein kaum hatte sich dieser einige Schritte entfernt, so kehrten sie in gleicher Anzahl zurück. Ja selbst als Robinson endlich einige davon getödtet und zur Abschreckung der anderen an einem Pfahle aufgehangen hatte, kamen die gierigen Vögel noch in Menge auf das Feld. Trotzdem war die Ernte immer noch reich genug; denn sie betrug wohl 300 Mal so viel als die Aussaat, und Robinson hatte daher alle Hände voll zu thun, um sie einzubringen und aufzubewahren.

So konnte er denn Brot backen, so viel er wollte, und hatte also jetzt weder Mangel an Fleisch noch an Brot zu fürchten. Seitdem er jenes braten und kochen, dieses aber mit Butter genießen konnte, fehlte ihm überhaupt wenig, um auf europäische Art leben zu können. Auch die Qualen, die ihm sonst Mosquitos und Sandflöhe so häufig bereiteten, waren bedeutend geringer geworden; denn er hatte allmählich gelernt, sich gegen dieselben etwas zu schützen, gegen die Mosquitos durch die Kleidung und die Vorhänge, gegen die Sandflöhe aber durch häufiges Untersuchen und Waschen seiner Füße.

Dennoch aber war er häufig mit seinem Zustande sehr unzufrieden. Es fehlte ihm ja an menschlicher Gesellschaft, und nichts, selbst nicht die größten Güter der Erde hätten ihn mit diesem Mangel aussöhnen können. Mochte es ihm auch zuweilen gelingen, die Sehnsucht nach Menschen zu unterdrücken, so kehrte sie doch immer wieder zurück und brachte ihn oft fast zur Verzweiflung. Stunden lang saß er auf seinem Berge, um nach einem Schiffe auszuspähen. Bis an den fernsten Horizont streiften seine Blicke, und wie oft glaubte er das zu sehen, was er zu sehen wünschte, nämlich die Segel eines Schiffes! Aber immer und immer wieder sah er sich getäuscht. Und so vergingen Wochen und Monate. Es kam das Weihnachtsfest wieder, es kam der zweite Jahrestag seines Alleinseins, und noch sah er kein Mittel zu seiner Befreiung.

Da bedurfte er denn aller seiner Kraft, um sich aufrecht zu erhalten und nicht jegliches Vertrauen zu Gott zu verlieren. Ja

nur zu oft mußte er sich gestehen, daß sein Herz wieder von Gott abgewendet gewesen war; nur zu oft sagte ihm sein Gewissen, daß er wieder mit Gott gegrollt hatte. Wohl erinnerte er sich dann seiner Vorsätze, und es fiel ihm die Last seiner Schuld schwer auf das Herz. Aber leider dauerte es immer nicht lange, bis er sich wieder auf dem Wege des Kleinmuths und der Verzagtheit ertappte. Er hatte jetzt viel Langeweile, und diese war die Hauptquelle alles Uebels; hätte er sich, wie sonst, regelmäßig beschäftigt, so würde er ruhiger gewesen sein. So aber nahm er nur selten eine größere Arbeit vor, und das, was er während des ganzen dritten Jahres gethan hatte, beschränkte sich auf das Allernöthigste.

Da seine Höhle für die vielen Geräthschaften nicht mehr hinreichte, so hatte er sie durch Anbau einer Hütte aus Pfählen und Palmenblättern erweitert und darin auch ein besonderes Magazin für seine Maisvorräthe angebracht. — Sodann hatte er sich eine Art Bett hergestellt, damit er beim Schlafen nicht mehr so sehr von allerhand Käfern und Würmern belästigt werden konnte, als bisher. Freilich war es kein solches Bett, wie wir es haben, sondern nur ein Holzgestell, das Robinson mit einem selbstgemachten Gurt aus Bindfaden bespannt hatte; aber er befand sich ganz wohl darauf. — Weiter war er zur Selbstbereitung von Salz genöthigt worden, da das häufige Pökeln von Fleisch seinen Vorrath bald erschöpft hatte. Zu diesem Zwecke hatte er einige flache Teiche angelegt, welche er immer wieder mit Meerwasser füllte, sobald er nach dem Verdunsten des Wassers das zurückgebliebene Salz gesammelt hatte. Auch das Gehege für die Ziegen war nach und nach immer mehr erweitert worden, da sich die Zahl derselben trotz des häufigen Schlachtens von solchen bedeutend vermehrt hatte. — So fanden sie freilich in den Trockenzeiten Futter genug; allein in den Regenzeiten mußte er sie füttern, und es würde gar oft an Futter gemangelt haben, wenn die Ziegen nicht die Kleien sehr gern gefressen hätten, die beim Mahlen der Maiskörner in großer Menge entstanden. Da sich aber in dem großen Gehege die Thiere sehr schwer fangen ließen, so hatte Robinson noch mehrere kleine Abtheilungen darin anbringen müssen, in welche er jedesmal die zum Schlachten bestimmte Ziege trieb. — Die um den Hof angepflanzte Hecke von Opuntien war inzwischen immer höher geworden; sie bot jetzt nicht nur Schutz, sondern auch hohen Genuß, da sie einen großen Theil des Jahres hindurch mit den pracht-

vollsten Blumen geschmückt war. Obgleich Robinson meist gleichgültig an diesen Schönheiten vorüberging, so hatte er doch noch einen solchen Opuntienzaun angelegt, und zwar um seine Sommerwohnung. Dies war jedoch nur um seines körperlichen Wohles willen geschehen; denn er hatte bemerkt, daß dorthin keine Mosquitos kamen, und in Folge dessen pflegte er jedesmal nach der Regenzeit dort zu schlafen.

Dies waren etwa die Arbeiten, die er im dritten Jahre vorgenommen hatte, und es läßt sich daher denken, daß er viel Langeweile hatte. Um diese zu vertreiben, ging er wohl mitunter auf die Jagd; aber den größten Theil der Zeit verbrachte er müßig auf seinem Berge. Dort sah er oft ganze Tage lang vergeblich nach vorbeisegelnden Schiffen aus. Und gar nicht selten kehrte er dann voller Verzweiflung in seine Wohnung zurück und jammerte über sein Schicksal. Er hatte ja noch kein festes Vertrauen zur göttlichen Vorsehung.

Einst aber fiel ihm ein, wie thöricht es wäre, die Hände in den Schoß zu legen und zu jammern, statt auf Mittel zu seiner Befreiung zu sinnen. Konnte nicht schon manches Schiff in der Nähe der Insel gewesen sein, während er entweder auf der Jagd oder in seiner Sommerwohnung gewesen war, oder auch wohl gar in seiner Hütte unthätig gejammert hatte? Gewiß; aber was war da zu thun? Nach manchem Hin- und Herüberlegen kam ihm endlich der Gedanke, eine große Fahne zu machen und diese auf dem Berge aufzurichten. Als Stab konnte eine der hohen Palmen dienen, welche oben standen, und das Zeug dazu wollte er sich auf dieselbe Weise weben, in der er früher die Vorhänge hergestellt hatte. — Kaum war er mit sich über den Plan einig, so ging er ans Werk, und nach einem Monate flatterte die Fahne lustig in der Luft. „Wenn," dachte er, „die Mannschaft eines Schiffes die Fahne sieht, so wird sie gewiß auf die Insel zusteuern und diese untersuchen. Geschieht dies aber einmal, so werde ich aus dieser Einöde erlöst und kann in meine Heimat zurückkehren."

Diese Hoffnung gab ihm für eine längere Zeit seine Ruhe zurück, so daß er seine früheren Beschäftigungen wieder aufnahm und manches in seinem Haushalte verbesserte. Als freilich abermals ein Monat nach dem andern verging, ohne daß sich ein Schiff blicken ließ, da fiel Robinson allmählich in die alte Trostlosigkeit zurück. Unaufhörlich peinigte ihn der Gedanke, Gott habe ihn verlassen, und er müsse sein ganzes Leben in dieser qualvollen Einsamkeit verbringen. Er vernachlässigte seine Andachten, ja es

gingen Monate hin, in denen er sich kaum ein einziges Mal zu Gott gewandt hatte. Je mehr er sich aber seinem himmlischen Vater entfremdete, desto schlimmer wurde sein Zustand. Ja seine Verzweiflung erreichte nach und nach einen solchen Grad, daß er fast den Verstand verlor.

Dieser krankhafte Zustand seiner Seele war beim Antritt des fünften Jahres auf dem Gipfel angelangt. Jetzt trat ein anderer ein: dem heftigen Ausbruche des Schmerzes folgte die größte Ruhe. Aber es war nicht jene innere Ruhe, die aus frommer Ergebung in den göttlichen Willen folgt, sondern eher ein Zustand der Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn war, wie gegen alles, was etwa kommen mochte. Nicht Schmerz, nicht Freude konnten Robinson bewegen; weder die Schönheiten der Natur noch die Anhänglichkeit seiner treuen Thiere vermochten ihn einmal zur Heiterkeit zu stimmen.

Dabei that er indes, was nothwendig war, um sein Leben zu fristen. Er säete Mais und bestellte seine Ziegen, die sich wohl bis auf 30 Stück vermehrt hatten. Er bereitete Butter, Käse und Salz; er pökelte und räucherte Fleisch und lernte immer mehr die vielen Erzeugnisse seiner Insel kennen und verwerthen, so daß sein Tisch stets reichlich bestellt war. Trotzdem blieb er mäßig, denn er wußte ja, daß Unmäßigkeit die Ursache vieler Krankheiten ist. Nach und nach kam er auch wieder in seine frühere Thätigkeit hinein. Er bereitete sich allerhand Geräthe und beschäftigte sich mit einem Worte wieder auf die mannigfachste Weise. Und dies hatte abermals sehr heilsame Folgen für ihn. Je mehr er sich nämlich der Arbeit hingab, desto mehr gewann die Vernunft wieder die Oberhand in ihm, und damit kehrte zugleich das religiöse Gefühl zurück.

Dreizehntes Capitel.

Robinson macht sich einen Kahn.

Gegen Ende des fünften Jahres gelang es unserm Robinson, seinen Kleinmuth gänzlich zu bewältigen, und so sehen wir ihn denn von da an wieder regelmäßig auf dem Berge, um sich andächtig zu Gott wenden. Er hatte eingesehen, wie thöricht er gewesen war, über Gott zu murren und zu klagen. War doch der liebe Gott sein einziger Freund, und wie viele Beweise von Güte und

Liebe hatte er schon von ihm empfangen! Freilich waren die Wege dunkel, auf denen Robinson wandeln sollte, und unerforschlich die Absichten, die Gott hatte; doch da tröstete ihn der schöne Liedervers:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit;
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Solche Gefühle waren es denn auch, die ihn bewogen, dem lieben Gott einen Altar zu bauen. So fest, so unwandelbar, wie dieser droben auf dem Berge stand, so sollte von nun an auch seine Liebe und sein Vertrauen zu Gott sein. —

„Ist denn auch meinerseits alles geschehen, was zu meiner Rettung führen könnte?" so fragte er sich einst selbst, als sein Blick wieder einmal im Süden am Horizonte den langen Streifen Land traf, den er schon früher entdeckt hatte. „Kann das nicht eine bewohnte Insel oder gar das Festland von Amerika sein? Sollte ich nicht versuchen, dorthin zu gelangen?" Wohl beantwortete er sich diese Frage mit Ja, aber wie wollte er denn hinkommen? Er war zwar ein ziemlich guter Schwimmer, doch das Land war seiner Schätzung nach mehrere Meilen weit entfernt, und gar leicht konnte er dabei den Haifischen zur Beute werden, die gewiß auch hier anzutreffen waren. Ja wenn er ein Boot gehabt hätte, so würden einige Stunden hingereicht haben, um ihn hinüber zu bringen. Allerdings gab es große und starke Bäume genug, aus denen sich hätten Kähne herstellen lassen; doch womit sollte er sie umhacken, womit den Kahn zimmern, da es ihm an jeglichen Werkzeugen fehlte?

So sehr er sich aber auch bemühte, das Verlangen nach dem fernen Lande zu unterdrücken: es gelang ihm nicht, denn dasselbe war zu mächtig geworden, und immer und immer wieder tauchte der Wunsch nach einem Kahne in ihm auf. Da fand er eines Tages im Walde einen entwurzelten und ziemlich hohlen Baum, der wohl 40 Fuß lang und von bedeutender Stärke war. Robinson besah den Baum näher; „hm," dachte er „der scheint ja ganz wie zu einem Kahne gemacht, denn gewiß läßt er sich mit Hülfe des Feuers noch weiter aushöhlen, und das Uebrige wird sich schon finden." Flugs holte er einen Feuerbrand herbei und fing

an, den Baum vollends auszubrennen. Das war allerdings bald geschehen, aber wie sollten die Wurzeln und Aeste abgemacht, wie dem Stamme die äußere Gestalt eines Kahnes gegeben werden? Mit Feuer ließ sich das schlechterdings nicht thun, und doch besaß Robinson keine Werkzeuge. Da sah er denn wieder einmal, wie thöricht es ist, etwas ohne Ueberlegung zu beginnen.

Gleichwohl war das Verlangen nach einem Kahne in ihm bereits zu lebhaft und dringend geworden, als daß er den Plan gleich wieder aufgegeben hätte. Er dachte also hin und her, wie es möglich wäre, sich eine Art Axt oder Beil herzustellen. „Sollte mir dies nicht auf gleiche Weise gelingen, wie einst das Steinmesser und die Hacke?“ So fragte er sich, und gleich lief er nach dem Berge, der einst Feuer und Lava ausgespieen hatte, seitdem aber ruhig gewesen war. Dort fand er allerdings genug glänzend schwarze Steine, die die Gestalt einer Axtklinge hatten, aber nicht einen einzigen, der einigermaßen scharf gewesen wäre. Er zerschlug mehrere der Steine, doch keins der Stücke war scharf genug. Da stand er nun auf demselben Flecke, wie zuvor.

Mißmuthig wollte er eben fortgehen, als ihm einfiel, daß sich doch die Steine eben so gut müßten schleifen lassen, wie Eisen und Stahl. Und sogleich machte er sich ans Werk; er holte eine Kokusnußschale voll Wasser herbei, begoß die Steine damit und fing an, den passendsten Stein auf einem andern zu schleifen. Aber das war eine wahre Geduldprobe, denn obgleich Robinson den ganzen Nachmittag emsig geschliffen hatte, so war er doch am Abende nur äußerst wenig damit vorwärts gekommen. Er sah daraus, daß er wohl eine lange Zeit zubringen würde, bis der Stein die nöthige Schärfe erreichte. Wollte er jedoch den Kahn nicht halbfertig liegen lassen, so durfte er keine Mühe scheuen, sich zunächst das Werkzeug dazu zu verschaffen. Seine Befreiung von der Insel wog ja jeden Handgriff hundertfältig auf!

So schliff er denn viele, viele Tage lang und so eifrig, daß er sich kaum Zeit zum Essen und zum Melken der Ziegen gönnte. Endlich aber war der Stein scharf genug, und nun fehlte es bloß noch an einem Stiele. Da sich Robinson schon während des Schleifens die Bereitung eines solchen überlegt hatte, so kam er bald damit zu Stande. Der Stein wurde, wie einst das Steinmesser, in die Spalte eines starken Holzes geklemmt, dieses aber sodann mit frischen Schlingpflanzen umwickelt. Wie Robinson

nämlich schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt hatte, schrumpften diese Pflanzen beim Trocknen sehr zusammen, und dadurch wurde die steinerne Klinge außerordentlich fest mit dem Stiele verbunden.

Mit Hülfe dieser Axt ging die Kahn-Arbeit eine Zeit lang gut von Statten; doch bald entstand ein neuer Aufenthalt. Robinson hatte dem spröden Steine zu viel zugemuthet; in Folge dessen wurde die Axt schartig und mußte also von neuem geschliffen werden. Kaum war dies geschehen, so wiederholte sich der Uebelstand, und dadurch wurde die Vollendung des Kahnes ungemein verzögert. Aber „was lange währt, wird gut", konnte Robinson mit Recht von seinem Kahne sagen, als derselbe fertig vor ihm stand. Was er früher fast für unmöglich gehalten hatte, das war seinem eisernen Fleiße in ziemlich 1½ Jahren gelungen.

Jetzt aber entstand die Frage, wie sich der Kahn ins Wasser bringen ließ. Die Entfernung zwischen dem Fahrzeuge und dem Meere betrug wohl 500 Schritt, und überdies war der Kahn ziemlich schwer. Nach vielen vergeblichen Versuchen und langem Ueberlegen erinnerte sich Robinson endlich, daß man sich in seiner Heimat immer der Walzen bediente, wenn man schwere Gegenstände fortbewegen wollte. Er holte also 3 starke und runde Stämme herbei und versuchte, sie unter den Kahn zu schieben. Aber so sehr er sich anstrengte, er vermochte den letzteren nicht eher emporzuheben und auf die Walzen zu bringen, als bis er durch Anwendung eines Hebebaumes seine Kraft bedeutend vermehrte. Mittels der Walzen ließ sich der Kahn nun wirklich so leicht fortschieben, daß er schon am andern Tage ans Ufer gelangte, wo er an einem Baume festgebunden wurde. „Wird er aber auch das Gleichgewicht im Wasser behalten?" so fragte sich Robinson jetzt und wartete mit Spannung, bis das Fahrzeug durch die bald eintretende Flut emporgehoben wurde. Siehe da, dasselbe schwamm stolz auf dem Wasser und entsprach allen Erwartungen. Robinson war unaussprechlich glücklich über sein Werk. Nun konnte er ja die langersehnte Fahrt nach dem Festlande antreten; endlich schien der Tag seiner Befreiung gekommen zu sein!

Vierter Abschnitt.

Erstes Capitel.

Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt leicht darin um.

Wir verließen unsern Robinson, als er sich im Geiste schon auf der Fahrt nach dem Festlande sah. Aber so rasch ging es mit dieser Fahrt doch nicht, denn es fehlten dazu noch sehr wichtige Geräthschaften. Er hatte noch kein Steuerruder, keinen Mast, kein Segel und auch noch keinen Anker.

Da galt es nun abermals, reiflich zu überlegen, wie diese Dinge herzustellen wären. Aber so sehr er auch grübelte, diesmal wußte er keinen Ausweg zu finden. Als Segel hätte sich freilich wohl die Fahne benutzen lassen, aber ein Segel ohne Mast konnte ihm nichts helfen. Und wie hätte er, der weder Nägel noch Klammern hatte, einen Mastbaum in dem Kahne befestigen wollen? Ganz dieselben Hindernisse bot das Steuerruder dar. Dagegen glaubte er mit leichter Mühe einen Anker herstellen zu können, freilich keinen eisernen mit großen spitzigen Haken, die sich beim Auswerfen in den Meeresgrund eingraben und so das Schiff festhalten; denn Robinson hatte ja nicht das kleinste Stückchen Eisen. Doch ein großer spitziger Stein that vielleicht eben solche Dienste, wie ein Anker, sobald er an einem langen Seile befestigt ins Meer hinabgelassen wurde. — Die Hauptsachen blieben aber immer die, welche zum Fortbewegen und Lenken des Kahnes nothwendig waren, nämlich Mast, Segel und Steuerruder, und diese ließen sich nun einmal nicht herstellen. Je mehr Robinson aber einsah, daß er ohne dieselben eine so weite Fahrt nicht unternehmen könnte, desto mehr schwanden die lange gehegten Hoffnungen auf Befreiung von der Insel, und er wurde deshalb wieder ungemein traurig. Da stand nun der schöne Kahn, der so viele Schweißtropfen gekostet hatte, und konnte nicht benutzt werden! — Doch wie, sollte sich damit nicht wenigstens eine Fahrt um die Insel machen lassen? Hatte Robinson nicht schon lange gewünscht, einmal die schöne Insel von allen Seiten kennen zu lernen? Mit Hülfe einer Ruderstange konnte er gewiß ungefährdet an der Küste

hinfahren. — Das waren seine Gedanken, als er den Plan zu der großen Reise aufgeben mußte.

Bald hatte er eine Ruderstange, bald auch einen Ankerstein herbeigeschafft und ihren Zwecken gemäß zugerichtet. So groß aber auch seine Ungeduld war, die Abreise zu beginnen, so mußte doch zuvor mancherlei geschehen. Da waren vor allen Dingen eine Anzahl Brote zu backen, damit es ihm nicht an Nahrungsmitteln fehlte; dann mußten die sogenannten Hausziegen von der Wohnung nach dem Gehege gebracht werden, weil Robinson nicht wissen konnte, wie lange seine Fahrt dauern würde; endlich mußte aber auch das Fahrzeug mit Waffen ausgerüstet werden.

Als dies alles geschehen war, trug Robinson mehrere Stücke gepökeltes Ziegenfleisch, 6 Brote, eine Anzahl gerösteter Bataten und Pisangs sowie seine Waffen in den Kahn. Damit aber diese Dinge nicht durch einspritzendes Seewasser verderben könnten, bedeckte er sie mit großen Blättern. Hierauf befestigte er seinen Regen- und Sonnenschirm in dem Boote, schaffte mehrere Krüge frisches Trinkwasser hinein, und nun konnte die Reise beginnen.

Es war am 6. December des siebenten Jahres seines Insellebens, als Robinson die Kahnfahrt antrat. Kaum hatte er aber ein Stück an der östlichen Küste hingerudert, so bemerkte er, daß er bei weitem nicht so dicht an der Insel herumschiffen könnte, als er vorher dachte. Es gab hier nämlich theils unter, theils über dem Wasser eine Menge Felsenriffe, die wohl eine Viertelstunde weit in das Meer hinausragten und an der äußersten Spitze in eine Sandbank ausliefen. Hätte er nun die Klippen umschiffen wollen, so hätte er sich sehr weit ins Meer hinaus wagen müssen, und das konnte bei seinem kleinen, segellosen Fahrzeuge sehr gefährlich werden; ja vielleicht wäre es ihm sogar unmöglich gewesen, den Rückweg zu finden.

Nahe daran, die ganze Fahrt aufzugeben, entdeckte er einen Hügel, welcher jedenfalls eine bessere Uebersicht auf das Meer gestattete. Er warf also seinen Steinanker aus, nahm Pfeile und Bogen und bestieg den Hügel. Dort nun bemerkte er, daß ganz in der Nähe der Spitze jener Sandbank von Südost nach Nordwest eine heftige Meeresströmung stattfand. Dieser Umstand erforderte die größte Aufmerksamkeit. Wie leicht konnte Robinson durch die Strömung mit fortgerissen und ins Meer hinaus geschleudert werden, so daß er auf ewig von der Insel abgeschnitten und dem Hungertode preisgegeben war! Daher

entschloß er sich nicht eher zur Fortsetzung der Fahrt, als bis er sich überzeugt hatte, daß die Strömung an der Nordseite der Insel ziemlich nahe am Lande vorüberging. Aber trotz der Strömung trieb ein heftiger Ostwind so hohe Wogen nach der Küste zu, daß es tollkühn gewesen wäre, sich jetzt dem Meere anzuvertrauen. Da dies aber auch nachmittags noch nicht anders und Robinson des müßigen Wartens müde war, so kehrte er nach seiner Wohnung zurück und bestellte seine Wirthschaft. Auch der nächste Tag brachte keine Aenderung, und erst am Morgen des dritten Tages hatte der Wind so weit nachgelassen, daß Robinson längs der Felsenkette hinrudern konnte.

Kaum war er aber an die Spitze der Sandbank gekommen, als sein Fahrzeug von der Strömung erfaßt und mit rasender Schnelligkeit fortgetrieben wurde. Da galt es, alle Kräfte aufzubieten, um nicht in die Mitte der Strömung zu gerathen. Allein so sehr sich Robinson anstrengte, so wurde er doch immer mehr von der Sandbank entfernt und der Gewalt der Strömung preisgegeben. Zu dieser entsetzlichen Wahrnehmung kam noch die Vermuthung, daß es auf der westlichen Seite der Insel jedenfalls eine entgegengesetzte Strömung gäbe, welche mit der jetzigen irgendwo zusammentreffen mußte. Gerieth Robinson etwa in den Strudel dieser beiden Strömungen, so war sein Untergang gewiß; denn entweder verschlangen ihn die Wellen, oder er wurde auf den weiten, weiten Ocean geschleudert und mußte verhungern. Er hatte zwar noch eine Schildkröte und auch mehrere Krüge frisches Süß-Wasser*) in seinen Kahn gebracht; aber das alles würde nicht lange genügt haben, wenn er dem Tode durch die Wellen entgangen wäre.

Bei diesen Gedanken rann Todesschweiß über sein Gesicht. Er sah ein, welche Thorheit es gewesen war, sich so muthwillig in Gefahr zu begeben. Er sah aber auch ein, wie leicht man seine unglückliche Lage selbst noch schlimmer machen kann. Wie gern wäre er jetzt sogleich nach der Insel zurückgekehrt, wenn er es vermocht hätte! Sie, die ihm so oft als der elendeste Aufenthaltsort der Erde erschienen war, sie dünkte ihm jetzt ein reizendes Asyl. Sehnsüchtig breitete er seine Hände danach aus und rief: „O du glückselige Einöde, wie undankbar war ich, daß ich dich verließ! Könnte ich dich wieder erreichen,

*) Süßwasser nennt man das Brunnen- und Flußwasser zum Unterschiede von dem salzigen, bitteren und darum ungenießbaren Meerwasser.

nie sollte mein Fuß wieder von dir gehen! Soll ich dich denn nicht wieder sehen? Ich Unglücklicher! Was wird aus mir werden?" Dabei wurde er immer weiter und weiter ins Meer hinaus getrieben. Bald war seine Insel nur noch als ein dunkler Streifen am Horizonte zu sehen; wenn die kleinste Wolke, der mindeste Nebel den Himmel bedeckte, so verlor er sie ganz aus den Augen, und dann war es um ihn geschehen.

Glücklicherweise blieb das Wetter klar, und gegen Mittag erhob sich wieder ein heftiger Ostwind. Dieser Wind und die noch andauernde Flut bewältigten die Strömung so sehr, daß der Kahn wieder etwas nach der Insel getrieben wurde. Da belebte unsern Robinson neuer Muth. Rüstig ergriff er das Ruder, und die Todesangst gab ihm übermenschliche Kräfte, um die Gewalt der Strömung vollends zu besiegen. Bald kam er der Insel wieder so nahe, daß er deutlich die Küste erkannte. Freilich war er der Gefahr noch immer nicht entronnen, denn ein einziges Versehen beim Rudern konnte ihn zwischen die unzähligen Klippen werfen. Zum Glück befand sich aber hier so klares Wasser, daß er jedes Riff zu unterscheiden vermochte, und so gelang es ihm, mit der Strömung in die Nähe der nördlichen Spitze der Insel zu kommen. Jetzt galt es freilich, sich aus der Strömung herauszuarbeiten, um nicht von neuem von der Insel entfernt zu werden. Er strengte sich also aus Leibeskräften an und war überaus froh, als er endlich in ruhiges Fahrwasser kam. Bald entdeckte er eine schmale Bucht, in die er sein Boot lenkte, und nach etwa einer Stunde betrat er das Land.

Kaum fühlte er wieder festen Boden unter den Füßen, als er auf die Kniee niederfiel und dem lieben Gott inbrünstig für die abermalige Errettung dankte. Dabei gelobte er, sich niemals wieder allein auf das Meer zu wagen. Nun befestigte er seinen Kahn an einer Stelle der Bucht, die durch schattige Bäume vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt war. Dann hielt er eine kleine Mahlzeit von seinen Vorräthen und legte sich in den Kahn, um sich durch Schlaf von der Anstrengung zu erholen.

Zweites Capitel.

Ein Schreck ohne Grund.

Als Robinson am andern Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er überlegte zunächst, wie er den Kahn

in die Nähe seiner Wohnung bringen sollte, die fast am entgegengesetzten Ende der Insel lag und von hier aus wohl 3 Meilen entfernt war. Die Bäume schienen das Fahrzeug zwar hinlänglich verborgen zu halten, allein in der Nähe der Höhle war es jedenfalls sicherer aufgehoben. Anderseits wollte sich Robinson um keinen Preis noch einmal den Gefahren des früheren Weges aussetzen. So bestieg er denn einen Hügel, um das nördliche und westliche Ufer besser übersehen zu können. Wie er vermuthet, so war es auch: es fand westlich der Insel gleichfalls eine Strömung statt, die weit draußen im Norden mit derjenigen von der Ostseite zusammentraf. Da sie aber etwas entfernt vom Strande war, so glaubte Robinson ungefährdet an der Westseite nach Süden hinfahren zu können, bis er eine geeignete Bucht für sein Fahrzeug fände. Trotzdem wußte er eine Zeit lang nicht, was er thun sollte; denn die ausgestandene Angst warnte ihn vor einer neuen Fahrt. Endlich siegte der Wunsch, seinen Kahn möglichst nahe bei seiner Wohnung zu haben, und so fuhr er vorsichtig am westlichen Strande hin.

Gegen Mittag entdeckte er an der Südwestecke eine Bucht, die zuletzt in einen Bach auslief und also ganz wie zu einem Hafen für seinen Kahn geschaffen war. Nachdem Robinson diesen befestigt hatte, da galt es, auf dem kürzesten Wege nach seiner Wohnung zu kommen. So nahm er denn von seinem Gepäcke nur die Waffen, das Netz und den Sonnenschirm an sich und schritt östlich vorwärts.

Auf dieser Wanderung sah er zum ersten Male eine große Anzahl Bäume bei einander stehen, die unsern Kirschbäumen sehr ähnelten; aber die zahlreichen gelben Früchte belehrten ihn bald, daß es etwas ganz Anderes war. Diese mochten etwa einen halben Fuß lang sein, hatten die Form von Gurken und bargen unter einer weichen Schale ein weißliches, butterweiches Mark von angenehmem Geschmacke. In dem Marke aber befanden sich mehr denn 20 Nüsse, die fast wie große fleischfarbige Bohnen aussahen und zwar etwas bitterlich, doch nicht unangenehm schmeckten. — Wäre Robinson ein Conditor gewesen, so hätte er diese Nüsse sofort als Cacaobohnen*) erkannt, aus denen man die Chocolade**) bereitet. Für ihn reichte es hin, daß das Mark eßbar war, und er stillte daher seinen Hunger damit.

Aber wie sonderbar! Gerade, als wenn er heute noch lernen sollte, Chocolade zu bereiten: bald darauf fand er auch

*) S. Anmerk. Nr. 50. — **) Sprich: Schokolade.

Vanille*), die als Gewürz unter die gerösteten und zerstoßenen Cacaobohnen gemischt wird. Gleich einer Guirlande**) rankte sich nämlich an einem hohen Baume ein Gewächs empor, das neben einer Menge großer und schöner, weißer Blüthen auch viele schotenähnliche Früchte trug. Diese Früchte waren fast fußlang und verbreiteten gleich den Blüthen einen überaus feinen Geruch. Dadurch angelockt, pflückte sich Robinson einige der Schoten und fand darin ein braunes, köstlich duftendes Mark, in welchem wiederum viele kleine Samenkörner lagen. Da er aber nicht wußte, welchen Gebrauch er davon machen sollte, so warf er die Schoten weg.

Nach einem mehrstündigen Marsche gelangte er endlich in eine Gegend, die ihm immer bekannter erschien, je weiter er darin vorschritt; und bald sah er, daß er in der Nähe seines Landhauses war. Wie dem verdursteten Wanderer eine Quelle in der Wüste, so tröstlich leuchtete jetzt unserm müden Robinson jenes freundliche Ruheplätzchen entgegen. Die drückende Hitze und der anstrengende Marsch hatten ihn in der That so entkräftet, daß es ihm sehr wohl that, als er seine ermüdeten Glieder auf dem weichen Lager ausstrecken konnte.

Bald war er auch ganz fest eingeschlafen. Auf einmal aber hörte er seinen Namen rufen. Er sprang auf, um zu sehen, wer ihn gerufen habe; allein er sah und hörte nichts. Schon glaubte er, geträumt zu haben, und wollte sich eben wieder dem Schlafe überlassen, als der Ruf von neuem zu seinen Ohren drang. Da fuhr er im höchsten Grade erschrocken empor, griff hastig nach seinen Waffen und wollte fliehen. Indem er sich aber scheu nach der Gegend umblickte, woher die Stimme erklungen, da sah er die Ursache seines Schreckens: es war Papchen, sein Papagei. Diesem mochte in der Hütte die Zeit lang geworden sein; kurz, er war auf irgend welche Weise seinem Käfig entronnen und nach der ihm bekannten Sommerwohnung geflogen, um seinen Herrn zu suchen. Gerade, als freue er sich, diesen endlich wieder zu sehen, so rief der Schalk unaufhörlich: „Robinson, armer Robinson, wo bist Du? Robinson, wo bist Du gewesen?" — Diese klagenden Worte hatte ihm nämlich Robinson oft vorgesagt, und nun konnte sie der Vogel beinahe täuschend nachsprechen; freilich übte er sich oft genug darin, denn wenn er auf seines Herrn Finger saß, dann schwatzte er unaufhörlich.

Aber selbst als Robinson überzeugt war, daß niemand anders

*) Sprich: Wanilje. S. Anmerk. Nr. 50. — **) Sprich: Girlande.

als der Papagei ihm diesen Schrecken bereitet hatte, konnte er sich nicht sogleich darüber beruhigen. Zuerst begriff er gar nicht, wie der Vogel aus seinem Käfig gekommen wäre, da er diesen doch seiner Meinung nach ganz gut verschlossen hatte. Dann aber und noch mehr wunderte er sich, wie das Thier den Weg hierher gefunden haben mochte. — Nun, jedenfalls zeigte sich darin die seltene Anhänglichkeit, mit welcher ihm der Papagei jetzt seine Pflege vergalt, und darüber konnte Robinson nur innig erfreut sein.

Er machte also allen weiteren Betrachtungen ein Ende, indem er den Vogel zu sich rief. Da kam denn der liebe Gefährte seiner Einsamkeit sofort, setzte sich wie gewöhnlich auf seinen Daumen und wurde gar nicht müde, zu wiederholen: „Armer Robinson, Robinson Crusoe, wo bist Du gewesen? Robinson, wie bist Du hierher gekommen?" Und gleichsam, als wäre er entzückt, seinen Herrn wieder zu haben, so schmeichelte er dabei und legte seinen Schnabel an dessen Wange. — Aber auch die Ziegen wollten nicht zurückbleiben, ihren Herrn in ihrer Weise zu bewillkommnen. Kaum hatte sich dieser in der Nähe des Geheges blicken lassen, als die treuen Thiere meckernd auf ihn zukamen, und dabei thaten sich vor allen seine sogenannten Hausziegen hervor.

Inzwischen neigte sich der Tag seinem Ende zu, und unser Einsiedler beeilte sich daher, mit dem Papagei und den Hausziegen nach seiner Wohnung zu kommen.

Drittes Capitel.

Nächste Folgen der Kahnfahrt.

Robinsons Lust zu Seefahrten war jetzt für einige Zeit befriedigt. Zunächst brachte er mehrere Tage zu, um auszuruhen, und dabei hatte er Muße genug, über die bestandenen Gefahren nachzudenken. Jetzt sah er es als eine göttliche Fügung an, daß ihn der Mangel des Steuerruders und Segels an der Ausführung des thörichten Reiseplanes gehindert hatte; denn wenn er auch das vermeintliche Festland glücklich erreicht hätte, konnte er dort nicht wilden Menschen in die Hände fallen? Darum nahm er sich ernstlich vor, fortan ganz der Fürsorge Gottes zu vertrauen.

Es wäre ihm freilich sehr lieb gewesen, wenn er seinen Kahn auf der von ihm bewohnten Seite gehabt hätte; aber er sah kein

Mittel, ihn dahin zu schaffen. Noch einmal sich den Gefahren des zurückgelegten Weges auszusetzen, dazu hatte er nicht die geringste Lust; denn schon der bloße Gedanke daran machte ihm das Blut in den Adern erstarren. Und eben so wenig wollte er es wagen, die südliche Spitze der Insel zu umschiffen. Uebel oder wohl fügte er sich darein, das Fahrzeug zu entbehren, das ihm so viele harte Arbeit gekostet hatte.

Immer mehr und mehr söhnte er sich mit dem Gedanken aus, bis an das Ende seiner Tage auf dieser Insel bleiben zu müssen. Gerade die mißlungene Kahnfahrt hatte das Ihrige gethan, um ihm die Insel recht lieb und werth zu machen; war sie ihm doch gewissermaßen zum zweiten Male von Gott geschenkt worden. Freilich war er in seiner Einsamkeit ausgeschlossen von den Wohlthaten, die das Zusammenleben der Menschen bietet; auch konnte er nie ganz den Wunsch unterdrücken, wenigstens noch einen gleichgesinnten Menschen bei sich zu haben. Allein gerade das Einsamleben ersparte ihm manche unangenehme Erfahrung. Hier war er vor dem unendlichen Haß, vor Zwietracht, vor Neid und Mißgunst geschützt, womit sich selbst gesittete Menschen so oft gegenseitig das Leben verbittern. Hier war er alleiniger, unumschränkter Herr und Gebieter. Hier lebte er fern von den Verlockungen zur Sünde, die dem Menschen in größerer Gemeinschaft fast täglich unter tausenderlei Gestalt nahen. Und bot nicht die Insel alles im Ueberfluß, was er zum Leben brauchte? Hätte er nicht eben so gut an eine ganz unwirthsame Insel geworfen werden können, wo er vielleicht Mangel leiden mußte?

Durch solche Betrachtungen wurde er immer enger an Gott, seinen einzigen Freund, gekettet. Mehr und mehr erkannte er, wie gut es dieser mit ihm meinte, wie sorglich er selbst über den früheren Sünder seine schützende Hand ausgebreitet hatte. Er fühlte es tief, wie unrecht es gewesen war, nur ein einziges Mal sich vom lieben Gott verlassen zu glauben. Schon eine einfache Vergleichung zwischen dem ersten Jahre seines Aufenthaltes und der Gegenwart reichte hin, ihm so recht die ganze Fülle der göttlichen Liebe, das Walten der Vorsehung vor die Seele zu führen. Und je weiter er vorschritt in der rechten Würdigung und Verehrung Gottes, desto weniger beklagenswerth erschien ihm seine Lage, desto freier, reiner und leichter wurde sein Herz.

In dieser Gemüthsstimmung blieb Robinson ziemlich ein Jahr und führte dabei ein sehr ruhiges Leben. Während dieser Zeit machte er Fortschritte in alle den Arbeiten und Künsten,

wozu ihn erst die Nothwendigkeit getrieben hatte. Er vervollkommnete sich in der Töpferei dermaßen, daß seine Geschirre wenig zu wünschen übrig ließen. — Er machte jetzt auch Körbe von allen Formen und Größen. Sie waren freilich nicht sehr schön, aber wohl geeignet, um darin Schildkröteneier und Früchte aller Art herbeizutragen oder aufzubewahren. — Auch sein Ackerbau hatte sich vervollkommnet; denn Robinson hatte gefunden, daß bei gehöriger Lockerung des Bodens und bei fleißigem Ausrotten des Unkrautes der Mais viel üppiger wuchs, als sonst. — Ganz besonders geläufig aber waren ihm die Gewerbe des Müllers und des Bäckers geworden. Er wußte jetzt ziemlich genau, wieviel Kleien von einem bestimmten Maße Maiskörner abfallen mußten, wenn das Mehl gut sein sollte. Ebenso hatte er genau beobachtet, wieviel er Sauerteig nehmen und wie stark er die Hitze seines sogenannten Backofens machen mußte, damit die Brote geriethen. Und gleiche Fortschritte hatte er in der Kochkunst, sowie in der Bereitung von Butter und Käse gemacht. — Endlich verstand er nun auch, die Thierfelle viel geschmeidiger zu machen, da er nach vielen Versuchen gefunden hatte, daß man sie nach dem Ausfleischen mit Fett einreiben müsse. Kurz, alles gelang ihm jetzt besser.

Vorzüglich gern beschäftigte er sich aber mit dem Formen von Backsteinen, die er zu allerhand Zwecken verwandte. Nachdem er schon früher auf dem Berge einen Altar erbaut hatte, war später sogar eine Art Dach darüber angebracht worden, damit er auch während der Regenzeit nicht von der Feier der Sonntage abgehalten würde. Dann hatte er aber auch für seine Hausziegen einen bessern Stall erbaut; er hatte die Küche erweitert und sich eine Art Backofen eingerichtet. Ja mehr und mehr beschäftigte ihn sogar der Gedanke, sich ein steinernes Haus zu erbauen; aber dazu reichten freilich seine beiden Hände nicht aus.

Was dagegen seine Zimmermanns-Arbeiten betraf, so blieben dieselben immer noch auf einer sehr niedrigen Stufe; denn er hatte ja nur höchst mangelhaftes Werkzeug. Wäre dieses besser und namentlich dauerhafter gewesen, so würde er im Laufe der Zeit wohl auch ein geschickter Zimmermann geworden sein. — Nicht viel besser war es mit seiner Schneiderkunst bestellt. Die im ersten Jahre angefertigten Kleider waren schon längst unbrauchbar und bereits zum zweiten Male durch neue ersetzt worden. Hatte er dabei auch einige Fortschritte gemacht, so

war sein Anzug doch immer noch sehr häßlich. Er wußte dies recht gut und mußte lächeln, wenn er sich die Wirkung ausmalte, die seine Erscheinung in der Heimat haben würde. Er war überzeugt, daß er in Hamburg und wohl auch in jedem andern europäischen Orte ein Gegenstand des Gespöttes oder auch entsetzlicher Furcht geworden wäre.

Er hatte eine sehr hohe Mütze von unregelmäßiger Gestalt; sie war aus Ziegenfell bereitet und hinten mit einer Kappe versehen, welche ihn gegen die Sonne und besonders gegen das Eindringen des Regens schützen sollte. Ferner trug er eine Art kurzen Rockes, auch aus Ziegenfellen; dieser wurde vorn durch Schnüre zusammengehalten und reichte fast bis an die Kniee. Aus demselben Stoffe und eben so weit waren seine Beinkleider; da er aber dazu die Felle von zwei alten Böcken verwandt hatte, so reichten die Haare fast bis auf die Knöchel herab und vertraten so zugleich die Stelle der Strümpfe. Seine Fußbekleidung war weder Schuhen noch Sandalen zu vergleichen; sie reichte eben hin, die Füße zu schützen, und wurde gleich Gamaschen an der Seite zugeschnürt. Ueberdies hatte er einen Gürtel von glattem Leder, der, statt durch eine Schnalle, durch 2 Riemen zusammengehalten wurde. An diesem Gürtel hingen seine Axt und ein Köcher aus Weidengeflecht, worin die Pfeile ihren Platz fanden. Außerdem trug er auf dem Rücken gewöhnlich einen Korb, in der rechten Hand seinen Spieß oder seine Hacke und in der linken den Bogen und den Schirm, den er über den Kopf hielt. — Sein Gesicht war wenig gebräunt, da er es fast immer durch den Schirm vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt hatte. Dagegen waren ihm Kopfhaare und Bart so lang gewachsen, daß er schon hierdurch allein Furcht einflößen konnte.

Freilich wurde ihm sein Anzug häufig sehr unbequem, und oft genug wünschte er sich eins oder das Andere, was sich ohne menschliche Hülfe nicht herstellen ließ. Aber er klagte nicht mehr darüber. Wenn er sonst hinausstreifte, um zu jagen oder überhaupt für seine Bedürfnisse zu sorgen, da begleitete ihn stets der Gedanke an seine Verlassenheit. Jetzt war das ganz anders: er hatte solche Gefühle gewonnen, wie sie zu seiner Lage paßten. Er fühlte sich glücklich, der Sorge der Vorsehung hingegeben zu sein; sie gewährte ihm ja alle Genüsse, ausgenommen den der menschlichen Gesellschaft.

Viertes Capitel.

Robinson findet Spuren von Menschen.

Wir wissen, daß Robinson schon früher gern sein mühsam gearbeitetes Boot in der Nähe seiner Wohnung gehabt hätte. Wir wissen aber auch, daß er die Gefahren scheute, es auf dem Meere dorthin zu schaffen. Jetzt nun, nach Jahr und Tag, schienen ihm die Gefahren bei weitem nicht mehr so groß; es ließ ihm keine Ruhe mehr, daß das Fahrzeug so unbenutzt auf der südwestlichen Seite lag, und er dachte daher immer lebhafter an einen neuen Versuch zur Umschiffung seiner Insel. Endlich beschloß er, sich zu Fuße nach einer Bergspitze der Süd-Westseite zu begeben, um von da aus zunächst die Strömungen des Meeres zu beobachten.

So sehen wir ihn denn im März des achten Jahres auf der Wanderung. So weit es möglich war, hielt er sich immer in der Nähe der Küste. Je weiter er vorwärts kam, desto anmuthiger wurde die Gegend. Bäume, Sträuche und andere Pflanzen gediehen hier in üppigster Weise und erreichten die seltensten Größen. Wonach er von seiner Wohnung aus erst weit zu gehen hatte, das war hier überall und in reicher Fülle vorhanden. Und dies überzeugte ihn immer mehr, daß der von ihm bewohnte Theil der Insel allen anderen Theilen an Schönheit nachstand.

Unter solchen Betrachtungen war er nach einem Marsche von mehreren Stunden eben durch einen kleinen Wald ziemlich an die Südwestküste der Insel gelangt, als er auf einmal wie gelähmt stehen blieb. Dicht vor seinen Füßen zeigte sich im Sande die Fußspur eines — Menschen! Hätte sich plötzlich die Erde vor ihm aufgethan: er hätte kaum mehr erschrecken können, als bei diesem Anblicke; denn da ihm in der langen Reihe von Jahren noch nie etwas Schreckhaftes begegnet war, so hatte er sich ganz sicher gewähnt, und aus dieser Sicherheit wurde er jetzt so jäh durch den Gedanken an Menschenfresser aufgeschreckt. An allen Gliedern zitternd, konnte er sich lange Zeit nicht vom Flecke rühren. Er lauschte, er blickte umher, aber er sah und hörte nichts.

Endlich bestieg er einen Hügel in der Nähe, er ging an das Ufer des Meeres hinab, er durchlief athemlos die Küste von einer Seite zur andern; aber er fand keinen zweiten Fußtritt. Er prüfte die Spur, die er gesehen, noch einmal; er wollte sich über-

zeugen, ob es nicht Täuschung gewesen wäre. Aber es blieb kein Zweifel: es war die Spur eines Menschenfußes; denn Zehen, Ballen, Ferse, kurz alle Theile zeigten sich deutlich ausgedrückt. Wie die Spur entstanden war? Robinson vermochte es nicht zu errathen. Eine Menge verworrener Gedanken drängten sich in seinem Geiste zusammen, aber er kam auf keine vernünftige Lösung dieses Räthsels. Seine Angst war so groß, daß sie gar nicht zu beschreiben ist. Förmlich in Angstschweiß gebadet, lief er, was er laufen konnte; aber er sah sich fast nach jedem Schritte um, ob er nicht verfolgt würde. Bäume, Sträuche, kurz alles, was er in einiger Entfernung sah, hielt er für Menschen, und das geringste Geräusch trieb ihn zu neuer Hast. Erst, als er hinter der Opuntienhecke angelangt war, hielt er sich einigermaßen für sicher. —

Kein Hase, kein Fuchs rettete sich je mit solcher Eile in sein Lager oder in seinen Bau, als Robinson in seine Hütte. Wußte er doch später nicht einmal, auf welche Weise er durch die Hecke gekommen war. Im höchsten Grade erschöpft, warf er sich auf sein Lager nieder; aber er konnte kein Auge zuthun. Immer stand die Fußspur vor seinem Geiste, und seine Furcht vermehrte sich, je mehr er darüber nachdachte. — Sollte der Fuß jemandem angehören, der ebenfalls auf der Insel wohnte? Nein, denn sonst wäre Robinson bei seinen häufigen Ausflügen in den 8 Jahren gewiß längst einmal mit ihm zusammengetroffen, da die Insel nur etwa 3½ Meile lang und 1½ Meile breit war. — Der Fußabdruck befand sich im Sande, er konnte also nur erst kürzlich entstanden sein. Wäre etwa ein Schiff in der Nähe gescheitert, dessen Mannschaft die Insel betreten hatte? Aber es war ja in der letzten Zeit kein Sturm gewesen. Und eben so wenig konnte ein Schiff an der Küste gelandet sein, denn schwerlich würde ein erfahrener Seemann sich zwischen die Klippen gewagt haben.

So sann er hin und her, wie die Fußspur entstanden sein möchte; doch alle seine Vermuthungen widerlegten sich selbst. Er mochte wollen oder nicht: er wurde zu der Annahme getrieben, daß das verhängnißvolle Zeichen von den Bewohnern desjenigen Landes herrührte, welches er in der Ferne sah; und dies mußten seiner Meinung nach durchaus Wilde sein, weil die Spur der Abdruck eines nackten Fußes war. Vielleicht hatten sie sich in kleinen Kähnen auf das Meer gewagt und waren dann von den Strömungen fortgerissen und gezwungen worden, seine Insel zu betreten. Und wie gut, daß er seinen Kahn so sorgfältig versteckt

hatte; denn sonst hätten ihn die Wilden gefunden und dadurch erfahren, daß die Insel bewohnt war. — Wenn sie nun aber das Fahrzeug dennoch bemerkt hatten, und wie leicht konnte dies der Fall sein, was dann? So dachte Robinson weiter, indem es ihn eiskalt überlief. „Da kommen sie gewiß bald in großer Menge wieder, um mich zu verschlingen. Und wenn sie mich nicht finden, werden sie wenigstens meine Ziegen und meine Vorräthe entdecken und mitnehmen oder zerstören, und ich muß dann vor Hunger und Elend umkommen."

So hatte das Uebermaß der Furcht vor Wilden mit einem Male alle jene frommen Entschließungen, alles Vertrauen auf Gott zurückgedrängt, worin Robinson Jahre lang Trost gefunden. Schon seit 3 Tagen und 3 Nächten hatte ihn die Furcht in seine Wohnung eingesperrt, und bald waren seine Lebensmittel gänzlich aufgezehrt. So konnte es nicht fortgehen, er mußte sich endlich ermannen. Auch die Ziegen waren gänzlich vergessen worden, und gewiß litten die Mutterziegen sehr, weil er sie nicht gemolken hatte; ja am Ende verlor sich die Milch bei ihnen wohl ganz. — „Was für ein wunderlicher Mensch bin ich doch!" sagte er zu sich selbst. „Wie oft habe ich mich nach Menschen gesehnt und Gott gebeten, mich von der schrecklichen Einsamkeit zu befreien! Und jetzt zittere ich wie Espenlaub, weil ich die Spur eines Menschen finde! — Darf ich wohl an der Macht dessen zweifeln, der mich, wie durch ein Wunder, bis zu diesem Tage erhalten hat?" — Und indem er so mit sich sprach, da kehrte einigermaßen seine Ruhe wieder.

Endlich kam ihm der Gedanke, daß seine Furcht am Ende gar nur auf Einbildung beruhte; die Spur konnte ja durch ihn selbst entstanden sein, als er aus dem Kahne gestiegen war. „Ja, ja," sagte er, „gewiß ist es so gewesen, und all meine entsetzliche Furcht war unbegründet." Je mehr er sich aber einredete, so zu sagen, vor seinem eigenen Schatten geflohen zu sein, desto mehr verlor sich seine Angst.

Jetzt erst wagte er, wieder auszugehen, und sein erster Gang war nach der Sommerwohnung, um die Ziegen zu melken. Hätte aber jemand gesehen, mit welcher Aengstlichkeit er dabei vorwärts schritt, und wie er jeden Augenblick rückwärts sah, der würde unsern Robinson wohl für den ärgsten Spitzbuben gehalten haben; denn es sah immer so aus, als wollte er seinen Korb wegwerfen und die Flucht ergreifen. — So ging er wohl 2 oder 3 Tage aus, ohne daß ihm etwas Ungewöhnliches begegnete. Und dies

bestärkte ihn immer mehr in dem Gedanken, daß lediglich seine Einbildungskraft die Ursache des Schreckens gewesen wäre.

Indes, ganz ruhig werden konnte er nicht, bevor er die Fußspur nicht noch einmal genau besehen und geprüft hatte. Nur wenn sein Fuß wirklich hinein paßte, durfte er glauben, daß sie von ihm selbst herrührte. Als er aber in die Nähe des Ortes kam, wo er das Schreckenszeichen gesehen hatte, da sagte er sich sofort: „Nein, hierher kann ich unmöglich gekommen sein, als ich meinen Kahn befestigte.“ Und als er nun vollends die Spur mit seinem Fuße maß, da schwand jeder Zweifel. Sie war ja viel länger und breiter, als sein Fuß, und mußte daher von einem andern Menschen herrühren.

Mit dieser Wahrnehmung war aber wiederum alle die Fassung dahin, die sich Robinson kaum erst so mühsam errungen hatte. Die ganze Angst und Besorgniß kehrte zurück und bereitete ihm entsetzliche Qual. Ja er wurde wieder so davon ergriffen, daß er an allen Gliedern zitterte und bebte. So kehrte er in seine Wohnung zurück, überzeugt, daß wilde Menschen an jener Stelle gelandet wären und er unerwartet angegriffen werden könnte. Was er aber in einem solchen Falle beginnen sollte, das wußte er nicht.

Fünftes Capitel.

Vorsichtsmaßregeln.

Nach seiner Rückkehr nahm sich Robinson vor, alles zu vernichten, was den Wilden seine Anwesenheit verrathen könnte. Er wollte die Hütte, die Küche, den Ziegenstall, die Opuntienhecke, die Sommerwohnung, den Altar, das Gehege, kurz alles zerstören, was er seit einer Reihe von Jahren so mühsam erbaut oder errichtet hatte. Dann wollte er all' sein Vieh in den Wald treiben, damit der Feind es nicht etwa in dem Gehege fände und daraus auf die Nähe eines Menschen schließen möchte. Nicht das Geringste sollte übrig bleiben, was irgendwie geeignet wäre, Fremde zur Aufsuchung der Inselbewohner aufzufordern.

Wie man sieht, verdankten alle diese Pläne ihr Entstehen nur der großen Furcht, in welche Robinson durch seine heutige Wahrnehmung versetzt worden war. Aber diese Furcht hatte ihm nicht nur die Fähigkeit zum Ueberlegen, sondern leider auch die fromme Ergebung geraubt, die ihn gewöhnlich tröstete, und

die er für immer zu bewahren gehofft hatte. Er blickte unstät umher und fühlte sich von Gott verlassen. Ja er dachte gar nicht daran, sich in seinem Elende an diesen zu wenden. Und doch würde ihn die heutige Wahrnehmung viel weniger niedergedrückt haben, wenn er der göttlichen Fürsorge vertraut hätte.

Diese qualvolle Unruhe hielt ihn wieder die ganze Nacht wach; erst gegen Morgen schlief er ein, und zwar in Folge der großen Erschöpfung sehr fest. Als er endlich erwachte, fühlte er sich viel besser und hatte wieder soviel Kraft gewonnen, zu beten. Und siehe da, nun dachte er gelassener über den Zustand der Dinge nach! Er ging ernstlich mit sich zu Rathe und kam endlich zu dem Schlusse, daß diese so fruchtbare und schöne Insel nicht so ganz verlassen sein könnte, als er anfangs gedacht hatte. Wenn aber auch außer ihm niemand weiter auf der Insel wohnte, so wurde sie doch gewiß von Zeit zu Zeit von den Nachbarn mit Kähnen besucht, mochte dies nun freiwillig oder in Folge widriger Winde geschehen. Freilich hatte Robinson in den 8 Jahren seines hiesigen Aufenthaltes nicht ein einziges Mal einen Menschen zu sehen bekommen. Aber dies rührte jedenfalls daher, daß die, welche an die Küste geschleudert wurden, dieselbe so schnell als möglich wieder verließen, um in ihre Heimat zu kommen.

Nach diesen Betrachtungen hatte Robinson seiner Meinung nach weiter nichts zu thun, als sich einen Ort zu suchen, wo er sich bei Ankunft der Wilden verbergen konnte. Natürlich mußte dieser Zufluchtsort so beschaffen sein, daß niemand eine menschliche Wohnung darin ahnte. Wo aber einen solchen finden? — Nach langem Hin- und Hersinnen dachte Robinson endlich daran, daß sich vielleicht auch seine jetzige Wohnung dazu umgestalten ließe. Er wußte, daß die Weiden sehr schnell emporwuchsen; pflanzte er rings um die Hecke eine große Anzahl von Schößlingen solcher Bäume, so entstand allmählich ein kleiner Wald, der seine Wohnung den Blicken der Wilden verbarg; und ließ er zwischen der Hecke und diesem Gehölz einen großen freien Platz, dann konnte er jeden herannahenden Feind zeitig genug sehen, um ihn abzuwehren oder zu entfliehen. Freilich mußte das Wäldchen eine große Ausdehnung erhalten, und es stand also für Robinson eine langwierige und schwere Arbeit in Aussicht. Allein er scheute diese nicht, denn sie sollte ja zu seiner Sicherheit dienen.

Er machte sich also gleich ans Werk. Zunächst steckte er durch

Pfählchen die Fläche ab, welche das Gehölz bedecken sollte. Dann holte er so viel Weidenzweige herbei, als er tragen konnte, und pflanzte sie ein. Dies geschah aber so unregelmäßig, daß es gar nicht aussah, als hätten es Menschenhände gethan.

Da die abgesteckte Fläche über 20,000 Schößlinge erforderte, so darf man sich nicht wundern, daß Robinson über 1½ Jahr mit der Arbeit zubrachte, zumal er ja auch seine Wirthschaft mit zu besorgen hatte.

Jetzt, da endlich die letzten Zweige gesteckt und die zuerst gepflanzten Bäume schon ansehnlich gewachsen waren, schritt er zu einer weiteren Befestigung seiner Burg, wie er seine Wohnung von nun an nannte. Er pflanzte nämlich zwischen den Wald und die Opuntienhecke noch eine dichte Doppelreihe Bäume, und zwar etwa 10 Schritt von den Opuntien entfernt und gleichfalls im Halbkreise.

Nun war er zwar seiner Meinung nach ziemlich gut verborgen; jedoch peinigte ihn immer der Gedanke, was aus ihm werden sollte, wenn er einmal förmlich belagert würde. Er hatte ja dann in seinem Hofraume weder Nahrungsmittel noch Trinkwasser. Wollte er also in solchem Falle nicht verhungern oder verdursten, so mußten schon jetzt Vorkehrungen dagegen getroffen werden. Jedenfalls durfte es nie an einem großen Vorrathe von Mais, Rauchfleisch und Ziegenfutter fehlen; und eben so nöthig war, daß Robinson immer wenigstens eine milchende Ziege in unmittelbarer Nähe behielt, damit es ihm nicht an Milch mangelte. — Das alles ließ sich ausführen, aber woher sollte er Wasser für sich und die Ziegen bekommen, da die Quelle außerhalb der Befestigung lag? Er wußte zwar wohl, daß dem Uebel abgeholfen werden könnte, wenn er das Wasser in Röhren oder Rinnen nach seiner Burg leitete. Aber er allein und noch dazu ohne eine spitzige und dauerhafte Hacke glaubte immer, ein solches Werk nicht ausführen zu können. Es blieb ihm also nichts übrig, als darauf zu verzichten.

Inzwischen war eine andere Sorge aufgetaucht, nämlich die um Erhaltung seiner Ziegenherde. Diese hatte bereits eine bedeutende Größe erreicht und lieferte ihm daher so viel Fleisch, daß er nicht mehr auf die Jagd zu gehen brauchte. Dies war aber ein Vortheil, den er unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr hoch schätzte. Wie schlimm würde es nun gewesen sein, wenn diese Herde von den Wilden entdeckt und geraubt worden wäre! Was war da zu thun? Die Anlage eines dichten Waldes

um das Gehege würde kaum etwas genützt haben, da sich die Ziegen jedenfalls durch ihr Meckern verrathen hätten. Nach seiner Meinung gab es hier keinen andern Ausweg, als an verschiedenen Stellen der Insel kleinere versteckte Gehege einzurichten und in jedes eine Anzahl Ziegen zu bringen. Wurde dann ja eins der Gehege entdeckt und der Ziegen beraubt, so ging damit doch nicht gleich seine ganze Herde verloren.

Bevor Robinson diese Arbeiten vollendet hatte, war wiederum ein halbes Jahr vergangen. Länger als 2 Jahre lebte er nun schon in beständiger Furcht, von Cannibalen angegriffen zu werden. Er schien zwar jetzt alle erdenklichen Maßregeln zu seinem Schutze getroffen zu haben, und der angepflanzte Wald war bereits so dicht geworden, daß schwerlich jemand die Wohnung dahinter entdeckt hätte. Allein trotzdem hatte sich die Furcht unseres Einsiedlers nur wenig vermindert. An große Ausflüge dachte er gar nicht mehr und eben so wenig an seinen Kahn. Mußte er sich aber ja einmal weit von seiner Wohnung entfernen, so geschah es nur mit Zittern und Zagen, und mit größter Sorgfalt vermied er jedes Geräusch, das seine Anwesenheit verrathen konnte. Für größere Bequemlichkeit in seiner Lebensweise zu sorgen, fiel ihm gar nicht mehr ein. Ja hätte er jetzt alles das herstellen sollen, was ihm in den ersten 7 Jahren seines hiesigen Aufenthaltes so wohl gelungen war, so würde es gewiß unterblieben sein; denn Schreck und Furcht hatten ihn unfähig dazu gemacht.

Aber nicht allein auf das Streben nach besseren Einrichtungen, sondern auch auf das religiöse Gefühl übte die beständige Furcht einen höchst nachtheiligen Einfluß. Robinson betete allerdings morgens und abends, doch nicht in der Weise, wie man beten soll: ruhig, andächtig, gottergeben. Alle seine Gebete waren nur der Ausdruck seiner Angst; er sagte sich jeden Abend, daß er vor Anbruch des neuen Tages vielleicht schon gemordet und gefressen wäre.

Und das alles hatte der bloße Anblick einer menschlichen Fußstapfe bewirkt!

Sechstes Capitel.

Ein neuer Schrecken.

Durch die Anlage der kleinen Ziegengehege und das Aufsuchen neuer, dazu geeigneter Plätze war Robinson allmählich

genöthigt worden, immer weitere Ausflüge zu machen. So begleiten wir ihn heute nach der Nordwestseite der Insel, wo er selbst noch nie gewesen war. Je weiter er aber in dieser Richtung vorschritt, desto mehr fanden sich Beweise, daß die Spur eines menschlichen Fußes auf der Insel gar nichts Seltenes war. Und in der That hätte er längst sehen können, daß hier sehr häufig Wilde die Insel betraten, wenn sie mit ihren Kähnen zu weit auf das Meer hinausgetrieben worden waren.

Als er nun an den Fuß eines Hügels kam, welcher die nordwestliche Spitze der Insel bildete, da erwartete ihn der abscheulichste Anblick. Um die Spuren eines niedergebrannten Feuers herum lag eine Menge theils völlig, theils halb abgenagter Menschenknochen!

Robinson war wie vernichtet. Es unterlag keinem Zweifel, daß vor kurzem Wilde dagewesen waren, die hier eine Mahlzeit gehalten und dann die Schädel und anderen menschlichen Gebeine weggeworfen hatten. Aber an diesem grauenerregenden Orte konnte er nicht länger bleiben; er hatte sich so sehr geekelt, daß er einer Ohnmacht nahe war. Und sicher würde ihn auch eine solche befallen haben, wenn seine Natur sich nicht alsbald durch heftiges Erbrechen geholfen hätte.

Als er sich wieder etwas erholt hatte und dem Schreckensorte fern war, da blieb er einen Augenblick stehen, um seine Gedanken zu sammeln. Er hob die Augen gen Himmel und dankte unter Thränen dem lieben Gott von Grund seines Herzens, daß er ihn nicht in einem Lande hatte geboren werden lassen, wo die abscheuliche Unsitte des Menschenfressens herrschte. Er sah jetzt aber auch ein, wie gut es Gott mit ihm gemeint hatte, daß er ihn gerade an der scheinbar ödesten Seite der Insel landen ließ, wohin die Wilden nicht kamen. Wahrscheinlich betraten diese die Insel nur, um ihre Gefangenen zu schlachten und zu verzehren. Dabei schienen sie nicht weiter in das Innere des Landes einzudringen, denn Robinson lebte nun schon über 10 Jahre auf seinem Eilande, ohne bei seinen vielen Ausflügen je ein menschliches Wesen gesehen zu haben. Zeigte er sich also den Wilden nicht muthwillig, so blieb er vielleicht immer ihren Blicken verborgen. Hätte er sich dagegen an der Nordwestseite angesiedelt, so würde er kaum so lange unangefochten gelebt haben, vielmehr jedenfalls bald ein Opfer der blutgierigen Cannibalen geworden sein.

In dieser dankbaren und tröstenden Stimmung kehrte er

vollends nach seiner Wohnung zurück. Er war jetzt um seine Sicherheit weniger besorgt, als seit langer Zeit und als man nach dem heutigen Erlebnisse hätte glauben sollen.

Aber leider nahmen Angst und Sorge nur zu bald wieder überhand. An die früher beabsichtigte Umschiffung seiner Insel dachte er gar nicht mehr, denn wie leicht hätte er dabei den Wilden in die Hände fallen können! Er wagte so selten einmal weiter als bis zu seiner Sommerwohnung zu gehen, daß er eigentlich wie ein Gefangener lebte. Alles, was nur irgend die Wilden auf seine Spur führen konnte, vermied er auf das Sorgfältigste. Am meisten fürchtete er, durch den Rauch des Feuers verrathen zu werden, und dies bewog ihn, einen Vorrath von Holzkohlen zuzubereiten. Er wußte nämlich, daß bloßes Kohlenfeuer nicht so viel Rauch verursacht und doch dieselben Dienste thut, wie helles. Er grub also an einem versteckten Orte ein großes Loch und füllte es mit dürren Aesten, welche er dicht an einander legte; dann deckte er das Holz bis auf eine kleine Oeffnung zum Abzuge des Rauches mit Blättern und Erde zu, machte unten an einer Seite ein Loch und zündete das Holz dort an. Sobald nun die Flammen durch die Oeffnung oben herauskamen, mußte das Feuer gelöscht werden; denn dann war der Meiler*) durchgebrannt. Auf diese Weise bereitete er sich eine Menge Holzkohlen, die er dann nach seiner Wohnung trug.

So beschäftigte sich Robinson jetzt unablässig mit Maßregeln zu seiner Sicherheit, und alles Andere trat dagegen in den Hintergrund. Sonst war all sein Denken und Thun ein friedliches gewesen; ohne Ahnung einer Gefahr hatte er die Insel durchstreift, um für seine Bedürfnisse zu sorgen; durch vieles Nachdenken und regen Fleiß hatte er sich allmählich in eine Lage versetzt, die fast nichts als die Gesellschaft gesitteter Menschen vermissen ließ. Da waren die verhängnißvollen Entdeckungen eingetreten, und mit einem Male hatte sein Zustand eine schlimme Wendung genommen. „Die Wilden! die Wilden!“ tönte es unaufhörlich in seinem Innern, und die Furcht vor diesen verließ ihn weder am Tage noch in der Nacht.

War Robinson durch solche Betrachtungen schon früher heftig

*) Meiler nennt man einen runden Haufen geschichteten Holzes, der mit Erde bedeckt und dann angezündet wird. Da das Feuer wegen der Erde nicht hell auflodern kann, so verkohlt das Holz und liefert so die Holzkohlen. S. auch Anmerkung Nr. 51.

gegen die Wilden erbittert worden, so wurde er es noch mehr, seitdem er mit tiefstem Abscheu die Reste der entsetzlichen Canni-balen-Mahlzeit gesehen hatte. Tag und Nacht sann er auf Mittel, einige dieser Ungeheuer zu vernichten; unablässig quälte ihn der Gedanke, wie er die unglücklichen Opfer retten könnte, die die Wilden zum Schlachten und Verzehren auf die Insel brachten. „Wenn ich Pulver hätte," dachte er, „so würde ich an der Stelle, wo das Feuer angemacht wird, eine Mine*) graben; steckten die Ungeheuer dann das Feuer an, so würde das Pulver sich entzünden, und dabei müßten sie alle zu Grunde gehen."

Ein anderes Mal nahm er sich vor, die Wilden zu überfallen und mit Steinen und Pfeilen zu tödten. Daher machte er sich nicht nur eine Anzahl Pfeile, sondern auch eine Steinschleuder. Und von jetzt an weilte er ganze Tage auf dem Berge bei der Burg, um zu beobachten, ob ein Boot nach seiner Insel zusteuerte.

Nachdem er dies aber viele, viele Wochen lang fortgesetzt hatte, ohne jemals etwas Verdächtiges zu entdecken, da wurde er des Spähens müde; sein Eifer kühlte sich allmählich ab. Und je mehr dies der Fall war, desto mehr kam er auf andere Ge-danken. Er wurde besonnener; er sagte sich, daß er den Kampf mit einer größern Anzahl von Wilden nicht aufnehmen könnte. Wenn es ihm wirklich gelänge, mehrere derselben zu tödten, so würden die anderen auf ihn eindringen, und da wäre er verloren. Dann fragte er sich: „Habe ich denn auch ein Recht, diese Menschen zu tödten? Nein; sie thun zwar sehr unrecht, indem sie ihre Mitmenschen umbringen und verzehren; aber sie wissen wahrscheinlich nicht, daß dies unrecht ist. Ja, sie glauben viel-leicht sogar, eine gute That zu verrichten, indem sie recht viele ihrer Feinde tödten. Und wenn es nun bei wilden Völkern Kriegsgebrauch wäre, das Fleisch der gefangenen Feinde zu ver-zehren? Dann würden sie eben so wenig getadelt werden können, als ich, wenn ich eine Ziege schlachte und ihr Fleisch genieße. Aber selbst, wenn sie wüßten, daß ihre Handlungsweise nicht recht ist, geht mich das etwas an? Bin ich etwa ihr Richter? Nein, Gott allein darf über sie Gericht halten und wird sie schon

---

*) Eine Mine ist ein unterirdischer, bis zu einem bestimmten Punkte führender Gang, der an diesem Punkte mit Pulver gefüllt und sodann in der Weise verstopft wird, daß man das Pulver jeden Augenblick anzünden und dadurch die darüber befindlichen Gegenstände in die Luft sprengen kann. S. auch Anmerkung Nr. 52.

züchtigen, wenn sie Strafe verdienen. Freilich, wenn sie mich angriffen, dann — ja dann müßte ich mich wehren und brauchte mir keine Vorwürfe zu machen, wenn ich dabei den Einen oder Andern tödtete."

Solche Gedanken verwischten allmählich den Haß, den er früher gegen die Wilden empfand. Jetzt erschien ihm sogar sein Angriffsplan sehr unrecht, da ihm die Wilden noch nie etwas zu Leide gethan hatten. Er durfte weiter nichts thun, als die Angriffe der Wilden verhindern und sich möglichst darauf vorbereiten. Und hierzu war vor allen Dingen zweierlei nöthig: die Leitung der Quelle nach seiner Burg und die Anfertigung einer Leiter. Das Erstere sollte verhindern, daß er im Falle einer Belagerung Mangel an Trinkwasser litte, und mit Hülfe der Letzteren wollte er im äußersten Nothfalle den Felsen über seiner Burg erklimmen. Freilich war er vor dem Ersteren schon früher einmal zurückgeschreckt. Allein jetzt, wo die Furcht seinen Verstand nicht mehr gefangen hielt, dachte er anders: er hatte ja schon so manche Schwierigkeit besiegt, warum sollte er nicht auch diese überwinden können? Kurz, er machte sich ans Werk.

So sehen wir ihn denn im 12. Jahre eifrig beschäftigt, von seiner Burg bis nach der Quelle eine Wasserleitung anzulegen. Zunächst grub er in seinem Hofe ein Loch, in welchem das abfließende Wasser sich sammeln könnte, und dieses Loch mauerte er mit Steinen aus. Nun aber kam eine Schwierigkeit. Hätte er das Wasser in einem offenen Graben nach dem Behälter geleitet, so würde es weder kühl noch den Wilden verborgen geblieben sein. Eben so wenig genügte das Bedecken des Grabens mit Steinen, weil dann das Wasser nicht rein erhalten worden wäre. Aus dieser Verlegenheit wurde Robinson endlich durch den Gedanken an das Bambusrohr befreit; denn dies eignete sich ja sehr gut zu Röhren, weil es mit Ausnahme der knotigen Stellen ganz hohl war und auch an diesen Stellen leicht ausgehöhlt werden konnte. Er grub also von dem Wasserbehälter bis nach der Quelle einen schmalen Graben. Hatte er eine kurze Strecke ausgegraben, so legte er dieselbe mit einem Stücke des hohlen Rohres aus, dann fügte er die einzelnen Stücke möglichst gut zusammen und schüttete Erde darauf.

Nach 3 Monaten war die Wasserleitung endlich so weit fertig, daß Robinson eine Probe damit machen konnte. Und siehe da, das Werk war gelungen! Denn kaum hatte er das letzte Stück Bambusrohr bei der Quelle eingelegt, als das Wasser ganz schön

nach dem Behälter hinabfloß. Damit jedoch die Wilden nicht etwa durch die Röhre an der Quelle stutzig werden könnten, legte Robinson einen großen Stein darüber und umgab die Quelle mit einem kleinen Gebüsche. Nun hatte er aber nicht bedacht, daß das Wasserloch sehr bald gefüllt sein würde und daß er auch für eine Ableitung des überfließenden Wassers sorgen müsse. Das rächte sich jetzt dadurch, daß im Hofraume ein kleiner Teich entstand. Robinson mußte also schnell eine Rinne graben, in welcher dieses Wasser nach dem Bache zu ablaufen konnte.

Seine nächste Arbeit bestand in der Anfertigung einer Leiter. Kam ihm dabei auch sein Bohrer trefflich zu Statten, so dauerte die Herstellung doch geraume Zeit; denn die Leiter mußte mindestens so weit reichen, daß er damit auf den ersten Felsvorsprung über seiner Wohnung gelangen konnte, und dazu waren 2 ziemlich lange Stangen und viele Sprossen nöthig.

Inzwischen war Robinson auf den Gedanken gekommen, daß seine Burg mehr Sicherheit böte, wenn er sie noch mit einem Walle umgäbe. Er sah freilich auch ein, daß dieser viel Arbeit verursachen würde, weil er wenigstens 6—8 Fuß hoch sein mußte und also große Massen von Erde erforderte. Aber seine Sicherheit verlangte es, und so machte er sich gleich ans Werk.

Zunächst grub er zwischen der Opuntien-Hecke und der doppelten Baumreihe einen breiten Graben und warf die ausgegrabene Erde an die letztere an; doch sorgte er dafür, daß in dem Walle einige Löcher blieben, die zum Durchsehen und als Schießscharten dienen sollten. Dann stampfte er die Erde fest, und endlich machte er sich noch eine zweite Leiter, um den Wall übersteigen zu können.

Bei den mangelhaften Werkzeugen Robinsons kosteten solche Arbeiten viel mehr Zeit und Anstrengung, als bei uns. Wie oft mußte nur allein die Hacke ausgebessert, wie oft die Schippe durch eine neue ersetzt werden! So kam es, daß Robinson erst nach 10 Monaten den Lohn seines Fleißes sah. Dieser war aber so groß, daß er alle Mühseligkeiten reichlich vergalt: Robinson hatte ja nun eine, durch Wall und Graben befestigte Burg; er war gegen Mangel an Trinkwasser gesichert; und im schlimmsten Falle konnte er mit Hülfe der Leitern den Berg erklimmen und so den Händen der Angreifer entgehen.

Siebentes Capitel.

Ein Abenteuer.

Auf alle möglichen Fälle vorbereitet, lebte Robinson jetzt eine lange Zeit ziemlich ruhig hin. Wohl mochten die Wilden inzwischen auf der Insel gewesen sein, allein was kümmerte das unsern Robinson! Er war froh, wenn die Wilden sich nicht um ihn kümmerten. Er molk und versorgte seine Ziegen; er bereitete Butter und Käse; er sammelte Lebensmittel ein, bestellte sein Maisfeld und buk Brot; er schlachtete mitunter eine Ziege und schoß wohl auch ein Aguti; er bereitete sich Salz, pökelte und räucherte Fleisch; er kochte und briet und lebte mit einem Worte fast so ruhig, wie früher. Wenn er freilich daran dachte, daß er bei seinen Ausgängen einmal von den Wilden betroffen werden könnte, dann bebte er heftig zusammen; denn in diesem Falle war es um ihn geschehen. Aber so traurig ihn solche Gedanken stets machten, immer richteten ihn die täglichen Gebete und die Sonntags-Andachten wieder empor. Ja er schämte sich, daß er immer und immer wieder das Vertrauen zu Gott verloren hatte, und nahm sich ernstlich vor, von nun an sich vor nichts mehr zu fürchten.

Daß dies aber leichter gesagt als befolgt war, das sollte er sehr bald sehen. Als er nämlich eines Tages in der Nähe eines Felsens Aeste abbrach, um sie zu Kohlen zu brennen, da entdeckte er hinter einem dichten Gebüsch von Kräutern und Sträuchen im Felsen eine Vertiefung. Neugierig, was darin wäre, kroch er hinein, und bald befand er sich in einer Grotte, worin 2 Personen aufrecht stehen konnten. Aber er verließ sie viel schneller wieder, als er hinein gekommen war. Er hatte nämlich im dunklen Hintergrunde zwei große, mächtige Augen gesehen, die ihm wie flammende Sterne entgegen leuchteten. Mochten sie einem Thiere oder einem Menschen oder sonst wem angehören, Robinson wußte es nicht; er war vollständig verwirrt.

Nach und nach gewann er jedoch seine Fassung wieder und machte sich Vorwürfe über seine Furchtsamkeit. Er sagte sich, daß ein Mensch seines Alters und seiner Erfahrungen so besonnen sein müsse, um nicht gleich bei dem geringsten Anlasse zu zittern. Er faßte also neuen Muth, zündete ein Scheit Holz an und betrat mit dieser Fackel die Grotte nochmals. Kaum hatte er jedoch einige Schritte gethan, als er fast noch heftiger erschrak, als das erste Mal. War das nicht ein Seufzer wie von einem leidenden Menschen? Und jetzt hörte er gar Laute, die wie Worte

klangen! — Da, wieder ein Stöhnen und noch ein sehr tiefer Seufzer! Robinson überlief kalter Schweiß, und voller Furcht und Grauen verließ er abermals die Grotte.

Doch bald bedachte er, daß Gott überall ist und ihn hier ebenso schützen würde, wie anderwärts. Er raffte also alle seine Kräfte zusammen und betrat mit der Fackel in der Hand den Schreckensort zum dritten Male. Und da fand er denn, daß nichts unsinniger ist, als die Furchtsamkeit. Was war der Gegenstand seines Entsetzens? Ein alter, häßlicher Ziegenbock, der im Winkel ausgestreckt lag und dem Tode nahe zu sein schien. Robinson versuchte es, ihn von der Stelle zu schaffen; aber das war, ohne dem Thiere wehe zu thun, unmöglich, und so ließ er es in Ruhe.

Nun blickte er sich weiter in der Grotte um. Sie hatte einen Flächenraum von ungefähr 12 Fuß Länge und ebenso viel Breite; ihre Gestalt war aber unregelmäßig, nämlich weder rund noch viereckig. Hieraus und aus ihrer ganzen Beschaffenheit erkannte er, daß nur die Natur sie gebildet hatte. Im Hintergrunde zeigte sich eine Oeffnung, die noch tiefer in die Erde ging; aber sie war so niedrig, daß man nur auf Händen und Füßen hinein kriechen konnte. Da Robinson nicht wußte, wohin er kommen würde, so wollte er sich wenigstens nicht ohne Lampe hinein wagen; denn seine Fackel rauchte zu sehr, als daß er sich hätte ordentlich umsehen können. Er begnügte sich also für heute mit den gemachten Entdeckungen und kehrte nach seiner Burg zurück.

Am andern Tage ging er wieder nach der Grotte und nahm außer einer Fackel noch 2 Lampen mit. Dort angekommen, fand er den alten Ziegenbock todt am Eingange liegen. Nachdem er denselben einstweilen bei Seite geschafft hatte, um ihn nach der Rückkehr zu begraben, zündete er die Lampen an und begab sich damit in die Grotte. Als er an die enge Oeffnung im Hintergrunde kam, duckte er sich nieder und kroch auf Händen und Füßen etwa 10 Schritt vorwärts. Es war dies in der That ein sehr kühnes Unternehmen; denn er wußte ja nicht, ob nicht am Ende gar etwas Gefährliches darin verborgen läge. Je weiter er aber vorwärts kam, desto geräumiger wurde die Grotte, und nun konnte er sich wieder ordentlich umsehen. Da wurden seine Augen plötzlich durch das schönste Schauspiel ergötzt, das er jemals gesehen hatte. Als wenn die Decke und die Wände, kurz, die ganze Grotte mit lauter kleinen Spiegeln versehen wäre, so funkelte der Wiederschein seiner beiden Lampen in blendenden

Strahlen; so oft Robinson die leiseste Bewegung vornahm, entzückte ihn ein tausendfältiges Farbenspiel.

Waren es Diamanten oder andere werthvolle Steine, die dieses märchenhafte Schauspiel verursachten? Sollten es Goldkörner sein, die mit Edelsteinen umgeben waren? Oder waren es nur funkelnde Krystalle*), die der Felsen umschloß? Robinson konnte es nicht unterscheiden; er wußte nur, daß er sich in einer der schönsten Grotten befand. — Uebrigens war der Boden trocken, doch glatt und mit feinem Sande bedeckt; nirgends zeigte sich eine Spur von Feuchtigkeit, von schädlichen Ausdünstungen oder von giftigen Thieren. Freilich herrschte hier eine undurchdringliche Finsterniß, und der Eingang war ziemlich beschwerlich. Aber gerade dies machte unserm Robinson die Grotte noch werthvoller, denn um so sicherer konnte er sich darin verstecken; um so gewisser konnte er sein, daß ihm hier die Wilden nichts anhaben würden, wenn sie auch gewußt hätten, daß er darin war.

So folgte dem anfänglichen Schrecken eine sehr große Freude; denn nun hatte Robinson ja mit einem Male, was so oft sein heißer Wunsch gewesen war: einen sichern Zufluchtsort für Nothfälle.

Achtes Capitel.

Die Wilden sind da.

Ueber 12 Jahre war Robinson nun auf der Insel. Er hatte sich bereits so sehr auf derselben eingebürgert, daß er sich gern darein ergeben hätte, bis an das Ende seiner Tage hier zu bleiben, wenn nur die Furcht vor den Wilden nicht gewesen wäre. — Selten empfand er Langeweile, denn hatte er nichts zu thun, so that schon Papchen das Seinige, um ihn zu unterhalten. Dieser muntere Vogel hatte im Laufe der Zeit immer größere Fortschritte im Nachsprechen von Sätzen gemacht und konnte nun schon eine ganze Reihe nach einander herplappern; auch sprach er sie so gut, daß Robinson glaubte, es habe noch nie ein Vogel so schön sprechen können. — Aber auch die übrigen Burgbewohner, nämlich die Hausziegen, machten ihrem Herrn viel Freude. Freilich war die sogenannte Leibziege, der er einst das Bein heilte, zu seiner Betrübniß bereits vor mehreren Monaten gestorben. Allein infolge seiner aufmerksamen Pflege hatte eine

*) S. Anmerkung Nr. 53.

neue sich bald so sehr an ihn gewöhnt, daß sie ihm innerhalb des Burghofes auf Schritt und Tritt folgte.

Robinson war also beinahe zufrieden mit seinem Loose und wünschte zunächst nur von der Furcht vor den Wilden befreit zu werden. Aber es sollte sich ganz anders fügen.

Es war am Ende des dreizehnten Jahres, als er eines Nachmittags ausging, um sich nach seinen Gehegen zu begeben. Allein kaum hatte er sich von dem Erdwall entfernt, da sah er plötzlich den Schein eines Feuers, und nicht etwa auf der entlegensten Seite seines Eilandes, sondern kaum eine Viertelstunde weit von ihm, an der Ostküste. Es ist nicht möglich, das Entsetzen zu beschreiben, das Robinson bei diesem Anblicke empfand. Er konnte sich nicht vom Flecke rühren, und die Haare standen ihm förmlich zu Berge, denn sein erster Gedanke war: die Wilden sind da, um die Insel zu durchsuchen. „Entdecken sie meine Arbeiten," dachte er, „so bin ich verloren; denn dann werden sie so lange suchen, bis sie mich finden."

Lauter und lauter pochte ihm das Herz, und endlich jagte ihn die Angst von dannen; ja er beobachtete nicht einmal die einfachste Vorsicht, denn er lief geraden Weges nach seiner Burg zu, statt einen Umweg einzuschlagen. Dort überstieg er ganz leise den Wall und die Hecke und war froh, als er die Leiter nach sich gezogen hatte. Hierauf legte er alle seine Waffen in Bereitschaft und befahl sein Leben dem Schutze des allmächtigen Gottes.

Wohl 2 Stunden blieb er in dieser Lage; er lauschte, er horchte, aber es kam niemand in seine Nähe. Gemartert von der entsetzlichen Ungewißheit über das, was ihm bevorstand, hielt er's endlich nicht länger aus. Er faßte wieder Muth, stieg auf der Leiter nach dem Felsvorsprunge, zog diese dann in die Höhe und erklomm so nach und nach den Gipfel des Berges; denn von dort aus glaubte er, den Feuerplatz sehen zu können. Als er angekommen war, legte er sich platt auf den Bauch und sah nach der Richtung, in welcher er das Feuer bemerkt hatte. Da erblickte er denn richtig 10 ganz nackte Wilde, welche kauernd um ein Feuer herum saßen, obgleich es an diesem Tage sehr heiß war; aber sie wollten sich auch gar nicht daran wärmen, sondern bereiteten sich wahrscheinlich eine jener abscheulichen Mahlzeiten von Menschenfleisch!

Robinson wurde bei diesem Anblicke und bei dem Gedanken an solch' eine entsetzliche Mahlzeit so verwirrt, daß er beinahe

seine Besinnung verloren hätte. Er wagte nicht, sich zu rühren, weil er fürchtete, daß ihn die Wilden sähen. Auf einmal sprangen diese in die Höhe und tanzten in sonderbaren Sprüngen um das Feuer herum. Was sie aber nachher vornahmen, das konnte Robinson der Entfernung wegen nicht sehen. Er bemerkte nur, daß am Ufer 2 Kähne befestigt waren, in denen die Wilden hierher gekommen sein mochten. Da nach einiger Zeit mehrere von ihnen wiederholt an das Ufer liefen, so vermuthete Robinson, daß die Ungeheuer auf den Eintritt der Flut warteten; wahrscheinlich wollten sie diese benutzen, um leichter nach Westen in ihre Heimat fahren zu können. Und er hatte sich nicht getäuscht; als die Flut zu strömen begann, da schifften die Cannibalen sich ein und fuhren erst um die Südspitze der Insel herum und dann westwärts weiter.

Kaum hatten sie mit vieler Anstrengung das hohe Meer erreicht, als auch Robinson seinen Posten verließ. Er stieg mittels der Leiter wieder in seinen Burghof hinab und ging bewaffnet nach dem Platze, wo das blutige Fest abgehalten worden war. Als er nun in die Nähe des halbverkohlten Feuers kam, da sah er die Spuren der Grausamkeiten, welche die Unmenschen dort verübt hatten: Blut, abgenagte menschliche Gebeine, ja sogar hier und da noch ein Stückchen Fleisch der unglücklichen Schlachtopfer, welche von jenen Scheusalen unter allerhand Lustbarkeiten verzehrt worden waren. Der gräßliche Anblick aller dieser Reste empörte ihn wieder so sehr, daß er ganz außer sich gerieth vor Unwillen über die Wilden. Ja in diesem Augenblicke hätte er vielleicht den ersten, den er getroffen, niedergestoßen! —

Von jetzt an lebte er sehr unruhig; alle seine Gedanken waren nur darauf gerichtet, wie er den schändlichen wilden Menschen beikommen könnte. Er bedachte freilich nicht, daß er durch einen Kampf mit diesen sich selbst den Untergang bereiten würde; denn hätte er auch im glücklichen Falle mehrere der Wilden getödtet und die anderen vertrieben, so würden gewiß bald Hunderte gekommen sein, um ihn umzubringen.

Nach und nach trat jedoch an Stelle jenes Kampfesmuthes wieder das gerade Gegentheil: Robinson fürchtete sich wieder vor den Wilden. Und diese Furcht war so arg, daß er sich kaum getraute, seinen Burghof zu verlassen. Zwang ihn die Noth dennoch, fortzugehen, so that er es nie, ohne sich zuvor auf seinem Berge umgesehen zu haben. Entdeckte er dabei irgend etwas, das ihm verdächtig schien, so verhielt er sich ganz still und ver=

borgen. War aber nirgends ein fremder Kahn oder sonst etwas Außergewöhnliches zu sehen, so wagte er sich vorsichtig hinaus, doch niemals ohne Bogen und Pfeile, ohne Schleuder und Steine. Mochte er seine verschiedenen Gehege besuchen oder sich Nahrungsmittel herbeitragen: immer hatte er seine Rüstung angelegt. Allerdings hätte er wenigstens während der Flutzeit sicher sein können, da nach seinen Beobachtungen die Wilden nur mit der Ebbe landen konnten. Allein er dachte, es könnte doch einer oder der andere von den Cannibalen zurückgeblieben sein und sich versteckt haben. Kurz, seine Furcht ließ ihn stets das Aergste fürchten. Wie gut war es nun, daß er wenigstens nicht mehr auf die Jagd zu gehen brauchte; seine Ziegenherden waren zahlreich genug, um ihn für das ganze Jahr mit Fleisch zu versorgen.

So verlebte Robinson 9 oder 10 Monate, ohne daß er ein einziges Mal etwas von den Wilden gesehen hätte. Und doch blieb seine Furcht immer dieselbe. Am Tage verwirrte die gräßlichste Angst alle seine Gedanken, und des Nachts konnte er nur selten schlafen. War er aber ja einmal eingeschlafen, so quälten ihn fürchterliche Träume, und dann fuhr er heftig erschreckt empor. Beinahe immer träumte er von Kämpfen mit den Wilden, und nicht selten suchte er noch am Tage nach Rechtfertigungsgründen, wenn er im Traume einen der Wilden getödtet hatte.

Neuntes Capitel.

Getäuschte Hoffnung.

Nach dem hölzernen Kalender, den Robinson gewissenhaft fortführte, war er nun schon 14 Jahre auf der Insel. Was hatte er in diesem Zeitraume alles erlebt! Hätte er es jemandem erzählen wollen, er würde ganze Wochen dazu gebraucht haben. Aber wem hätte er es wohl erzählen können? Es war ja außer ihm kein einziges vernünftiges Wesen auf der ganzen Insel; seine Gesellschaft bestand nur aus Thieren, und diese verstanden ihn nicht. Er hatte diese Thiere allerdings sehr lieb; aber dennoch würde er sie freudig dahin gegeben haben, wenn ihm dafür ein gesitteter Mensch, ein Freund geworden wäre. Wie gern hätte er einmal sein Herz vor einem solchen ausgeschüttet, und wie nothwendig brauchte er einen Beistand! — Vielleicht war die Erfüllung seines Wunsches sehr nahe!

Es war am 16. Mai, also am Ende des 14. Jahres seines

Inselllebens, als es den ganzen Tag über heftig donnerte und blitzte. Dazwischen heulte der Sturm auf entsetzliche Weise, und wie der Tag, so war auch die Nacht. Schlaflos und mit ernsten Gedanken beschäftigt, saß Robinson in seiner Hütte, als er vor Tagesanbruch plötzlich einen starken Knall hörte. Wie es schien, rührte derselbe von einem Kanonenschusse her, der auf dem Meere abgefeuert worden war.

Im ersten Augenblick erschrak Robinson, doch schon im nächsten war er auf den Beinen. Hastig ging er hinaus und erstieg den Berg hinter seiner Burg. Hier kam er gerade an, als östlich ein Blitz auf dem Meere einen neuen Kanonenschuß verkündete, der in der That auch nach einer halben Minute hörbar wurde. Jedenfalls befand sich ein Schiff in Gefahr und gab dies durch Nothschüsse kund. Aber wie konnte Robinson helfen? Er hatte ja nicht einmal seinen Kahn zur Hand, denn dieser befand sich an dem entgegengesetzten Theile der Insel; auch ging das Meer so hoch, daß er gar nicht hätte wagen dürfen, hinauszufahren. Indem er dies aber im Stillen herzlich bedauerte, kam ihm schnell ein anderer Gedanke; er dachte: „Wenn ich den bedrängten Schiffern keine Hülfe zu bringen vermag, so können sie doch vielleicht mir helfen."

Rasch trug er alles trockne Holz zusammen, das er in der Nähe fand, errichtete davon auf dem Berge einen hohen Haufen und zündete ihn an. Der Wind fachte das Feuer tüchtig an, und bald loderten die hellen Flammen empor. Es war kein Zweifel, diese mußten auf jedem Schiffe wahrgenommen werden, das sich etwa in diesen Gewässern befand. Und siehe da! Kaum hatte das Feuer einige Minuten so hell gebrannt, da ertönte ein neuer Schuß, und diesem folgten rasch noch mehrere. Robinson trug daher immer neues Holz herbei, um das Feuer zu unterhalten. Als er dies aber wohl schon eine ganze Stunde lang fortgesetzt hatte, ohne daß wieder ein Schuß zu vernehmen gewesen wäre, da ließ er es allmählich ausgehen. Er konnte es kaum erwarten, bis ihm der Aufgang der Sonne gestatten würde, auf das Meer zu sehen. Der Morgen graute, es wurde heller und heller; aber es war weder ein Schiff noch ein Boot zu entdecken, das nach der Insel zugesteuert wäre. Endlich wurde es völlig Tag, der Himmel klärte sich, und da sah Robinson in beträchtlicher Entfernung von der Insel einen dunklen Gegenstand, den er für ein Schiff hielt.

Je heller es wurde, desto mehr fand er seine Vermuthung

bestätigt; er konnte jetzt schon ziemlich gut die Umrisse unterscheiden. Er sah wieder hin und immer wieder, es war ein Schiff. Dabei bestürmten ihn die mannigfachsten Gefühle; bald gewann das Mitleid mit dem Unglücke der Schiffer die Oberhand, bald die freudige Hoffnung, wieder mit gesitteten Menschen zusammenzukommen und aus seiner Verbannung erlöst zu werden. Jetzt verließ er den Berg, um die Fahne wieder aufzurichten, die er aus Furcht vor den Wilden seit langer Zeit beseitigt hatte. Damit wollte er den Bedrängten anzeigen, daß dies derselbe Ort wäre, wo in der Nacht das Feuer gebrannt hatte.

Als die Fahne befestigt war und lustig flatterte, da mahnte ihn das Meckern seiner Ziegen, daß er vor allen Dingen erst diese bestellen müßte. Freilich hätte er gar zu gern erst abgewartet, welchen Erfolg das Aufstecken der Fahne haben würde; aber die Sorge für sein Vieh siegte endlich doch über diese Begierde, und so besorgte er seine Wirthschaft. Kaum aber hatte er dies gethan, so eilte er nach seinem Berge zurück. Gewiß war das Schiff nun schon ziemlich nahe herangekommen. Allein hatte er recht gesehen oder sich getäuscht? Es schien ja noch auf demselben Flecke zu sein, auf dem er es schon vor Stunden sah. Lag es dort vor Anker, oder was war sonst damit? Unser Freund brannte vor Ungeduld, dies zu erfahren. Er stieg daher wieder in den Burghof hinab, nahm flugs seine Waffen und eilte dem östlichen Theile der Küste zu.

Als er endlich in die Nähe des Ortes kam, wo er selbst einmal in großer Gefahr geschwebt hatte, da war die Luft ganz klar und gestattete eine große Fernsicht. Er konnte jetzt ganz deutlich sehen, daß das Schiff zwischen den vielen Klippen festsaß, die ihm selbst einst so große Furcht einflößten. Waren aber noch Menschen auf dem Schiffe, oder hatten diese sich gerettet? Er mußte auch darüber ins Klare zu kommen suchen und zündete daher sogleich wieder ein großes Feuer an. „Sind noch Leute auf dem Schiffe,“ dachte er, „so werden sie gewiß bald ein Lebenszeichen von sich geben, und dann kann ich ihnen vielleicht eine Landungsstelle zeigen.“

Das Feuer brannte schon lange, doch noch immer kam das erwartete Lebenszeichen nicht. Da blieb kein Zweifel mehr: das Schiff war von seiner Mannschaft verlassen worden. Aber wohin war diese gekommen? Robinson hatte ja kein Boot gesehen. Er eilte wieder zurück nach dem Berge, um zu sehen, ob sich irgendwo ein Boot befände. Allein er spähte umsonst. War das Boot

etwa schon glücklich an der Insel gelandet? Befanden sich die Schiffbrüchigen vielleicht schon auf der Insel?

Alle diese Gedanken beschäftigten Robinson und brachten ihn ganz außer sich. „Ach," rief er aus, „wenn es der liebe Gott gefügt hätte, daß sich die Mannschaft auf die Insel rettete, wie froh wollte ich sein! Und wären es nur Wenige, ja wäre es auch nur ein Einziger, dann hätte ich doch jemand, mit dem ich ordentlich sprechen könnte."

Noch nie hatte er sich so sehr nach menschlicher Gesellschaft gesehnt, als in diesem Augenblicke; zu keiner Zeit hatte er die Entbehrung dieser Wohlthat so schmerzlich empfunden als jetzt. Seine Wünsche waren so inbrünstig, daß er die Hände rang und heftig in einander preßte. Er rannte wieder nach der Küste zurück und lief dort bald rechts, bald links. Er setzte alle Furcht, alle Vorsicht vor den Wilden aus den Augen. Er rief, er schrie, so sehr er nur konnte. Schon glaubte er seinen Ruf im Walde erwidert zu hören; im höchsten Grade aufgeregt, rannte er nach diesem zu und schrie von neuem. Aber was er gehört hatte, das war nur das Echo seiner eigenen Stimme gewesen. Es war niemand da, der ihm geantwortet hätte.

Zehntes Capitel.

Eine traurige Entdeckung.

Als Robinson in seine Wohnung zurückkehrte, war es schon dunkel geworden und Schlafenszeit; aber er konnte kein Auge zuthun. Unaufhörlich beschäftigte ihn der Gedanke: „Kann nicht in diesem Augenblicke außer mir sich noch jemand auf der Insel befinden, der eben so hülflos und verlassen ist, wie ich es vor 14 Jahren war?" Mit Freuden hätte er ihm beigestanden, gern hätte er Wohnung und alles Andere mit ihm getheilt! Ja er hätte ihn herzen und küssen wollen, und wenn es der häßlichste Mensch von der Welt gewesen wäre.

Hierzu kam jedoch noch ein anderer Gedanke, der beinahe eben so aufregend war, wie der erste. Wenn Robinson mit seinem Kahne das gescheiterte Schiff erreichte, so fand er jedenfalls eine Menge von Werkzeugen und anderen Dingen vor, die ihm in seiner jetzigen Lage vortrefflich zu Statten gekommen wären. „Und fänd' ich nur eine einzige Flinte und Kugeln und Pulver, so wollte ich mich glücklich preisen. Dann brauchte ich mich doch

nicht mehr vor den Wilden zu fürchten; denn sicher würde ein einziger Schuß hinreichen, um sie alle zu vertreiben."

Indem er sich nun so ausmalte, was er sich alles von dem Schiffe holen wollte, da forderte endlich die Natur ihre Rechte; er schlief ein. Inzwischen erhob sich der Sturm und tobte wie in voriger Nacht, es donnerte und blitzte unaufhörlich; aber unser müder Schläfer hörte von alledem nichts. Und als er dann ziemlich spät erwachte, da hatte das Unwetter sich gelegt.

Kaum war sein tägliches Morgengebet beendet, so lief er auch schon mit schnellen Schritten der Stelle zu, an der er das Schiff gestern am besten gesehen hatte. Aber was war das? Waren seine Augen umschleiert, oder hatte er nur von der Anwesenheit eines Schiffes geträumt? Die ganze weite Meeresfläche zeigte ja jetzt nicht die geringste Spur eines solchen! Er wußte die Himmelsgegend und Entfernung ziemlich genau, in der das Wrack gelegen hatte; aber die Meeresfläche war dort eben so glatt wie anderwärts.

Da war er wie vom Donner gerührt. Alle seine Hoffnungen und Wünsche waren mit einem Male wieder vernichtet. Ja dieser Schlag traf ihn so hart, daß er fast mit dem lieben Gott darum gegrollt hätte, wäre er nicht nach so vielen ernsten Prüfungen durch seine Gottesfurcht davor bewahrt worden. Dennoch bedurfte er einer langen Zeit, um seine Fassung wieder zu gewinnen. „Gott weiß am besten," sagte er endlich, „was mir gut ist. Vielleicht wäre ich übermüthig, nachlässig und faul geworden, wenn ich plötzlich so viele Gegenstände für meine Bequemlichkeit und Sicherheit erlangt hätte. Ja vielleicht wäre ich wohl gar von den Wellen verschlungen worden, wenn ich mich auf meinem leichten Kahne in das Meer hinausgewagt hätte."

So tröstete er sich, so gut es gehen wollte, und schritt dabei in Gedanken einer Uferstelle zu, an der er gestern nicht gewesen war. Und welche Ueberraschung erwartete ihn hier! Unweit des Ufers, auf weichen Sand gebettet, lag ein — Mensch. Neben diesem aber kauerte ein Hund, der heulend auf Robinson zukam, doch sogleich wieder zu seinem Herrn zurückkehrte. Er legte sich zu dessen Füßen, sprang wieder auf und winselte so jämmerlich, daß Robinson tief gerührt wurde.

Der Mensch schien ein ertrunkener Matrose und von den Wellen hierher gespült worden zu sein. Er war nur mit einer Jacke, zerrissenen Hosen und einem blauen Hemde bekleidet. „Wie, wenn es möglich wäre, den Unglücklichen ins Leben zurückzurufen?"

So fragte sich Robinson und beugte sich rasch zu ihm nieder, um ihm nach dem Pulse zu fühlen und die Hand aufs Herz zu legen. Aber es war nicht das mindeste Zeichen eines Pulsschlages zu spüren.

Robinson ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern machte allerhand Wiederbelebungs-Versuche, die er kannte. Er legte sich auf den Fremden, um ihn zu erwärmen; er öffnete ihm den Mund und blies ihm Luft ein; er kitzelte ihn am Gaumen und an den Fußsohlen; er beobachtete die Augenlider, doch es zeigte sich keine Spur von Leben. Er entkleidete ihn trotz der heftigen Gegenwehr des Hundes; er rieb ihn mit der Hand auf Brust, Bauch und Rücken; er holte dürres Seegras herbei und setzte die Reibungen fort; aber vergeblich. Dabei hatte er fort und fort den Hund abzuwehren, da dieser nicht leiden wollte, daß seinem Herrn irgend etwas geschähe. Er wiederholte alle Versuche und betrieb sie mit neuem Eifer. Doch weder das leiseste Zucken der Augenlider, noch der mindeste Hauch des Mundes zeigte den gewünschten Erfolg. Der Ertrunkene war und blieb todt.

Da wurde Robinson von tiefem Herzeleid ergriffen. „Ach, ich Unglücklicher!" rief er aus, „nun habe ich einen Menschen auf meiner einsamen Insel, aber ohne Leben, ohne Bewegung, starr und todt! Ach, hätte ich nur gestern diesen Platz betreten! Da wäre es gewiß noch Zeit gewesen, den Armen vom Tode zu retten. So bin ich einsam und verlassen, wie zuvor." Bei diesen Worten traten ihm die Thränen in die Augen, und kummervoll schaute er vor sich nieder.

Dabei fiel sein Blick wieder auf den Hund, der noch immer neben seinem todten Herrn saß, jetzt aber treuherzig zu Robinson emporsah. „Wie," rief Robinson, „wer sagt denn, daß ich noch eben so verlassen sei? Kann nicht dieser treue Hund fortan mein Gefährte sein?" Dabei streichelte er das arme, herrenlose Thier und gab ihm einige Stückchen Brot, die er zufällig bei sich trug. Und wie sehr mochte der Hund hungern, da er diese mit größter Gier verschlang!

Nun machte Robinson ein Grab, entkleidete den Leichnam vollends und begrub ihn. Um ihn aber so gut als möglich zu betten, legte er ihm Seegras unter den Kopf und bedeckte ihn auch mit solchem. Dann füllte er das Grab wieder mit Erde und machte einen Grabhügel darauf. Noch ein andächtiges Vaterunser, und die stille Feier war zu Ende, mit der Robinson dem Fremden die letzte Ehre erwiesen.

Ernst und in sich gekehrt schritt er hierauf mit den Kleidern des Todten seiner Burg zu, und langsam folgte der Hund nach vielen Lockungen endlich seinem neuen Herrn, nachdem er wiederholt zu dem Grabe zurückgekehrt war.

Elftes Capitel.

Ein treuer Freund.

Robinson war eine Zeit lang tief bekümmert, daß er von dem gescheiterten Schiffe keinen Gefährten bekommen hatte; aber nach und nach wurde er ruhig. Sein großer Hund ersetzte ihm ja beinahe den menschlichen Umgang. Konnte dieser auch nicht sprechen, so lernte er seinen Herrn doch sehr bald gut verstehen und machte ihm viele Freude. Die übrigen Hausthiere wollten freilich den neuen Gefährten anfangs gar nicht leiden, und daher gab es oft Krieg mit ihm. Besonders Papchen schien sehr neidisch zu sein, wenn er die guten Bissen sah, die der Herr dem Hunde gab. Allein nach und nach wurde der Hausfriede völlig wieder hergestellt, und jedem würde es Freude gemacht haben, unsern Einsiedler im Kreise seiner Thierfamilie bei Tafel zu beobachten.

Als der älteste der jetzigen Hausgenossen nahm Papchen stets den Ehrenplatz ein, das heißt: er saß auf der Schulter seines Herrn und wartete auf das Futter, das ihm dieser reichte. Dauerte es ihm einmal zu lange, ehe er etwas bekam, da rief er gleich: „Guter Robinson, gieb mir zu essen.“ Den nächsten Rang nahm Ami, der Hund, ein, indem er zur Rechten Robinsons saß. Er gab seine Wünsche dadurch zu erkennen, daß er entweder aufwartete*) oder seinen Herrn traulich mit der Pfote berührte. Zur Linken aber saß Liese, die älteste der Hausziegen; sie wartete stets bescheiden, bis etwas für sie abfiel.

Doch kehren wir zu dem Hunde zurück. Er war ein äußerst gelehriges Thier und konnte nicht nur allerhand Kunststücke machen, sondern erwies sich auch bald als sehr nützlich. Mit einer Art Handkorb in der Schnauze folgte er seinem Herrn auf Schritt und Tritt, und ein kurzer Pfiff genügte stets, um ihn von Abwegen abzuhalten. Dabei ließ er den oft schweren Korb niemals

---

*) Aufwarten oder auch „Schönemachen“ nennt man es, wenn ein Hund auf den Hinterfüßen kauert und die Vorderpfoten gleich Armen vor sich hält.

stehen, sondern trug ihn stets getreulich und behutsam bis an das Ziel.

Wie er hier durch seine Gelehrigkeit nützte, so leistete er auch durch den Naturtrieb die wichtigsten Dienste. Einst begleitete er seinen Herrn auf einem größeren Ausfluge. Da es nun an diesem Tage sehr heiß war, so empfand Robinson bald das Bedürfniß nach einem frischen Trunke Wasser. Auch Ami schien sehr durstig zu sein, denn er ging ganz langsam und hatte die Zunge weit vorgestreckt. Allein so eifrig Robinson nach einer Quelle suchte, er konnte keine solche entdecken. Da auf einmal vermißte er den Hund, und trotz alles Rufens und Pfeifens kam dieser nicht herbei. Besorgt, das gute Thier zu verlieren, lief er bald hierhin, bald dorthin, bis er es endlich fand.

Aber auch jetzt noch wollte ihm Ami nicht folgen, denn er lief wiederholt nach der Stelle zurück, wo er eifrig mit den Vorderpfoten im Sande gescharrt hatte. Dies machte Robinson endlich stutzig, und er begab sich deshalb selbst nach dem Orte, um die Ursache des Scharrens kennen zu lernen; der Hund scharrte indes fort und fort. Wer aber begreift das Erstaunen unsers Robinson, als sich in der gescharrten Grube plötzlich einige Tropfen Wasser zeigten! Schon nach einigem Hacken fand sich soviel Wasser, daß beide, Robinson und der Hund, ihren Durst stillen konnten. Was also der Mensch mit all' seinem Verstand zu finden nicht vermocht hatte, das gelang dem starken Geruchssinne des Hundes.

Bei solcher Klugheit des Hundes schien es nicht schwer, denselben auch zu anderen Diensten abzurichten. Die Ziegen hatten die Gewohnheit, häufig vom Wege abzuweichen, wenn sie von einem Orte zum andern getrieben wurden. Da versuchte es Robinson einige Male, Ami als Hirtenhund zu benutzen, und siehe da, bald merkte dieser die Absicht seines Herrn; er trieb die Ziegen stets auf den rechten Weg und hielt die Herde zusammen. Eben so geschickt wußte er bald die Mutterziegen in die kleineren Abtheilungen der Gehege zu treiben, damit sie Robinson dort melken konnte.

Ganz vorzüglich zeigte Ami sich aber bei der Jagd; für diese schien er besonders abgerichtet zu sein. Galt es ein flüchtiges Wild schußgerecht zu bringen, so konnte Robinson sich darauf verlassen, daß der Hund sein Mögliches that. Bei Agutis war dies auch stets von Erfolg; bei Ziegen gelang es freilich seltener, weil diese mit der größten Leichtigkeit steile Felsabhänge erkletter-

ten, wohin der Hund ihnen nicht zu folgen vermochte. — Einmal aber wäre dem guten Thiere sein Jagdeifer beinahe sehr schlecht bekommen. Eines Tages verfolgte er nämlich einen alten, großen Ziegenbock und war eben im Begriffe, diesen zu fassen. Da drehte der Ziegenbock sich plötzlich um und machte einen heftigen Sprung, um den Hund mit seinen Hörnern aufzuspießen. Doch dieser wich so geschickt aus, daß er dem Bocke an die Seite kam und ihn mit seinen Zähnen am Genick packen konnte. Da half nun alles Sträuben und Schütteln nichts mehr; das große Thier wurde festgehalten, bis Robinson herankam und es mit Leichtigkeit tödtete. Aber selbst jetzt noch ließ Ami nicht gleich los, und es zeigte sich, daß er dem Ziegenbocke fast das Genick durchgebissen hatte.

Robinson freute sich sehr über den Muth und die Gewandtheit seines Hundes, denn beides konnte ihm von großem Nutzen sein, wenn er je einmal in Gefahr kam. Ja er glaubte bestimmt, daß der Hund im schlimmsten Falle sogar einen Wilden angreifen würde. Dabei war das Thier überaus wachsam und treu; nicht das Mindeste durfte sich in der Nähe regen, so zeigte es Ami durch Bellen an.

So konnte Robinson nun doch wenigstens in der Nacht mit mehr Ruhe schlafen, als früher. Freilich ließ die Furcht vor den Wilden sich nicht so ganz unterdrücken, denn wie leicht konnten sie ihn einmal in großer Zahl angreifen, und dann hätte weder er noch sein Hund etwas gegen sie vermocht. Jedenfalls aber sicherte ihn die Wachsamkeit seines Ami vor einem plötzlichen Ueberfalle, und dies war schon von großem Werthe. Hatte er doch so manches Jahr verbringen müssen, ohne zu seinem Schutze etwas Anderes als seine Hände und seine armseligen Waffen zu haben. Indem er aber dies erkannte und das trauliche Thier immer lieber gewann, da konnte er dem lieben Gott nicht dankbar genug sein, daß er ihn mit diesem Freunde beschenkt hatte.

Zwölftes Capitel.

Die letzten Tage der Einsamkeit.

Zufrieden mit dem Loose, welches die Vorsehung ihm zuertheilt hatte, lebte Robinson eine Zeit lang ziemlich ruhig hin. Er versäumte keine Gelegenheit, sich dem lieben Gott für die unendlich vielen Wohlthaten dankbar zu bezeigen, die er ihm in

der langen Einsamkeit oder Gefangenschaft hatte zu Theil werden lassen. Es verging aber auch kein Tag, an dem er nicht den lieben Gott gebeten, ihm auch ferner seinen Schutz angedeihen zu lassen. Immer erinnerte er sich seines Vorsatzes, ein guter und frommer Mensch zu werden; und er war es nach den vielen Prüfungen auch geworden. Nie mehr tauchte eine Klage über sein Schicksal in ihm auf, und wenn er auch zuweilen sich sehr von der Insel fortsehnte, immer beruhigte er sich mit den frommen Worten: „Wie es der liebe Gott will, so geschehe es!"

Eingedenk des Spruches: „Liebet eure Feinde", hatte er aber auch seinen früheren Haß gegen die Wilden vergessen. Er sah ein, wie thöricht es gewesen sein würde, jemand für eine Handlung bestrafen zu wollen, von deren Unrechtmäßigkeit dieser nichts wußte. Allerdings erregte der Gebrauch der Wilden, ihre Gefangenen zu schlachten und zu verzehren, den größten Abscheu; allein Robinson sagte sich wiederholt, daß er vielleicht selbst so handeln würde, wenn er von frühester Kindheit an unter diesen Menschen gelebt hätte; hier galt das Sprüchwort: „Ländlich — sittlich." Er konnte sie daher nur um ihres kläglichen Irrthums willen bemitleiden.

Gebot ihm denn aber nicht die Christenpflicht, daß er die unglücklichen Schlachtopfer zu retten suchte? Allerdings; doch dazu waren jedenfalls Kämpfe mit einer großen Anzahl von Wilden nöthig, die er allein und mit seinen mangelhaften Waffen nicht bestehen konnte. Gelang es ihm dennoch, einen oder mehrere der Unglücklichen zu befreien, so durfte er sich selbst dabei nur als ein Werkzeug der Vorsehung betrachten. —

In dieser Gemüthsstimmung trat Robinson das 16. Jahr seiner Einsamkeit an. Wie früher, so wollte er auch diesmal den Jahrestag seiner Ankunft auf der Insel durch fromme Betrachtungen feiern und ging daher Nachmittags „zur Kirche". Doch kaum war er auf dem Berggipfel angekommen, als er bemerkte, daß seine Insel eben den Besuch von 5 Kähnen mit Wilden empfangen hatte. Obgleich er nun schon lange auf einen solchen Besuch gefaßt war, so erschrak er dennoch gewaltig; denn die Landung war diesmal so nahe an seiner Burg erfolgt, daß er fast jeden Augenblick die schlimmen Gäste bei sich erwarten durfte. Und dies hatte er doppelt zu fürchten, da am Ufer nur wenig Wilde zu sehen waren und doch in jedem Kahne immer wenigstens 6 Mann zu kommen pflegten.

Dieser Umstand raubte ihm vollends die Fassung, und er

wußte daher nicht, was er machen sollte. Stieg er zu seiner Wohnung hinab, so lief er Gefahr, von den nahenden Wilden entdeckt zu werden, während er noch auf der Leiter war. Blieb er aber oben auf dem Berge, so entbehrte er auch des schwachen Schutzes, den ihm seine Burg noch gewähren konnte. Da wandte er sich zu Gott und flehte inbrünstig, daß dieser seine schützende Hand auch diesmal nicht von ihm abziehen möge. Und indem er so betete, da kehrte allmählich seine Fassung zurück; er ermannte sich und stieg in den Burghof hinab. Entschlossen, sich bis auf den letzten Athemzug gegen die Wilden zu vertheidigen, legte er seine sogenannte Rüstung an und machte sich auf das Schlimmste gefaßt.

Da wartete er nun in ängstlicher Spannung der Dinge, die da kommen würden. Jede Minute konnte die letzte seines Lebens sein. Er lauschte mit zurückgehaltenem Athem, ob die Wilden etwa näher kämen; allein er hörte nichts. — Je länger aber die schreckliche Ungewißheit über sein Schicksal dauerte, desto lauter pochte sein Herz, desto unerträglicher wurde ihm seine Lage. Die Furcht und Bangigkeit vor einer bewußten Gefahr ist ja fast immer größer und schlimmer, als das Unglück selbst.

Endlich konnte er seine Unruhe nicht länger bemeistern; die Hütte, der Burghof wurden ihm zu enge; er mußte wieder hinauf zu dem Berge. Vorsichtig kletterte er in den gewohnten Absätzen mittels der Leiter empor, um sich nach den Wilden umzusehen. Oben angekommen, wagte er nicht aufrecht zu stehen, weil er fürchtete, von den Wilden gesehen zu werden. Er kroch also behutsam auf den Händen und Füßen nach einer Stelle, wo er glaubte, die Wilden ungefährdet beobachten zu können. Und richtig, er sah sie und mit Hülfe seiner guten Augen sogar ziemlich genau. Es waren wirklich mehr als 30 Mann, die ein großes Feuer angezündet hatten und essend um dieses herumsaßen. Was sie aßen, konnte er der Entfernung wegen nicht sehen; aber er vermuthete nicht mit Unrecht, daß es auch diesmal ihr entsetzliches Lieblingsgericht, nämlich Menschenfleisch, sein möchte.

Auf einmal sprangen sie sämmtlich empor und begannen den wohlbekannten Rundtanz um das Feuer, wobei sie allerhand sonderbare Geberden und Grimassen machten. Als sie damit aufgehört hatten, begaben sich einige nach den Kähnen am Strande, und es schien, als ob sie etwas daraus holen

wollten. Wirklich schleppten sie gleich darauf etwas herbei, und was war das? Zwei gefesselte Menschen! Kaum waren die beiden Unglücklichen bis an das Feuer geschleppt worden, als der eine davon schon durch einen heftigen Keulenschlag niedergeschmettert wurde. Und mit Unwillen und Entsetzen gewahrte Robinson, wie die Cannibalen alle sogleich über das arme Opfer herfielen, um es zu schlachten.

Unterdessen stand der andere Gefangene ruhig da und schien darauf gefaßt, in der nächsten Minute das Schicksal seines unglücklichen Gefährten zu theilen. Doch siehe da, angesichts des sichern Todes mochte er neue Lust zum Leben bekommen haben. Kurz, er benutzte den Augenblick, als ihn seine Feinde in ihrer Blutgier nicht beachteten — im Nu sprengte er seine Fesseln — und lief mit unglaublicher Schnelligkeit davon. Aber nach welcher Richtung floh er? Gerade auf Robinsons Burg zu!

Unser Freund war zum Tode erschrocken, als er dies sah. Er glaubte bestimmt, der ganze Haufen Wilde werde den Flüchtling verfolgen und so seine Wohnung entdecken. Jetzt schien es um ihn geschehen! —

Fünfter Abschnitt.

Erstes Capitel.

Durch Kampf zum Siege.

Robinson war durch die wiederholten Besuche der Wilden schon so an die Gefahr gewöhnt worden, daß er sich bald von seinem heutigen Schrecken erholte und voll Gottvertrauen und Besonnenheit dem Weiteren entgegensah. Und nun bemerkte er, daß der Flüchtling nur von zweien seiner Feinde verfolgt wurde, die soeben aus einem dichten Gebüsche hervorkamen. Er sah aber auch, daß der Unglückliche viel schneller laufen konnte, als jene. Hielt derselbe noch eine Zeit lang in so raschem Laufe aus, so konnte er sich vielleicht retten; denn schon hatte er einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.

Robinson war so sehr von Mitgefühl für den armen Ver-

folgten ergriffen, daß er bald gar nicht mehr an die große Gefahr dachte, in welcher er selbst schwebte. Er freute sich daher außerordentlich, daß der Flüchtling sich immer weiter von seinen Feinden entfernte. Und diese Freude wuchs noch durch den Umstand, daß die übrigen Wilden wegen jenes Gebüsches dies nicht sehen konnten und sich auch gar nicht um das Ausbleiben ihrer beiden Gefährten zu kümmern schienen.

Jetzt kam der Flüchtling aber an die Bucht, die zwischen der Burg und den Wilden lag. Wollte er den letzteren entrinnen, so mußte er diesen Meeresarm durchschwimmen. Schon fürchtete Robinson, daß der arme Wilde verloren wäre; doch dieser stürzte sich muthig in das Wasser, schwamm mit außerordentlicher Behendigkeit nach dem entgegengesetzten Ufer und lief nun weiter in das Land herein. Inzwischen waren freilich auch die beiden Verfolger nach einander an die Bucht gekommen und in das Wasser gesprungen; da sie aber nicht so gut schwimmen konnten, wie der Flüchtling, so gewann dieser einen noch größeren Vorsprung, als bisher.

Aber Robinson konnte diese Menschenjagd nicht länger dulden. Wenn er auch sein eigenes Leben dabei aufs Spiel setzte, so wollte er doch dem Unglücklichen zu Hülfe kommen. Er stieg daher schleunigst zu seiner Wohnung hinab, nahm seine Waffen zur Hand, Ami auf die Schulter und überstieg so den Zaun und den Wall. Als er das Wäldchen durchschritten hatte, sah er den Flüchtling laufen. Er rief und winkte diesem, zu ihm zu kommen; allein seine Fellbekleidung und sein großer Bart erschreckten den armen Menschen so sehr, daß er wie angewurzelt stehen blieb und sich trotz aller freundlichen Zeichen nicht von der Stelle rührte.

So muß denn Robinson allein handeln, und zwar schnell, sehr schnell. Schon ist der vorderste Verfolger nahe, schon hat er den Pfeil an der Sehne, um auf Robinson zu schießen! Und nur durch eine rasche Wendung entgeht dieser dem tödtlichen Geschosse, das seine weite Jacke streift. Aber noch ehe der Pfeil den Bogen verlassen, weiß Ami schon, was er zu thun hat. Wie der Blitz ist er bei dem Wilden, packt ihn mit seinen Zähnen tüchtig an der Gurgel und hält ihn fest. Ein gewaltiger Keulenschlag von Robinson, und der Wilde liegt todt zu seinen Füßen!

Unterdes war aber auch der zweite Verfolger aus dem Wasser gestiegen. Eben wollte er einen Pfeil zur Hand nehmen, als Robinson es glücklicherweise bemerkte. Ein einziges Wort von

diesem genügte, daß der Hund auch den neuen Feind wüthend angriff. Zwar gelang es ihm nicht, den baumlangen Wilden an der Gurgel zu fassen; aber er biß sich so sehr in dessen Arm ein, daß derselbe am Schießen verhindert wurde und so durch einen Pfeil Robinsons niedergestreckt werden konnte.

Als Robinson hierauf die erbeuteten Bogen und Pfeile der Wilden an sich genommen hatte und sich nach seinem Schützlinge umsah, war dieser noch auf der früheren Stelle. Der arme Mensch zitterte wie Espenlaub. Er schien zu glauben, daß er nun auch getödtet werden solle; denn er machte Anstalt, vor Robinson zu fliehen. Und in der That konnte er ja noch nicht wissen, daß dieser es gut mit ihm meinte. Dazu kam, daß Ami in seiner Hitze jetzt auch auf ihn losging. Doch siehe da, ein bloßes Pfeifen Robinsons reichte hin, den wüthenden Hund zu bändigen; denn sogleich ließ er von dem Angriffe ab und kroch furchtsam auf dem Bauche zu seinem Herrn zurück. Das schien aber den Fremden noch mehr zu verwirren. Wahrscheinlich war ihm solche Macht über ein Thier noch unbekannt; ja vielleicht kam ihm sein bärtiger Retter, der sie ausübte, sogar vor wie ein Wesen besonderer Art. Kurz, er rührte sich nicht von der Stelle, obgleich er wiederholt durch alle möglichen Zeichen herbeigerufen wurde.

Endlich besann sich Robinson, einmal gehört zu haben, daß die Wilden sich eines grünen Zweiges bedienen, wenn sie friedliche Gesinnungen ausdrücken wollen. Und siehe da, kaum hatte er in der Nähe einen solchen Zweig abgebrochen, so näherte der Wilde sich langsam. Aber alle 10 oder 12 Schritte kniete er nieder, und es bedurfte vielen freundlichen Zuwinkens, ehe er ganz dicht herankam. Da warf er sich abermals nieder, küßte den Boden, ergriff den rechten Fuß Robinsons und setzte ihn sich auf den Nacken. Wahrscheinlich wollte er dadurch seine Dankbarkeit und Unterwerfung kundgeben. Robinson hob ihn auf und war freundlich gegen ihn. Auch Ami zeigte sich nun freundlicher; als er aber den Wilden beschnopern wollte, wie es die Hunde bei fremden Personen thun, da sprang der arme Mensch furchtsam auf die Seite, und Robinson konnte ihn nur mit großer Mühe beruhigen.

Der zuletzt niedergestreckte Wilde war aber durch Robinsons Pfeil nur schwer verwundet worden. Mittlerweile hatte er sich wieder etwas erholt, zog sich den Pfeil aus der Wunde und suchte diese zu verstopfen. Dies brachte den kaum beruhigten

Schützling so aus der Fassung, daß er von neuem heftig zitterte und einige angstvolle Worte hervorstieß. Robinson verstand zwar nicht, was diese bedeuteten, aber sie klangen ihm dennoch wie die lieblichsten Töne von der Welt. Waren es doch die der menschlichen Stimme, die er nun seit länger als 15 Jahren nicht gehört hatte! Inzwischen hatte jedoch der Wilde sich schon ziemlich aufgerichtet, und es mußte also rasch gehandelt werden. Da gab der Schützling zu verstehen, daß er Robinsons Keule haben und damit den Feind tödten wolle.

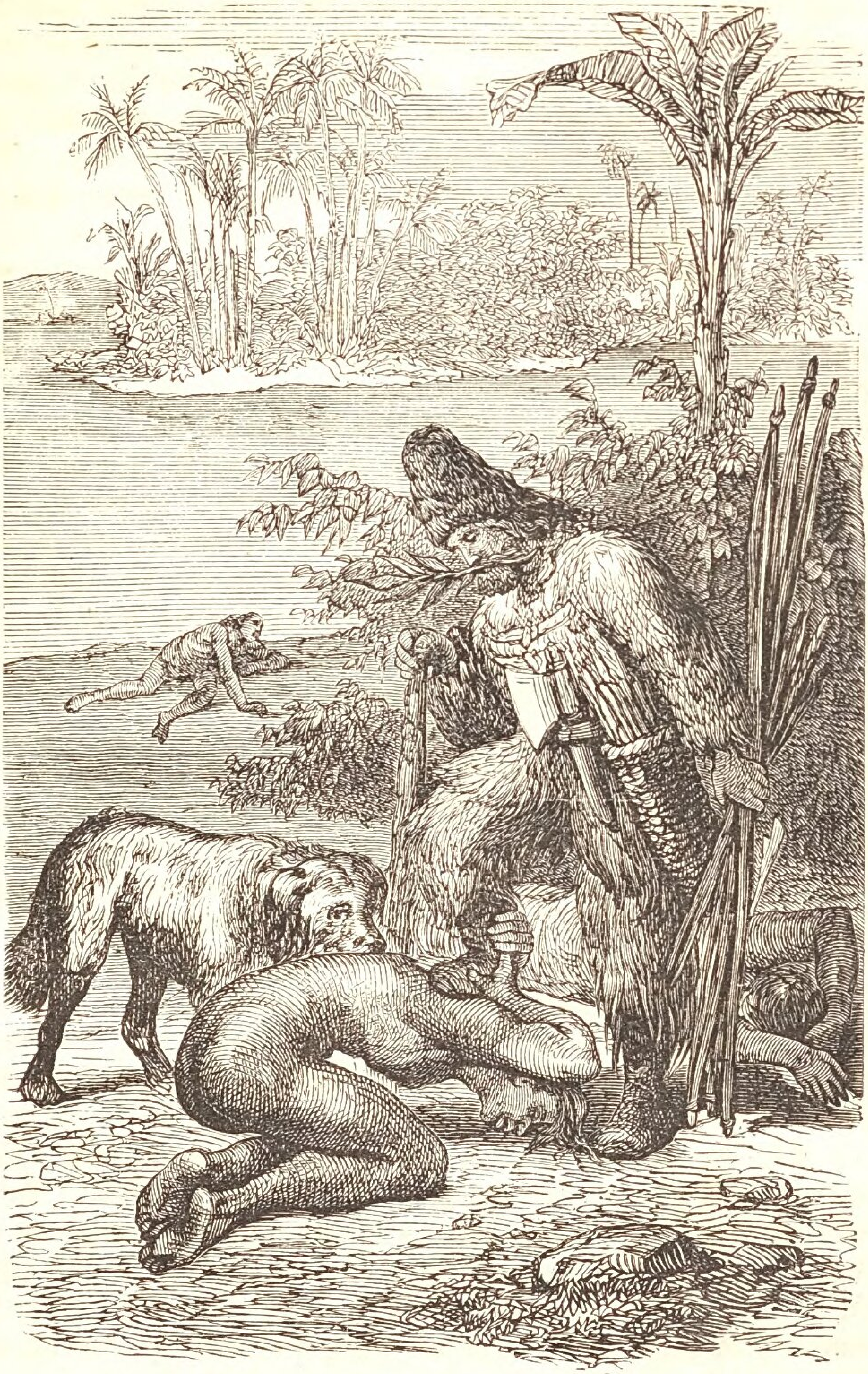
Und kaum hatte er sie erhalten, so eilte er auf den Wilden zu und erschlug ihn. Darauf kehrte er triumphirend zurück, legte die Waffe zu Robinsons Füßen und zeigte dabei stolz auf den Erschlagenen.

Robinson wollte jetzt gehen, aber sein wilder Schützling war diesmal klüger als er; denn er deutete durch Zeichen an, daß erst die Leichname verscharrt werden müßten, damit sie von den anderen Wilden nicht gefunden würden. Robinson freute sich über die Vorsicht seines Wilden, der sich rasch an die Arbeit machte und in kurzer Zeit die beiden Todten vergraben hatte.

Hierauf begab sich Robinson mit seinem Schützlinge auf den Weg nach der Burg; allein unterwegs überlegte er sich, daß es doch nicht gut wäre, den Wilden gleich mit seiner eigentlichen Wohnung bekannt zu machen. Er wollte ihn seine Einrichtung nicht eher sehen lassen, als bis er ihn geprüft und sich überzeugt habe, daß der Wilde treu und ehrlich wäre. Und so führte er ihn vorläufig in die Grotte, worin er einst das Abenteuer mit dem Ziegenbocke gehabt hatte. Diese war bekanntlich groß genug, 2 Menschen zu beherbergen, und von Robinson schon früher für etwaige Nothfälle wohnlich eingerichtet und mit Nahrungsmitteln ausgestattet worden. „Hier,“ dachte er, „werden uns auch die übrigen Wilden nicht finden, wenn sie etwa ihre Kameraden suchen sollten.“

Als sie in der Grotte angekommen waren, gab Robinson seinem Schützlinge ein tüchtiges Butterbrot zu essen. So hastig, wie er dies verschlang, eben so gierig trank er auch das Wasser, das ihm Robinson reichte. Nun machte ihm dieser ein Lager zurecht und gab ihm auch ein Fell zum Zudecken. Der Fremde nahm dies alles mit dankbaren Geberden an, und es dauerte gar nicht lange, so war er in Folge seiner Anstrengungen fest eingeschlafen.

Auch Robinson war müde, aber noch unentschlossen, ob er



Robinson und der befreite Wilde.

sein Nachtlager gleichfalls in der Grotte oder in der Burg aufschlagen sollte. In der Grotte war er allerdings vor den Angriffen der Wilden sicherer, als in der Burg. Allein auch da schien er nicht ohne Gefahr zu sein, weil er das Nachtlager des Fremden theilen mußte und dessen Gesinnung noch gar nicht kannte. Wie, wenn derselbe die ihm erwiesene Gastfreundschaft mißbrauchte und seinen Wirth und Wohlthäter während des Schlafes ermordete? Bei diesem Gedanken schrak Robinson heftig zusammen; er fühlte, daß er dem Fremden unrecht gethan habe, und bat ihn im Geiste um Verzeihung. Hatte ihm sein Vater nicht oft gesagt: „Man soll von seinen Nebenmenschen immer das Beste denken?" Er besaß ja in seinem Hunde einen treuen Wächter und konnte auch für alle Fälle Vorsichtsmaßregeln treffen. Wenn er z. B. den hintern Theil der Grotte, worin der Wilde lag, verrammelte und für sich den vordern Theil benutzte, so war er völlig gesichert.

Gedacht, gethan! Bald hatte er zwischen sich und seinem Gaste aus Baumstämmen eine Scheidewand errichtet, und nun legte er sich gleichfalls zur Ruhe nieder. Bevor er aber die Augen schloß, da wandte er sich noch mit einem Dankgebete zu Gott; denn nur durch dessen Hülfe hatten die heutigen Ereignisse einen so glücklichen Verlauf genommen. Und das Bewußtsein einer guten That gab ihm süßen Schlaf und ließ ihn von einer schönen Zukunft träumen. Der treue Ami aber hielt Wacht über die beiden Schläfer.

Zweites Capitel.

Der fremde Gast.

Als Robinson am andern Morgen sehr frühzeitig erwachte, war sein erster Gedanke, zu sehen, ob die Wilden noch auf der Insel wären. Da sein Gast noch schlief, so entfernte er leise die Scheidewand und ging mit Ami allein nach der Warte. (So nannte er nämlich jetzt den freien Platz neben seinem Tempel, weil er von da aus eine ziemlich weite Uebersicht auf die Insel hatte.) Aber er sah nicht das Mindeste mehr von den Wilden, obgleich er seine Augen anstrengte. Da auch ihre Kähne verschwunden waren, so hatten die Wilden wahrscheinlich die Insel verlassen, ohne lange nach ihren beiden Gefährten zu suchen.

Freilich konnten sie sich auch versteckt haben, und es war daher Vorsicht nöthig.

Als Robinson nach der Grotte zurückkehrte, kam ihm sein Schützling entgegen und gab wiederholt durch alle möglichen Zeichen seine Dankbarkeit zu erkennen. Sobald er an seinen Befreier herangekommen war, warf er sich wieder vor diesem nieder und setzte dessen rechten Fuß sich auf den Nacken. Auch fügte er diesem Zeichen der Unterwürfigkeit noch das Wort Cazike*) hinzu, womit er andeuten wollte, daß Robinson nun sein Häuptling wäre. Dieser hielt es um seiner Sicherheit willen für gerathen, den Wilden wenigstens so lange in der Unterwürfigkeit zu erhalten, bis er ihn vollständig kennen gelernt haben würde. Er ließ ihn also gewähren, hob ihn sodann liebreich auf und gab ihm seine Zufriedenheit zu erkennen.

Nun versuchte er es, mit ihm zu sprechen und ihn allmählich deutsch reden zu lehren. Zunächst sprach er mehrere Male das Wort „Herr" aus und zeigte dabei auf sich selbst; dann gab er dem Fremden zu verstehen, daß er ihn „Freitag" nennen wolle, weil er nach dem hölzernen Kalender an einem Freitage zu ihm gekommen war. Von anderen Wörtern lehrte er ihn vorläufig noch „ja" und „nein" sagen, indem er ihm deren Bedeutung durch Nicken und Schütteln des Kopfes zu erklären suchte.

Dabei hatte er Gelegenheit, sich den Ankömmling, den wir von nun an ebenfalls Freitag nennen wollen, etwas näher zu betrachten. Dieser mochte ohngefähr 25 Jahre alt sein, war schön gewachsen, und seine Glieder verriethen Kraft und Behendigkeit. Das Haar war nicht wollig und kraus, wie bei den Afrikanern, sondern lang und glänzend schwarz; Bart hatte er nicht, wie es wohl bei den meisten Wilden der Fall sein mag, weil sie die Barthaare ausrupfen. Der Sitte einiger wilden Völker gemäß mochte ihm in seiner Kindheit das Vorderhaupt etwas eingedrückt worden sein;**) denn er hatte eine sehr zurückliegende Stirn. Uebrigens war sein Gesicht wohlgebildet und verrieth viel Gutmüthigkeit. Und dies war besonders der Fall, wenn er lachte und seine kleinen Zähne sehen ließ, die so weiß wie Elfenbein waren. Die Hautfarbe Freitags ließ sich schwer erkennen, obgleich derselbe jetzt ganz nackt einherging. Sein

*) So nannten die meisten amerik. Wilden ihre Fürsten oder Häuptlinge. — **) Diese Sitte herrscht besonders bei den Caraiben, weil diese eine platte Stirn für schön halten. — S. Anmerkung Nr. 54.

Körper war nämlich über und über mit einer hellziegelrothen Farbe und vielen schwarzen Strichen und Ringeln bemalt*), und nur an den Händen schien die wirkliche Hautfarbe durchzuschimmern, welche fast wie altes Kupfer aussah. Dort mochte die angemalte Farbe durch die Fesseln weggerieben worden sein, mit denen Freitag gebunden gewesen war. Ebenso war es an den Hüften, um welche Freitag jedenfalls einen Schurz gehabt hatte, bevor er von seinen Feinden gefangen genommen und zum Schlachtplatz geführt wurde.

Da es unserm Robinson gar nicht gefiel, daß sein Diener ganz nackt war, so holte er aus der Burg ein Ziegenfell herbei. Wie erschrak er aber, als ihm bei seiner Rückkehr Freitag schreiend entgegenkam. That er doch gerade, als ob ihm das größte Unglück widerfahren wäre. Nachdem Robinson aber sich vergeblich nach einer etwaigen Gefahr umgesehen hatte, da löste sich das Räthsel; es kam nämlich ein Ziegenbock mit großen Hörnern und zottigem Barte in geringer Entfernung dicht hinter Freitag her und rannte diesen dann plötzlich über den Haufen. Robinson schloß daraus, daß dies wohl schon einmal geschehen und die Ursache des Schreiens gewesen sein möchte. Er lockte daher den Bock an sich, und als dieser nun ganz kirr und meckernd auf seinen Herrn zukam, da war Freitag nicht wenig überrascht. Er sah seinen Befreier wieder mit jenem Blicke an, der sagen wollte: was bist Du nur für ein Wesen, daß Dir alle Thiere sogleich gehorchen?

Hierauf band ihm Robinson das Ziegenfell um die Hüften, und darüber schien Freitag sich sehr zu freuen. Dabei sah er sich aber immer ganz unheimlich um, bald nach dem Hunde, bald nach dem Ziegenbocke. Da es jetzt Zeit war, die Ziegen zu melken, so mußte er seinen Herrn nach dem Ziegengehege begleiten.

Wie groß war aber sein Erstaunen, als Robinson dort vor einer Ziege niederkniete, aus ihrem Euter eine weiße Flüssigkeit herauspreßte und in einen Topf fließen ließ! Nach einer kleinen Weile reichte ihm Robinson diesen Topf und gab ihm zu verstehen, er möge die Flüssigkeit einmal kosten. Aber der unwissende Mensch verstand dies falsch und wollte die Milch weggießen. Zum Glück wurde es sein Herr noch rechtzeitig gewahr; er setzte den Topf an den Mund, trank und machte dabei die Geberde des Wohlschmeckens. Jetzt erst merkte Freitag die Sache; er trank ebenfalls, und es mußte ihm sehr gut schmecken, denn er hätte

*) S. Anmerkung Nr. 55.

wohl den ganzen Topf ausgetrunken, wenn er nicht durch Robinson daran behindert worden wäre.

Nachdem Robinson sämmtliche Ziegen gemolken und die Milch in die Grotte getragen hatte, da frühstückte er zum ersten Male mit Freitag. Das war aber eine große Freude für diesen, als ihm sein Herr eine tüchtige Brotschnitte und ein großes Stück Pökelfleisch dazu gab! Ehe ein paar Minuten vergingen, hatte er das Fleisch ohne das Brot gegessen. Da ihm Robinson jedoch weiter nichts gab und ruhig bald ein Stück Brot, bald ein Stück Fleisch aß, so verzehrte er nun auch sein Brot.

Aber so gut es unserm Robinson heute in Gesellschaft seines Dieners schmeckte, so hob er doch bald die Tafel auf, um ein höchst wichtiges Geschäft zu besorgen. Er wollte sich nämlich Gewißheit verschaffen, ob die Wilden wirklich die Insel verlassen hätten oder nicht. Zu diesem Zwecke theilte er die gestern erbeuteten Bogen und Pfeile mit Freitag und gab diesem zu verstehen, daß sie nun vielleicht mit den Feinden kämpfen müßten. Und Freitag verstand ganz gut, was sein Herr wollte; er war sofort kampfbereit und schien durch allerhand Geberden ausdrücken zu wollen, daß er seinen Befreier bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen würde. So wanderten denn beide dem Orte zu, wo die Wilden ihre schreckliche Mahlzeit abgehalten hatten. Auf diesem Wege kamen sie an den Gräbern vorbei, in welche die beiden Wilden verscharrt worden waren. Freitag erkannte die Stelle sofort und wollte die Todten wieder ausgraben, um ihr Fleisch zu verzehren. Aber Robinson machte darüber ein sehr zorniges Gesicht und eine so drohende Bewegung, daß Freitag augenblicklich von seinem Vorhaben abließ. Der arme Sohn der Wildniß mochte freilich nicht begreifen, warum ihm Robinson ein nach seiner Meinung so unschuldiges Vergnügen versagte.

Jetzt waren sie bei dem Lagerplatze der Wilden angelangt, ohne auf irgend etwas Verdächtiges gestoßen zu sein. Welch' ein Anblick bot sich hier dar! Der Boden war rings umher mit Gebeinen bedeckt und mit Menschenblut gefärbt, und hier und da sah man noch halbverzehrte und abgerissene Stücke Fleisch. Freitag suchte seinem Herrn durch Legen von Steinchen und durch andere Zeichen deutlich zu machen, daß die Feinde 4 Gefangene hierher geschleppt und 3 davon gegessen hätten, so daß er allein am Leben geblieben wäre.

Robinson befahl ihm hierauf, die gräßlichen Ueberreste menschlicher Wesen zusammenzutragen und zu verscharren. Da hätte

er es nun ganz bequem gehabt, ein Stück Menschenfleisch zu essen; aber er verrieth nicht die geringste Lust dazu, sondern führte den Befehl sofort aus. „Dies wird wohl nicht bloß aus Gehorsam gegen mich geschehen," dachte Robinson, „sondern weil das Fleisch von seinen Landsleuten herrührt."

Inzwischen war der Mittag herangerückt, und es mußte also für eine Mahlzeit gesorgt werden. Robinson dachte diese Gelegenheit gleich zu benutzen, um seinen Diener von dem Appetite nach Menschenfleisch zu heilen; er zweifelte nämlich nicht, daß ihm ein Stück Schildkrötenfleisch noch besser munden würde. Er ging daher mit Freitag an den Strand, wendete dort eine Schildkröte um und tödtete sie. Nach der Rückkehr zur Grotte schnitt er in Gegenwart Freitags das Fleisch in Stücke, legte 2 davon in einen Topf, that Salz hinzu und goß Wasser darauf. Einen andern Topf aber füllte er mit Wasser und that geschälte und zerschnittene Bataten hinein. Dann machte er ein tüchtiges Feuer, um das Fleisch und die Bataten zu kochen.

Wie groß war aber das Staunen Freitags, als das Wasser endlich anfing, zu kochen und zu wallen! Er schien zu glauben, daß das Schildkrötenfleisch in dem Topfe wieder lebendig geworden wäre und die Bewegung des Wassers verursachte; denn plötzlich holte er die Keule herbei und würde damit unfehlbar den Topf zerschlagen haben, wenn ihm Robinson nicht den Arm aufgehalten hätte. Um ihn von seinem Irrthume zu befreien, nahm Robinson den Topf einen Augenblick vom Feuer weg, und sofort stand das Wasser still; er setzte ihn wieder zum Feuer, und wenige Minuten darauf fingen die Wallungen wieder an. Allein Freitag schien die Sache nicht zu begreifen; im Gegentheil mochte er seinen Herrn wieder für ein übernatürliches Wesen halten, denn er sah ihn abermals mit der früheren ehrerbietigen Scheu an.

Jetzt war das Fleisch gar, und auch die Bataten schienen weich genug gekocht. Robinson that daher das Fleisch auf einen Teller und schüttete in die Brühe die Bataten, nachdem er das Wasser von diesen abgegossen hatte. Darauf setzte er den Topf noch einige Minuten an das Feuer, und nun war die Mahlzeit fertig. — Robinson schnitt das Fleisch klein, theilte es gleich den Bataten in 2 Portionen und gab seinem Diener einen der selbst gefertigten Holz-Löffel. Aber Freitag wollte gleich mit den Fingern zulangen, und Robinson mußte ihm daher erst den Gebrauch des Löffels zeigen. Die Bataten schienen ihm vortrefflich zu behagen; von dem Fleische wollte er aber durchaus nichts genießen, denn

er schüttelte entsetzt mit dem Kopfe und zeigte auf seine Augen, als er zum Essen aufgefordert wurde. Robinson gab sich alle Mühe, die Bedeutung dieser Geberden zu erfahren; doch erst nach mehrmaliger Wiederholung derselben kam er zu der Meinung, daß Freitag fürchtete, durch den Genuß von Schildkrötenfleisch ebenso kleine Augen zu bekommen, wie die Schildkröten haben.*) Er suchte ihm also klar zu machen, daß er schon oft solches Fleisch gegessen und dennoch keine kleinen Augen bekommen hätte. Da ließ sich Freitag endlich bewegen, gleichfalls ein Stück Fleisch zu essen, und das schien ihm auch vortrefflich zu schmecken. Nur der Gebrauch von Salz wollte ihm nicht in den Kopf; ja er gab endlich sogar seinen Abscheu vor diesem Gewürz zu erkennen, indem er ein wenig Salz in den Mund nahm, dabei eine sehr saure Miene machte und es wieder wegspuckte. Robinson nahm nun zwar ein Stück Fleisch in den Mund, ohne es zu salzen, und machte dabei dieselben Geberden wie Freitag; aber dieser war jetzt nicht von seiner Meinung abzubringen. — Den Nachmittag benutzte Robinson, um Mais auszukörnen. Natürlich that er dies, wie von nun an alles, in Gesellschaft seines Hausgenossen, um diesen darin zu unterrichten.

Drittes Capitel.

Freitags Bekleidung.

So vergingen unserm Robinson in Freitags Gesellschaft mehrere Tage, er wußte nicht wie. Freilich verstand Freitag bis jetzt nur wenig von dem, was sein Herr sagte und vornahm, und noch weniger vermochte er sich auszudrücken; doch schon der Umgang mit einem menschlichen Wesen war diesem eine der größten Wohlthaten. Dies Glück wurde aber noch sehr erhöht durch die besondere Anhänglichkeit und Ergebenheit, die Freitag bei jedem Anlasse seinem Herrn bezeigte. Robinson beschloß deshalb, Freitag nun in seine Burg einzuführen.

So schritten sie denn eines Morgens gemeinschaftlich dem Weidengebüsche zu, hinter welchem bekanntlich Robinsons Burg lag. So lange sie noch nicht an die Baumwand mit dem Erdwalle gekommen waren, ahnte Freitag natürlich nicht, welche Ueberraschung ihm zu Theil werden sollte. Als nun aber Robinson die Leiter aus dem Versteck hervorgeholt hatte und den

*) S. Anmerkung Nr. 56.

Wall erstieg, da war Freitag ganz verbüfft; er sah gerade darein, wie ein Kind, das zum ersten Male in eine große Stadt kommt, weil er wahrscheinlich noch nie eine Leiter gesehen hatte. Aber sein Staunen sollte noch größer werden.

Der Wall war überstiegen und bald darauf auch die Opuntienhecke. Jetzt befanden sie sich in dem Burghofe; Freitag sah die Wasserleitung; er sah den Schornstein, den Kochherd und den Ziegenstall; seine Blicke hafteten auf der Hütte mit dem Vorhange; er stierte endlich bald den Käfig des Papageis, bald Tisch und Stuhl, bald das sogenannte Bett und die Lampe an. Alles das waren ihm neue Erscheinungen; er konnte sich weder ihren Zweck noch die Art ihrer Entstehung denken. Immer fing er wieder von vorn an, die närrischen Sachen staunend zu betrachten; kurz, er brauchte lange Zeit, ehe er sich einigermaßen erholte.

Doch da bot sich schon wieder etwas Neues, denn mit einem Male fing der Papagei an zu rufen: „Robinson, wo bist Du? Robinson, wo bist Du gewesen?" Der arme Sohn der Wildniß wäre beinahe vor Schreck zur Erde gefallen, als er dies hörte. Er mochte wohl in seinem Leben manchen Papagei gesehen haben, aber sprechende Vögel waren ihm noch nicht vorgekommen. Daher betrachtete er bald den Vogel, bald seinen Herrn mit einer Art heiliger Scheu.

Sobald Freitag sich einigermaßen an den Anblick des ihm Fremdartigen gewöhnt hatte, begann sich seine Neugier zu regen. Er betrachtete die Gegenstände näher, ja er befühlte sie zum Theil. Am meisten beschäftigte er sich mit dem Vorhange vor der Hütte, und endlich sah er seinen Herrn mehrmals an, als wenn er ihn fragen wollte, wozu denn der Vorhang da wäre? Als ihm aber Robinson zu verstehen gab, daß dadurch die Mosquitos abgehalten werden sollten, da schüttelte er ungläubig mit dem Kopfe; er zeigte auf die angemalte rothe Farbe seines Körpers und machte eine Geberde, als wenn vor dieser Farbe alle Mosquitos gleich Reißaus nähmen. Doch Robinson drückte seinen Abscheu vor solchem Beschmieren der Haut aus und gab zu verstehen, daß Freitag eben solche Kleider bekommen sollte, wie er hatte.

Jetzt mußte Robinson aber vor allen Dingen überlegen, wo und wie er seinem Diener ein anderes Nachtlager schaffen könnte. Der gemeinschaftliche Aufenthalt in der Grotte behagte ihm nämlich nicht mehr, da er täglich nach der Burg gehen mußte,

um die Hausziegen zu bestellen. Er wollte nun mit seinem Freitag in der Burg schlafen, und doch durfte er seiner Meinung nach nicht alle Vorsicht außer Augen lassen, so lange er nicht vollkommen von dessen Ehrlichkeit und Treue überzeugt war. Das Geeignetste schien ihm zu sein, wenn er vorläufig neben dem Ziegenstalle unter dem Felsvorsprunge für Freitag eine einfache Hütte erbaute, und dies führte er denn auch aus.

Als diese Arbeit am andern Tage mit einiger Beihülfe Freitags beendigt war, da schritt Robinson zur Anfertigung von Kleidern für jenen. Er hatte sich im Laufe der Zeit so sehr in der Schneiderei vervollkommnet, daß es jetzt gar nicht lange dauerte, bis eine Jacke und ein paar Beinkleider hergestellt waren. Freitag sollte sich aber erst dann damit bekleiden, wenn er von der rothen Farbe gereinigt sein würde. Zu diesem Zwecke nahm ihn sein Herr nach einigen Tagen mit zu der Bucht, welche Freitag durchschwommen hatte und worin ersterer häufig badete.

War aber Freitag neulich durch Robinson in Staunen versetzt worden, so war es jetzt an letzterem, zu erstaunen; denn er hatte noch nie gesehen, daß jemand sich mit solcher Sicherheit und Gewandtheit im Wasser bewegte, wie sein Freitag. Gleich einem Fische tauchte derselbe an den tiefsten Stellen unter, schwamm mit Leichtigkeit unter dem Wasser fort und kam erst eine große Strecke davon wieder zum Vorschein.

Als er nun aber das Wasser verließ, da war die rothe Farbe von seinem Körper verschwunden, und mit großer Betrübniß sah er sich nach neuer Farbe um, mit der er seine Haut schmücken könnte. In dieser Betrachtung wurde er durch Robinson unterbrochen, indem ihn dieser aufforderte, die neu angefertigten Kleider anzuziehen. Willig unterzog sich Freitag diesem Geschäfte, aber er stellte sich dabei so ungeschickt an, daß Robinson oft laut auflachen mußte. Zuerst das blaue Hemd des Matrosen! Da wollte Freitag mit den Füßen in die Aermel fahren, gerade so, wie man Beinkleider anzieht. Aber noch viel drolliger sah das Anziehen der Beinkleider aus; denn Freitag kehrte den Bund nach unten und wollte durchaus mit den Füßen zuerst in die unteren Oeffnungen fahren. Die Jacke endlich hatte er zum Ergötzen Robinsons so angezogen, daß sie ihm auf dem Rücken hätte zusammengebunden werden müssen, wenn sie fest anliegen sollte. Unter Robinsons Beistand wurde er nach vieler Mühe endlich damit fertig, und er freute sich nicht wenig, nun beinahe ebenso auszusehen, wie sein Herr. Freilich benahm er sich in der ersten

Zeit sehr linkisch in den Kleidern, und seine sonstige Beweglichkeit schien mit einem Male verschwunden. Bald gab er zu erkennen, daß ihm die ungewohnte Tracht nicht behagte und daß ihn die Kleider drückten.

Obgleich nun Robinson diese bequemer machte, so stellte sich doch schon nach einigen Tagen heraus, daß Freitag noch immer nicht damit zufrieden war. Robinson hatte während dieser Zeit mehrere Male beobachtet, daß sein Diener von einem Strauche Früchte abpflückte, welche so stachlig waren, wie unsere Kastanien. Er hatte geglaubt, daß Freitag diese genösse; aber dem war nicht so. Jener Strauch war nämlich ein Roucoustrauch*), dessen Früchte die rothe Farbe liefern, womit Freitags Haut früher gefärbt gewesen war. Freitag hatte die eingesammelten Früchte heimlich geöffnet und das rothe Fleisch ausgeschält, welches sich in den Fruchtschalen um den Samen herum befand. Dann war dasselbe von ihm zu einer feinen Masse gerieben, auf ein Baumblatt gebracht und im Schatten getrocknet worden. Später hatte er Kugeln daraus gemacht und diese in Pisangblätter eingewickelt. Eines Tages nun, als er in Gesellschaft seines Herrn gebadet hatte, zog er seine Kleider nicht wieder an; er beschmierte sich vielmehr hinter einem Busche den ganzen Körper mit Roucou und kam dann, roth wie ein gekochter Krebs, jubelnd auf Robinson zugelaufen. Allein dieser stimmte durchaus nicht in den Jubel ein. Er wollte seinen Hausgenossen zu einem gesitteten Menschen erziehen, und ein solcher durfte sich weder den Körper verunstalten, noch nackt einhergehen. Ruhig ließ er Freitag auf sich zukommen; dann aber sah er ihn sehr unwillig an und fragte, wo die Kleider wären. Und als nun Freitag nach einem Busche zeigte, befahl er ihm streng, sie zu holen und wieder anzuziehen.

Freitag kannte diesen Ton und die Geberden seines Herrn schon genug, um sofort zu gehorchen, obgleich er gewiß die gute Absicht desselben noch nicht ahnte. Kurz, nach einer Weile kam er angekleidet zurück und warf sich Robinson reuig zu Füßen. Dieser hatte aber seinen Gefährten in der kurzen Zeit ihres Beisammenseins schon so lieb gewonnen, daß es ihm wehe that, wenn er strenge gegen denselben sein mußte; er hob ihn also versöhnt auf, und damit war die Sache abgethan. — Von jetzt an führte Freitag keine Klage mehr über seine Kleider; er gewöhnte

---

*) S. Anmerkung Nr. 55.

sich daran und hatte bald die frühere Behendigkeit wieder erlangt. —

Viertes Capitel.

Der Europäer und der Wilde.

Robinson ließ es sich sehr angelegen sein, seinen Diener in allem zu unterrichten, was ihn geschickter und nützlicher machen konnte. Besonders gab er sich viel Mühe, ihn deutsch sprechen zu lehren. Zu diesem Zwecke nannte er bei jedem, was ihnen vorkam, die deutsche Bezeichnung und ließ dieselbe von Freitag nachsprechen. Dieser erwies sich dabei als ein vortrefflicher Schüler; er war sehr eifrig und freute sich jedesmal herzlich, wenn er wieder etwas Neues gelernt oder seinen Herrn richtig verstanden hatte. Und für Robinson war es ja schon ein hoher Genuß, daß er seine Pläne wenigstens nothdürftig einem Andern mittheilen und begreiflich machen konnte. Hatte er doch so viele Jahre lang die Wohlthat menschlicher Gesellschaft ganz entbehren müssen!

Auch mit der Lebensweise seines Herrn machte sich Freitag immer vertrauter. Ja eines Tages gab er zu dessen Freude ganz freiwillig zu erkennen, daß er nun nie wieder Menschenfleisch essen wollte, weil ihm die neue Kost viel besser schmeckte. Er gab dies aber auch durch den starken Appetit kund, mit dem er den Mahlzeiten zusprach, so daß ihm Robinson gar oft das Sprüchwort: „Allzuviel ist ungesund“ begreiflich machen mußte. Unter solchen Umständen war es denn natürlich, daß die Vorräthe von gepökeltem und geräuchertem Fleische bald auf die Neige gingen.

Robinson wollte daher in Begleitung Freitags einen größeren Jagdzug machen und traf Anstalten, sie beide mit einer Anzahl von Pfeilen zu versehen. Aber Freitag war mit diesen Pfeilen gar nicht zufrieden; er deutete an, daß sie nicht spitzig genug wären, und daß er bald viel bessere machen wollte. Damit eilte er fort, und nach kurzer Zeit brachte er ein Bündel des Rohrs herbei, aus dem auch die Pfeile der getödteten Wilden gefertigt waren. Hieraus schnitt er Stäbe von ungefähr $2^1/_2$ Fuß Länge. Dann machte er in das untere Ende eines jeden eine Spalte und klemmte in diese einige Federn, damit die Pfeile leichter fliegen sollten. Gleichzeitig mit dem Rohrbündel

hatte er aber noch eine Anzahl Stäbe von dem harten Holze des Avogatobaumes*) sowie ein Häufchen weißlicher Wolle herbeigebracht, die er in der Nähe einer Baumwollstaude**) gefunden hatte. Aus der Baumwolle drehte er eine Anzahl feiner Fäden; aus den Stäben aber schnitzte er mit vieler Geschicklichkeit eine Menge Spitzen von etwa $1/3$ Fuß Länge, wovon einige sogar mit kleinen Widerhaken versehen waren; und diese Spitzen band er dann mit den Fäden oben an die Pfeile.

Obgleich Freitag zu diesen Arbeiten nicht viel Zeit gebraucht hatte, so sollte Robinson doch gleich sehen, daß die gefertigten Pfeile durchaus nichts zu wünschen übrig ließen. Eben als der letzte mit einer Spitze versehen worden war, zeigte sich auf dem Gipfel eines hohen Baumes ein Vogel. Rasch nahm Freitag einen der erbeuteten Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß ab. Und siehe da, im Nu stürzte, in die Brust getroffen, ein großer Papagei herab.

Robinson war ebenso erstaunt als erfreut über die Geschicklichkeit seines Gehülfen. Doch dieses Staunen wurde noch größer, als sie sich am andern Tage auf der Jagd befanden. Kein Wild, das Freitag einmal gesehen hatte, entschlüpfte ihm; erlegte er es nicht sofort, so gewann er ihm schnell den Weg ab, bis er zum Schusse kam. So hatte sich ein Aguti, das unsern Jägern über den Weg gelaufen war, schnell im Gebüsch verloren, und Ami konnte es trotz alles Suchens nicht finden. Da besah Freitag aufmerksam den Boden und hatte augenblicklich die Fährte des Wildes entdeckt, welcher er nun rasch nachging.

Allein hierbei mochte er sich sehr weit von seinem Herrn entfernt haben, denn es verging eine Zeit nach der andern, ohne daß er zu ihm zurückgekommen wäre. Da wurde es Robinson allmählich um seinen Freitag bange, und er fing daher an, diesen zu rufen. So sehr er aber auch schrie, Freitag ließ sich weder sehen noch hören, und Robinson gerieth deshalb in die größte Besorgniß. Da auf einmal kam jener lustig und guter Dinge daher gelaufen, beladen mit 2 Agutis, einem Papagei und 2 Hockohühnern, die er unterdessen erlegt hatte. Und als ihm Robinson über seine Entfernung Vorwürfe machte, sagte er lachend: „Ich Dich rieche ein Pfeil"; womit er wahrscheinlich sagen wollte, daß er seinen Herrn einen Pfeilschuß weit durch den Geruch erkenne.

Inzwischen war es Mittag geworden, und Robinson forderte

*) S. Anmerkung Nr. 57. **) S. Anmerkung Nr. 58.

daher seinen Gefährten auf, sich mit ihm in den Schatten einer Pisangstaude zu lagern, um eine Mahlzeit zu halten. Allein Freitag schien sich's heute vorgenommen zu haben, seinen Herrn so viel als möglich zu überraschen; denn schnell hatte er trockenes Seegras und ein paar Hölzer herbeigeholt und fing an, die letzteren auf einander zu reiben. Robinson ahnte wohl, daß er Feuer machen wollte; aber er dachte an seine eignen vergeblichen Versuche und bezweifelte, daß Freitag damit zu Stande käme. Doch siehe da, auf einmal fing das Seegras an zu rauchen, und nach einigem Hin- und Herschleudern brannte es sogar lichterloh! Das ganze Geheimniß bestand darin, daß Freitag ein hartes und ein weiches Stück Holz genommen und das eine wie einen Quirl mit großer Schnelligkeit auf dem andern gedreht hatte. Als er nun aber gleich ein ganzes Hockohuhn sammt den Federn in das Feuer warf, da wußte Robinson sich gar nicht zu erklären, was damit werden sollte; denn der Vogel sah nach dem Absengen seiner Federn bald mehr einem verkohlten Holzstücke ähnlich, als genießbarem Fleische. Freitag ließ ihn jedoch nicht lange im Zweifel; mit großer Geschicklichkeit löste er die verbrannte Kruste ab und setzte seinem Herrn einen so schmackhaften Braten vor, wie ihn dieser kaum jemals gegessen hatte.

Eine weitere Ueberraschung ward unserm Robinson nach Tische zu Theil. Schwer mit Jagdbeute beladen, schritt er mit seinem Gefährten eben dem Bache entlang der Burg zu, als Freitag plötzlich seine Bürde zu Boden warf und rasch nach einander mehrere kleine Pfeile in das Wasser schoß. Ja auf einmal sprang er sogar in den Bach! Und warum? Nun, weil er die Fische herbeiholte, welche von den Pfeilen getroffen worden waren und jetzt auf der Oberfläche umherschwammen. Diese merkwürdige Art von Fischerei wiederholte er im Weitergehen noch mehrmals, bis er so viel Fische geschossen hatte, daß Robinson einen Theil davon in seinen ohnedies schon schweren Korb thun mußte.

Noch hatte sich dieser nicht von seinem Staunen über das Gesehene erholt, als Freitag schon wieder etwas Neues vorbereitete. Er war offenbar recht glücklich darüber, seinem Herrn einmal alle seine Fertigkeiten zeigen zu können; kurz er warf jetzt ein Stück Fleisch in den Bach, das er wahrscheinlich schon vorher dazu bestimmt und vorgerichtet hatte. Allein diesmal ward der Zweck seines Thuns nicht so schnell ersichtlich; still lächelnd nahm Freitag vielmehr seine Bürde sofort wieder auf

und schritt in Gesellschaft seines Gefährten vollends der Burg zu. Erst am Abend sollte sich letzterem das Räthsel lösen, als ihn Freitig pfiffigen Gesichtes nach jener Stelle des Baches geführt und dort ein Bündel dürren Gestrüppes angezündet hatte, das ihm als Fackel diente. Siehe, da waren um das Fleischstück wohl 15 große Krebse versammelt, die sich sämmtlich leicht fangen ließen, weil sie durch die Fackel geblendet wurden!

So zeigte sich Freitag als tüchtiger Jägers- und Fischersmann und brachte seinem Herrn von den Wilden ganz andere Begriffe bei, als dieser bis jetzt gehabt hatte. Waren die Landsleute Freitags alle so gewandt und geschickt, wie dieser, so verdienten sie hohe Bewunderung, während Robinson sie bisher für ganz unbrauchbare Menschen gehalten. Und in der That möchte es wohl sehr wenig Europäer geben, deren Gehör-, Geruchs- und Gesichtssinne so ausgezeichnet wären, wie diejenigen Freitags. Bei dem kleinsten Geräusche wußte er, ob es von einem Thiere herrührte, und wie weit er nach diesem gehen müßte; ja in den meisten Fällen roch er auch gleich, was für ein Thier es war. Der heutige Tag hatte also gezeigt, daß der Europäer in manchen Dingen hinter dem Wilden zurückstand.

Fünftes Capitel.

Die Tage der Regenzeit.

Die gestern erbeuteten Thiere lieferten unsern Freunden so viel Fleisch, daß sie wohl mehrere Wochen gebraucht hätten, um es zu verzehren. Allein wir wissen ja, daß dasselbe durch die große Hitze schon in ein paar Tagen ungenießbar geworden sein würde; wir dürfen uns also nicht wundern, daß Robinson gleich am frühen Morgen das ganze Fleisch einpökelte und nur die Krebse zu den nächsten Mahlzeiten übrig ließ. Es war dies aber auch deshalb nothwendig, weil er als guter Wirth für die herannahende Regenzeit Fleischvorräthe aufsparen mußte, wenn er nicht allzuviel Ziegen aus seiner Herde schlachten wollte. Freitag sah freilich ganz verdutzt darein, daß das Fleisch mit vielem Salz bestreut, in große Töpfe gelegt, sorgfältig zugedeckt und dann mit schweren Steinen belastet wurde; er hatte ja auch dies noch nicht gesehen und war daher nicht wenig erstaunt, als ihm Robinson auf seine Frage den Grund mittheilte.

Dergleichen Fragen machten Robinson stets viel Vergnügen,

waren sie doch Beweise von der Lernbegierde und von den sprachlichen Fortschritten seines Schülers! Und welcher Lehrer würde sich nicht über solche freuen? Robinson aber, der so viele Jahre lang die Wohlthat geselliger Unterhaltung entbehren mußte, fühlte sich doppelt glücklich darüber; denn näher und näher sah er schon die Zeit kommen, daß sein Freitag im Stande sein würde, ihn völlig zu verstehen und sich mit ihm zu unterhalten.

Doch wie fast kein Glück ganz ungestört genossen wird, so gab es auch für Robinson etwas, das ihm nur zu oft recht trübe Stunden machte. Immer und immer wieder tauchte die Furcht in ihm auf, daß die Wilden wiederkommen könnten, um den Tod ihrer beiden Gefährten zu rächen. Er war jetzt allerdings nicht mehr allein, sondern hatte einen treuergebenen Diener und befand sich auch im Besitze besserer Waffen, als früher; ja er durfte gewiß sein, daß er in seiner Burg ziemlich gut verborgen und vor plötzlichen Angriffen geschützt war. Wie aber, wenn die Feinde zu Hunderten kämen, seinen Aufenthaltsort entdeckten und ihn und Freitag wohl gar mit Feuer daraus vertrieben? Da konnte nur Gott helfen, bei dem ja kein Ding unmöglich ist! —

Und in dem Vertrauen auf Gottes Beistand lag sein einziger Trost! Freilich durfte er die Hände nicht in den Schoß legen; er mußte thun, was ihm möglich war, um sich zu schützen. Und da hatte er denn schon hin und wieder an die Erbauung eines steinernen Hauses gedacht, durch welches er sich und seinen Gefährten besser gegen jene Gefahr zu schützen hoffte. Da er in Freitag jetzt einen Gehülfen besaß, so schien die Ausführung eines solchen Planes nicht zu schwer zu sein. Auch blieb vielleicht Zeit genug dazu, denn nach der Meinung Freitags konnten die Feinde nicht unter 4 Monaten wieder auf die Insel kommen, weil die stürmische Regenzeit bevorstand.

Was unsern Robinson aber ganz besonders mit zu dem Baue anspornte, das war das Bedürfniß nach einem neuen Magazine, in welchem er größere Vorräthe von Lebensmitteln aufbewahren konnte. Er schritt also schleunigst zu den Vorbereitungen. Zunächst mußte eine sehr große Menge von Backsteinen hergestellt werden, und dies nahm so geraume Zeit in Anspruch, daß die Regenzeit darüber eintrat.

Durch die heftigen Regengüsse wurden unsere Freunde oft an der Fortsetzung ihrer Arbeit behindert, und sie mußten daher den größten Theil des Tages in der Hütte verbringen. Dort be-

schäftigten sie sich mit dem Auskörnen von Mais, mit der Anfertigung von Pfeilen und Geräthen, und dabei unterwiesen sie einander in der Herstellung von Dingen, die entweder der Eine oder der Andere noch nicht kannte. Indem sie aber so sich gegenseitig ergänzten und unterstützten, ward ihnen manches möglich, wozu die Kräfte des Einzelnen nicht hingereicht hätten.

Bei alledem wurde natürlich der Sprachunterricht eifrig fortgesetzt, und so war Freitag schon nach fünfmonatlichem Zusammensein mit Robinson fähig, sich in der deutschen Sprache verständlich zu machen. — Eines Tages nun fragte ihn Robinson nach seinem Volke, und es entspann sich ungefähr folgendes Gespräch:

Robinson. Wie heißt Dein Volk?

Freitag. Caribs*).

Rob. Womit beschäftigt Ihr Euch?

Fr. Wir gehen auf die Jagd und zuweilen in den Krieg.

Rob. Habt Ihr denn auch manchmal Schlachten gewonnen?

Fr. Mein Volk gewinnt immer.

Rob. Das glaub' ich nicht, denn sonst wärst Du nicht gefangen worden.

Fr. An der Stelle, wo ich war, gab es viel, viel Feinde. Sie nahmen 1, 2, 3 und mich gefangen. Aber mein Stamm hat eine große Menge Feinde gefangen.

Rob. Warum hat Euch denn Dein Volk nicht befreit, wenn es Sieger war?

Fr. Wir wurden rasch in Canots**) fortgeschafft, und mein Stamm hatte damals keine Canots.

Rob. Was macht denn Dein Stamm mit den vielen Gefangenen?

Fr. Sie werden auf eine andere Insel geschafft und dann gegessen.

Rob. Habt Ihr auch manchmal auf dieser Insel Gefangene geschlachtet?

Fr. Ja, Herr, dort! (Nach der Nordwestseite zeigend.)

Rob. Aber verirrte sich nicht zuweilen ein Canot, wenn Ihr auf dem Meere waret?

Fr. O nein, Herr! Man muß nur auf den Wind sehen.

---

*) Fr. gehörte also dem Volke an, das ehemals mehrere der Caraibischen Inseln bewohnte und unter dem Namen Caraiben als ein sehr rohes bekannt war. — **) Canots (sprich: Canoh) heißen die Kähne der Wilden; sie sind stets nur aus einem Baumstamme bereitet.

Rob. Können denn Deine Landsleute alle so gut schießen, wie Du?

Fr. Ja, wir müssen das Schießen schon als Kinder lernen.

Rob. Wie so?

Fr. Wenn ein Knabe etwas essen will, muß er erst danach schießen. Das Essen wird an ein dünnes Aestchen gebunden, so daß er nicht dazu kann. So lange er dieses Aestchen nicht herunter geschossen hat, muß er hungern. Wenn er aber größer geworden ist, wird das Essen immer höher gehangen.

Robinson hörte diesen und anderen Erzählungen Freitags mit großem Interesse zu. Als er ihn nun aber nach seinen Eltern fragte, da brach der arme Mensch so sehr in Schluchzen aus, daß er lange Zeit kein Wort hervorbringen konnte. Und Robinson, der ja selbst die Trennung von den Eltern so schmerzlich empfand, wußte die Gefühle des guten Freitag zu ehren und bestürmte ihn nicht weiter mit Fragen; ja diese Gefühle machten ihm seinen Diener immer werther, denn er hatte die Wilden nicht solcher kindlichen Liebe fähig gehalten.

Nach und nach erfuhr er jedoch, daß Freitag hauptsächlich seinen Vater betrauerte, weil er glaubte, derselbe sei von den Feinden getödtet worden. Um seine Mutter schien er sich nicht so sehr zu härmen, denn er erwähnte ihrer fast gar nicht; nur erst nach und nach erfuhr Robinson den Grund dieser auffallenden Erscheinung. Die caraibischen Männer hatten nämlich mehrere Frauen, und diese mußten sich meist in einem besonderen Gemache der Hütte aufhalten; ja sie wurden sogar wie Sklavinnen behandelt und redeten überdies eine andere Sprache, als die Männer. —

Unter solchen Beschäftigungen und Gesprächen flossen unsern Freunden die regnerischen Tage sehr schnell dahin! Welch glückliche Veränderung der Lage Robinsons war doch seit der Ankunft Freitags eingetreten! Sonst war ihm die Regenzeit oft zu einer Quelle des Trübsinns geworden; sie war so langsam und einförmig verstrichen, daß ihm die Wochen so lang wie Monate schienen. Jetzt war der Frühling herangekommen, ehe er sich dessen versah!

Sechstes Capitel.

Robinson als Lehrer.

Bevor die Backsteinarbeit wieder in Angriff genommen werden konnte, war erst das Feld zu bestellen. Da aber der Verbrauch von Brot seit der Ankunft Freitags sich verdoppelt hatte, so mußte auch doppelt so viel Mais angebaut werden, als früher. So gab es denn viel zu thun, und Robinson würde es daher gern gesehen haben, wenn ihm Freitag fleißig geholfen hätte. Aber dieser hatte ja noch nie etwas vom Graben und Säen gehört und hielt dies auch nicht für nöthig. „Wir nicht brauchen zu hungern, weil viel, viel Früchte auf der Insel.“ So sagte er. Ja er blieb selbst dann noch bei dieser Ansicht, als ihn Robinson daran erinnerte, daß es in der Regenzeit sehr wenig Früchte gab. Und seinen Worten entsprach auch sein Verhalten. Er war zwar willig und gehorsam, aber was ihm Robinson nicht besonders auftrug, das that er nicht; denn die Sorge für die Zukunft war ihm unbekannt. Mochten Nahrungsmittel im Hause sein oder nicht, das war ihm gleichgültig; er dachte nicht eher daran, als bis er Hunger hatte. Nur wenn es auf die Jagd ging, da wurde er lebendig. Sonst aber konnte er Stunden lang faulenzen, während Robinson thätig war.

Das gefiel nun diesem gar nicht an seinem Diener, aber er ließ ihn anfangs ruhig gewähren. Allerdings war ihm einmal die Versuchung nahe getreten, sich's bequem zu machen und jenen zur alleinigen Besorgung der Arbeit anzuhalten. Doch er hatte ihr kräftig widerstanden und sich vorgenommen, sein thätiges Leben fortzuführen; denn er fühlte sich wohl dabei. Er that also unverdrossen seine Arbeit nach wie vor, indem er hoffte, daß Freitag bald seinem Beispiele folgen und dann Gefallen am Arbeiten finden werde. Und er hatte sich nicht getäuscht!

Als Freitag sah, daß sein Herr immer so thätig war, da wurde er allmählich anders. Bald erbot er sich zum Reinigen der Hütte, und da Robinson große Freude darüber ausdrückte, so übernahm er auch das Herbeischaffen von Holzvorräthen. Und je besser er diese Geschäfte besorgte, desto mehr bezeigte ihm Robinson seine Zufriedenheit. Dadurch wurde er immer eifriger, und schon fing die Arbeit an, ihm Vergnügen zu machen; denn er empfand immer ein angenehmes Gefühl, wenn er den Tag über recht fleißig gewesen war. Auch die Sorge für die Zukunft lernte er, da es ihm doch willkommen war, wenn er zur Essenszeit immer

etwas vorräthig fand. — Kurz, aus dem sorglosen Müßiggänger wurde mehr und mehr ein fleißiger und sorglicher Mensch und für Robinson ein wackerer Gehülfe. Und je mehr er dies wurde, desto mehr Liebe gab ihm sein Herr zu erkennen.

Inzwischen war Robinson mit dem Bestellen des Feldes fertig geworden, und er hatte auch schon einen Theil des neuen Zaunes um dieses beendet. Sobald Freitag sich an dieser Arbeit betheiligte, da wurde sie rasch zu Ende geführt, und so konnten unsere Freunde wieder Backsteine machen. Sollte aber das Haus nicht allzu klein werden, so brauchte man mehrere Tausend solcher Steine dazu, und deren Herstellung erforderte viel Zeit; zudem waren jetzt die Tage kürzer, und es durfte ja auch die Wirthschaft nicht vernachläßigt werden. —

So gingen denn wieder mehrere Monate ohne große Begebenheiten dahin. Während dieser Zeit und besonders während der langen Abende hatte Freitag immer mehr gelernt, deutsch zu sprechen. Dadurch wurde es unserm Robinson viel leichter, ihn zu unterrichten. Dieser ließ aber auch keine Gelegenheit, die sich dazu bot, unbenutzt vorübergehen. Hatte er etwas zu thun, das seinen Gefährten in Erstaunen versetzen konnte, so mußte derselbe von Anfang bis zu Ende der Arbeit beiwohnen; auch unterhielt sich Robinson mit ihm darüber, damit Freitag sähe, daß alles natürlich zuging. Dies war aber auch sehr nothwendig, weil Freitag sich furchtsam und abergläubisch zeigte. Oft genug kam er zitternd und bebend in die Hütte, ohne daß Robinson sich erklären konnte, warum? Ja selbst im Traume plagte ihn diese Furcht; denn einst wimmerte und schrie er des Nachts so sehr, daß Robinson heftig erschrak. Doch erst nach langer Zeit erfuhr dieser, daß es böse Geister wären, vor denen sich Freitag fürchtete. Da nahm sich Robinson vor, ihn bei nächster Gelegenheit von seinem Aberglauben zu befreien. Und diese Gelegenheit fand sich bald.

Eines Tages thürmten sich schwere Wolken auf, und ein furchtbarer Sturm verkündete das Herannahen eines Gewitters. Freitag war nach den Gehegen gegangen, um die Ziegen zu melken; aber er kehrte bald unverrichteter Sache zurück, und zwar mit allen Zeichen der heftigsten Angst. Am ganzen Körper zitternd, verkroch er sich in den äußersten Winkel der Hütte, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte jämmerlich. Robinson fürchtete, es möchte dem armen Menschen etwas zugestoßen sein oder beiden eine Gefahr drohen; doch seine Frage

nach der Ursache dieses sonderbaren Benehmens blieb unbeantwortet, weil Freitag vor Schluchzen nicht reden konnte. Und dieses wurde noch schlimmer, als es anfing zu donnern. „Hm,“ dachte Robinson, „sollte sich Freitag etwa vor Blitz und Donner fürchten, wie es auch viele Leute in Europa thun?“ Ja, ja, es war so, denn mit der Heftigkeit des Gewitters nahm auch das Zittern Freitags zu, und nichts konnte ihn beruhigen.

Als das Gewitter endlich vorüber war, wollte Robinson in Begleitung Freitags einen Spaziergang machen, um ihn auf den wohlthätigen Einfluß des Gewitters hinzuweisen. Kaum hatten sie aber die Wohnung verlassen, als Freitag beim Anblicke eines Regenbogens heftig erschrak und eiligst in die Hütte entfloh.

„Aber sage mir nur, wie Du heute bist?“ So fragte ihn Robinson, als er ebenfalls dorthin zurückgekehrt war und sich zu ihm gesetzt hatte. „Ist Dir etwas geschehen?“

„O Herr,“ erwiderte Freitag zitternd, „wir werden groß Unglück haben.“

Robinson. Weshalb denn, mein lieber Freitag?

Freitag (scheu nach dem Regenbogen blickend). Sieh doch, Herr, Juluka ist da, und wir haben ihm nicht Opfer gebracht.

Rob. Wer ist Juluka?

Fr. (im höchsten Grade verwundert). Weißt Du denn das nicht? Das ist ja der größte Geist; der wird allemal böse, wenn er nicht Fische, Eidechsen und Kolibris findet. Und wenn er böse ist, so schickt er Maboja und macht uns krank, oder er schickt Sawaku, uns zu tödten.

Rob. Wer sind aber diese?

Fr. Maboja ist ein großer, böser Geist, und Sawaku ist der Donnergott mit Blitz.

Rob. Also habt Ihr wohl mehrere Götter oder Geister?

Fr. Ja, Herr, viel, viel; ich kann sie nicht zählen.

Rob. Nun, welcher hat Dir denn das Leben gegeben?

Fr. Das ist Kurumon, der Schöpfer der Männer.

Rob. Hat dieser nicht auch die Weiber und die ganze Welt erschaffen?

Fr. O nein, der Schöpfer der Weiber ist Kulimina, und die Welt hat Loguo gemacht.

Rob. Fürchtet Ihr Euch denn vor allen Göttern so sehr, wie vor Juluka, Maboja und Sawaku?

Fr. Nein; Chemyn ist gut und der Sonnengott auch und die Herzensseelen der tapferen Caraiben auch.

Rob. Chemyn thut Euch wohl viel Gutes?

Fr. Ja, Herr, er sagt uns, wann wir den Feind besiegen können.

Rob. Hast Du auch schon einmal mit ihm gesprochen?

Fr. O nein, das thun bloß die Zauberer auf einem Berge. Aber wir müssen ihnen Früchte geben, sonst können sie Chemyn nicht fragen.

Rob. Wo sind denn die Herzensseelen?

Fr. Wenn ein Caraibe stirbt, so bekommt seine Herzensseele einen neuen Leib und kommt ins Sonnenhaus oder in einen Stern, wo sie gut leben kann. Aber die andern Seelen, die kommen in wilde Thiere und ins Meer und thun viel Böses.

Rob. Was für andere Seelen? Jeder Mensch hat doch nur eine?

Fr. (verwundert). O nein, Herr, eine Seele ist im Herzen, und die ist gut, aber die Seelen im Kopfe und in den Armen sind bös.

Mit Schrecken hörte Robinson die kläglichen Irrthümer seines Gefährten, und es schien ihm hohe Zeit, diesem richtige religiöse Begriffe beizubringen. Daher nahm er ihn freundlich bei der Hand und führte ihn zum ersten Male nach seinem Tempel.

Als sie dort angekommen waren, sagte er: „Höre, mein guter Freitag, wenn es wieder einmal donnert oder ein Regenbogen zu sehen ist, so fürchte Dich nicht; denn es giebt keinen Donnergott und auch keinen andern bösen Gott. Es giebt nur einen Gott, und das ist ein lieber, guter Gott. Er hat die ganze Welt erschaffen; Sonne, Mond und Sterne, Menschen und Thiere, Pflanzen und Steine, Berge und Thäler, das Meer und die Flüsse: alles ist sein Werk. Er regiert die ganze Welt; er läßt die Sonne scheinen, läßt es regnen und donnern, damit Menschen und Thiere Speise und Trank, Licht, Luft und Wärme haben. Er kann alles, was er will; aber er thut nichts, was nicht gut wäre, denn er ist auch weise."

Freitag hörte alle dem mit großer Aufmerksamkeit zu; dann aber fragte er: „Wohnt er auch auf einem Berge, wie Chemyn?"

Rob. Nein, Gott ist und wirkt überall, auf den höchsten Höhen, wie in den tiefsten Tiefen, in den größten wie in den kleinsten Räumen.

Fr. Also auch hier bei uns?

Rob. Ja, auch hier, obgleich wir ihn nicht sehen. Er sieht und hört alles, was in der Welt vorgeht. Ihm bleibt nichts

verborgen; er kennt sogar die geheimsten Gedanken der Menschen, denn er ist allwissend.

Fr. Ich sehe, Dein Gott ist viel, viel größer, als Juluka; o bitte, Herr, erzähle mir noch mehr von ihm.

„Recht gern, mein lieber Freitag,“ sagte Robinson und fuhr fort, von dem alleinigen Gotte zu reden, wie er stets gewesen ist und wie er ewig bleiben wird: voll unendlicher Liebe, Güte und Barmherzigkeit. Und indem er so sprach, da kam ein heiliger Ernst über ihn, sein Auge leuchtete, und er fühlte Gottes Nähe.

Ueber diesem Gespräche war der Abend herangekommen, der Himmel war wieder wolkenleer, und eben sank die Sonne hinter den Spitzen der Berge hinab; aber gleichsam, als wollte sie unsern Robinson für sein schönes Tagewerk belohnen, so schmückte sie ihm mit dem Purpur ihrer letzten Strahlen das Antlitz. Da beugte er die Kniee und bat den lieben Gott, daß er ihm Kraft und Einsicht gäbe, seinen Gefährten vollends von den Irrthümern zu befreien. Freitag aber war durch das Gehörte wunderbar emporgehoben worden, und als er nun den feierlichen Glanz in den Augen seines Herrn sah, da kniete auch er nieder; er faltete andächtig seine Hände und betete zum ersten Male zu dem alleinigen, wahren und gütigen Gotte. Und da lagen beide, der Mann mit dem weißen bärtigen Angesicht und der Mann mit der braunen Haut und dem langen, schwarzen Haar. Kein Wort entfloh ihren Lippen, aber ihre Herzen waren voll der innigsten Empfindung!

Siebentes Capitel.

Ein gefährliches Nahrungsmittel.

Schon am nächsten Abende bat Freitag seinen Herrn, ihm wieder vom lieben Gott zu erzählen, und Robinson war natürlich gern dazu bereit. So erzählte er denn nach und nach von der Schöpfung, von Noah, von Abraham, Isaak, Jakob und Joseph, von Moses und von dem Zuge der Kinder Israel, von dem Gesetze vom Berge Sinai; von der wunderbaren Führung des auserwählten Volkes und seiner Bestimmung, die Pflanzstätte des Reiches Gottes auf Erden zu werden. Und endlich erzählte er ihm vom Heiland selbst. Er belehrte seinen Schüler aber auch, wie der Mensch sein soll in seinen Worten und Werken nach dem Vorbilde Jesu Christi. Und da Lehrer und Schüler von gleichem Eifer erfüllt waren, so machte Freitag bald große Fort=

schritte. Die frühere Furcht war nun fast ganz verschwunden; zeigte sie sich aber ja einmal, dann war Robinson ganz unbefangen, und auf diese Weise wurde sie endlich völlig beseitigt. Je mehr aber Freitag durch solche Fortschritte zu seinem Herrn emporgehoben wurde, desto mehr gewannen sich beide einander lieb. Robinson war glücklich, jemanden gefunden zu haben, der seine Ehrfurcht vor Gott theilte; und der gute Freitag that dies ja mit solcher Herzenseinfalt und Inbrunst, daß man ihn nicht ohne Rührung ansehen konnte, wenn er betete. Auch er war glücklich und zeigte sich fast wie umgewandelt, seitdem er so viel gelernt hatte und an den regelmäßigen Andachten seines Herrn theilnehmen durfte; fühlte er sich doch diesem nun viel näher, so daß er ihm mehr als Freund gegenüber treten konnte. Und Robinson betrachtete ihn jetzt auch als solchen; denn er sah in Freitags Hautfarbe keinen Grund, diesen geringer zu schätzen, als einen weißen Menschen. —

Inzwischen war der Mais reif geworden, und Robinson sah sich daher genöthigt, die Backsteinarbeit abermals auf einige Zeit zu unterbrechen. Jetzt galt es vor allen Dingen, die Ernte einzubringen, wenn die räuberischen Maisdiebe nicht alles auffressen sollten.

Aber diese Ernte hätte unserm Robinson beinahe das Leben gekostet! Als der größte Theil der Ernte eingebracht war, mußte schleunigst Brot gebacken werden. Daher blieb Freitag eines Tages zu Hause, um Mais auszukörnen und zu mahlen, während Robinson auf dem Felde den Rest der Aehren abschnitt. Eben war er damit fertig, als er auf eine Wurzel von der Größe einer Rübe stieß. Neugierig brach er sie auseinander, und da sie sehr einladend aussah, so aß er ein Stück davon. Siehe da, die Rübe schmeckte ihm so gut, daß er ein Stück nach dem andern verzehrte! — Doch was war das? Er wurde ja plötzlich unwohl! Sollte dies etwa von dem Genusse der Wurzel herrühren? Gewiß, denn es wurde immer schlimmer, und schon begann ihm das Athmen schwer zu werden. Da trat er mit Ami, der ihm gefolgt war, eiligst den Rückweg an. Aber die Athemnoth nahm mehr und mehr zu; er mußte langsamer gehen, und noch war er ein tüchtiges Stück von der Burg entfernt, als er zusammenbrach. Es war ihm, als müsse er ersticken, und dazu kamen die gräßlichsten Schmerzen. Sein Leib schwoll immer mehr auf, die Glieder erstarrten, und bald konnte er sich nicht mehr regen. Als Ami dies sah, da fing er an, jämmerlich zu winseln, und rannte nach der Burg zu.

Freitag hatte unterdes lustig und guter Dinge seine Arbeit gethan und ergötzte sich eben an dem Geplauder des Papageis, als Ami heulend vor der Burg ankam. Doch kaum hatte jener den Wall überstiegen, um den Hund in die Burg zu bringen, so sprang dieser ängstlich an ihm empor und lief sogleich wieder nach seinem Herrn zu. Da Freitag noch zu wenig mit den Eigenschaften eines treuen Hundes bekannt war, so wußte er nicht, wie er sich das sonderbare Benehmen Amis erklären solle. Als dieser aber dasselbe wiederholte und Robinson auch nach seiner Meinung zu lange ausblieb, da fiel ihm die Sache doch auf; kurz, er ging, um seinen Herrn aufzusuchen. Doch wie erschrak er, als er diesen mit aufgetriebenem Leibe und halb bewußtlos daliegen sah! Statt nun aber seinem Herrn zu helfen, brach er laut in Klagen aus und murmelte allerhand unverständliche Worte; ja er würde vielleicht noch länger unthätig gejammert haben, wenn Robinson nicht in seiner höchsten Noth nach Milch verlangt hätte. Da endlich ermannte sich Freitag; er trug seinen Herrn schnell nach der Burg und flößte ihm Milch ein. Und dies hatte den besten Erfolg. Schon nach einigen Schlucken mußte Robinson sich heftig erbrechen, und dabei kamen die verzehrten Wurzeltheile wieder zum Vorschein. Da nahm denn auch die Aufschwellung ab, das Athmen wurde leichter, und der Kranke verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nach mehreren Stunden merklich wohler erwachte. Und nun stellte sich zum Schrecken Freitags heraus, daß Robinson rohe Cassavawurzeln*) genossen hatte, deren Gefährlichkeit Freitag recht wohl bekannt war.

Obgleich nun die Genesung in den nächsten Tagen immer weiter fortschritt, so machte Freitag sich doch die bittersten Vorwürfe, daß er seinem Herrn noch nichts von den Eigenschaften der Cassavawurzel gesagt hatte. Wie oft war er damit umgegangen, einen Kuchen daraus zu backen und jenen damit zu überraschen! Und nun hatte Robinson so große Schmerzen erdulden müssen, ja er wäre beinahe ums Leben gekommen, weil er das Gewächs nicht kannte! Aber auch dann noch, als dieser alle Schuld auf sich selbst nahm, konnte sich Freitag nicht sogleich beruhigen. Indem er seinen Herrn wiederholt um Verzeihung bat, nahm er sich vor, diesem wenigstens so bald als möglich eine heimliche Freude zu bereiten. —

Es fiel ihm nicht schwer, die nöthige Anzahl der genannten Wurzeln zu sammeln; denn er wußte, daß sie sich an einem 6

*) S. Anmerkung Nr. 59.

Fuß hohen Strauche mit knotigem Stamme und eben solchen Zweigen befanden, welcher auf den Caraibischen Inseln häufig zu finden ist. Da die Wurzeln kaum einen Finger tief unter der Erde lagen, so konnte er sie mit leichter Mühe ausgraben; dann schälte und wusch er sie sorgfältig und klopfte sie endlich zu einer feinen Masse. Jetzt aber begann die Hauptarbeit. Während nämlich die feuchte und frische Cassavawurzel giftig ist, wird sie ganz unschädlich, sobald man den Saft ausgepreßt hat. Freitag legte also ein Stück der von Robinson gefertigten Bastweberei mehrere Male zusammen, wie einen Beutel, und that die geriebene Wurzel hinein. Dann hing er den Beutel an einem Baume auf und band unten einige große Steine daran, so daß der Beutel straff gezogen und die Feuchtigkeit herausgepreßt wurde. Nachdem so das Mehl trocken geworden war, nahm Freitag etwas davon heraus und machte es naß; dann formte er daraus einen 3 Finger dicken Kuchen und legte ihn auf den heißgemachten Herd. Sobald er aber auf beiden Seiten gebräunt und viel dünner geworden war, wurde er in die Sonne gelegt, damit er vollends austrocknete.

Solcher Kuchen mochte Freitag wohl 5 zubereitet haben, als Robinson am dritten Tage eben wieder aus einem erquickenden Schlafe erwachte und etwas zu essen verlangte. Da gab ihm denn Freitag zunächst ein Stückchen Brot. „Hier, Herr," sagte er, „iß einstweilen dies; ich werde Dir gleich etwas Besseres bringen." Und damit eilte er nach der Küche und holte einen seiner Kuchen herbei. Aber was für große Augen machte Robinson, als ihm Freitag das Erzeugniß seiner Backkunst vorsetzte! Und in der That sah dieses so delicat aus, daß es selbst einem europäischen Bäcker Ehre gemacht hätte. Da ließ sich Robinson natürlich nicht lange nöthigen, sondern fing an, den goldgelben Kuchen zu verzehren. Und er that's mit Behagen, denn dem Aussehen entsprach auch der Geschmack. Bald sah er sich nach mehr um. Da aber die übrigen Kuchen noch nicht genug ausgetrocknet waren, so konnte ihm Freitag jetzt keinen zweiten geben. — Nach aufgehobener Tafel legte sich Robinson wieder zur Ruhe und schlief so gut, daß er nach ein paar Stunden noch kräftiger und frischer aufstand, als am Vormittage.

„Höre, Freitag," sagte er dankbar, „Dein Kuchen scheint mich vollends gesund zu machen. Schnell, schaffe mir noch einen herbei!"

„Sehr gern," antwortete Freitag, „aber willst Du nicht vorher wissen, woraus ich denselben bereitet habe?"

„Allerdings," sagte Robinson neugierig.

„Nun, da sieh Dir einmal dieses Ding an!" Mit diesen Worten reichte ihm Freitag eine große Cassavawurzel.

„Was?" rief Robinson erschrocken, „der Kuchen wäre aus dieser — Wurzel gemacht?" Und es war ihm, als hätte er sich zum zweiten Male vergiftet.

„Du kannst ganz ruhig sein; denn ich habe ja auch davon gegessen und bin doch ganz gesund," sagte Freitag lachend. „Sieh nur einmal, was ich mit den Wurzeln vorgenommen habe, ehe sie zu Kuchen gebacken wurden. Wenn man die Wurzeln freilich roh mit dem Safte ißt, dann kann man den Tod davon haben."

Damit holte er wieder 2 Kuchen herbei und lud seinen Herrn feierlichst ein, dieselben mit verzehren zu helfen. Aber dieser war erst nach langem Zögern dazu zu bewegen, nachdem Freitag wohl schon einen halben Kuchen vor seinen Augen genossen hatte. Und indem ihm das Gebäck auch diesmal trefflich behagte, hörte er mit Erstaunen, daß dies bei den Wilden als Brot gegessen werde.

Achtes Capitel.

Der Hausbau.

Robinson war also wieder gesund und konnte in rüstiger Arbeit mit Freitag wetteifern. Aber das letzte Ereigniß war doch nicht so spurlos vorübergangen. Für Robinson war es eine Mahnung, künftig vorsichtiger zu sein; es war ihm aber auch ein neuer Beweis für das weise Walten der Vorsehung. Wie gierig hatte er im ersten Jahre seines Alleinseins nach neuen Nahrungsmitteln gesucht! Und wie leicht hätte er da einmal die Cassavawurzeln finden und so sich einen qualvollen Tod bereiten können, weil ihm niemand zu Hülfe gekommen wäre! — Freitag hingegen war durch das Ereigniß wankend geworden in seinem Glauben an den alleinigen und wahren Gott. Es schien ihm nicht möglich, daß der liebe Gott seinem guten Herrn ein solches Unheil hätte zustoßen lassen können; das mußte Maboja, der böse Geist, gethan haben. Als ihm nun aber Robinson vorstellte, daß er durch seine Unvorsichtigkeit selbst Schuld an der Vergiftung gewesen wäre, da wurde Freitag verlegen; und als ihn sein Herr auf das wunderbare Zusammentreffen der Klugheit des Hundes und der Nähe Freitags hinwies: da sah dieser ein, daß er Unrecht hatte, und nun dankte auch er dem lieben Gott

für Robinsons Errettung; ja seine Gottesfurcht wurde noch viel größer, als sie vorher gewesen war!

Inzwischen war die kleine Regenzeit eingetreten, und unsere Freunde mußten sich daher viel in der Hütte aufhalten. Ihre Beschäftigungen während der Regenzeit bestanden im Auskörnen der geernteten Maiskolben und im Spinnen von Baumwolle. Bekanntlich hatte sich Robinson schon früher oft im Drehen feiner Fäden geübt, und Freitag verstand es ja noch besser. Da war denn Robinson auf den Einfall gekommen, allmählich einen großen Vorrath von Baumwollfäden zu drehen und aus diesem Garne später Hemden zu weben; denn er hatte sich schon seit vielen Jahren nach einer weicheren Kleidung gesehnt. Indem er aber gleich Freitag jetzt so eifrig spann und den fertigen Faden immer sofort auf eine Spindel wickelte, da vervollkommnete sich seine Fertigkeit sehr. Er bemerkte nämlich, daß durch das Drehen der Spindel das Spinnen schneller ging und das Gespinnst überdies gleichmäßiger wurde. Bald kam er auch auf die Anwendung eines Rockens. Freitag ahmte ihm das neue Verfahren nach, und so nahm ihr Vorrath an fertigem Gespinnst immer mehr zu.

Bei so stillen Arbeiten hatte denn Robinson vielfach Gelegenheit, den Verstand seines Gehülfen immer weiter auszubilden. Zuerst theilte er ihm seine Lebensgeschichte mit, an die sich ja so manche nützliche Lehre anknüpfen ließ. Dann erzählte er von den Ländern und Völkern Europas, von den mächtigen Fürsten und ihren Heeren und Kriegen. Mitunter beschrieb er wohl auch einige der großen Städte und ihre Einrichtungen, oder schilderte die großen Schiffe und den ausgebreiteten Handel. Er mochte aber sprechen, wovon er wollte: immer hatte er an Freitag einen höchst aufmerksamen und dankbaren Zuhörer, der durch Fragen seine rege Wißbegierde zeigte. Alle diese Dinge waren demselben unbegreiflich; ja sein Staunen ging oft so weit, daß er unwillkürlich die Hände ruhen ließ, bis ihn das absichtliche plötzliche Abbrechen Robinsons wieder an die Arbeit erinnerte.

Auf diese Weise vergingen die Tage außerordentlich schnell. Es kam die Zeit heran, in der es bloß des Nachmittags regnete, und so konnten unsere Freunde ihre Backsteinarbeit zu Ende führen. — Nun begann der Bau des Hauses. Aber da mußte zunächst ein Stück des Walles eingerissen werden, denn es wäre zu beschwerlich gewesen, die Baumaterialien über denselben zu schaffen. Gleichwohl wollte Robinson die in diesem entstehende Lücke nicht offen lassen; denn die Sorge wegen eines plötzlichen

Ueberfalles verließ ihn nicht, obgleich er nun schon seit einem Jahre nichts von den Wilden gesehen hatte. So wurden denn lange Pfosten hergestellt und mit hölzernen Pflöcken zu einer Thür zusammengefügt, mit der die Lücke Abends verrammelt werden konnte. Nun schafften unsere Insulaner auf der Schleife eine Anzahl größerer Steine herbei, die zur Ausmauerung des Grundes dienen sollten. Dabei kam Robinson auf den Einfall, daß die Arbeit noch mehr gefördert werden würde, wenn man auch die Kräfte des Hundes benutzte. Er fertigte also für diesen eine Art Geschirr, legte es ihm auf und spannte ihn neben Freitag vor die Schleife. Siehe da, die Sache ging bald prächtig. Damit war aber beinahe eine ganze Arbeitskraft gewonnen; denn von nun an konnte Robinson ohne Zeitverlust den Mörtel bereiten und die Grundmauer aufführen, während Freitag und Ami Steine und Lehm herbeifuhren.

So wurden die Grundmauern bald fertig, es begann die Herstellung der Backsteinmauern, und diese ging unter Freitags Hülfe ziemlich schnell von Statten, weil die Steine nicht erst behauen zu werden brauchten. Nun wußte Robinson aber nicht, wie er Licht in das Haus bringen sollte. Ließ er keine Fensteröffnungen in den Mauern, so war allerdings der Bau viel einfacher, und das Haus gewährte mehr Schutz gegen Mosquitos und Wilde; aber dann wurde es ja finster darin. Zog er hinwieder das Licht vor, so geschah es auf Kosten der Sicherheit. „Der Mittelweg ist stets der beste," sagte er endlich zu Freitag. „Wenn wir eine Anzahl großer und kleiner Löcher lassen, so ist für alles gesorgt; denn im Nothfalle können wir sie ja mit Steinen aussetzen, auch lassen sie sich vielleicht als Schießscharten benutzen." Wie über die Fenster, so war unser Baumeister auch bald über den Eingang zu dem Hause mit sich im Reinen. Derselbe durfte nur so groß sein, daß er von innen leicht durch ein paar große Steine verschlossen werden konnte, um im Falle eines Angriffs das Eindringen der Wilden unmöglich zu machen.

Und so schritt denn der so lange beabsichtigte Bau immer mehr seiner Vollendung entgegen. Als man freilich das Dach machen wollte, da gab es wieder viel Kopfzerbrechens. Die Stürme kurz vor und nach der Regenzeit wütheten bekanntlich so arg, daß sie oft Bäume von ungeheurer Stärke entwurzelten wie hätte da ein leichtes Dach aus Bambusrohr widerstehen sollen? Es blieb also nichts übrig, als starke Baumstämme zu

verwenden und diese fest mit einander zu verbinden. Freitag hatte schon längst eine zweite Art aus Obsidian hergestellt, und so waren durch gemeinschaftliche Thätigkeit bald genug Baumstämme umgehauen und bearbeitet worden. Nun legten unsere Bauleute eine Anzahl Balken über die Mauern, befestigten an diesen die Sparren, und somit war das Haus gerichtet. Bald war es auch mit einem dichten Dache aus Maisstroh versehen und daher zur Aufnahme der Bewohner bereit.

Was Robinson allein entweder nie oder doch erst in vielen Jahren zu Stande gebracht hätte, das war durch Vereinigung mit den Kräften Freitags in einem Jahre vollendet worden. Hieraus erkannte er recht deutlich, wie nothwendig ein Mensch dem andern ist, und daß auch die Leistungen des niedrigsten Arbeiters zur allgemeinen Wohlfahrt unentbehrlich sind. „Wie oft," so dachte er, „werden die Arbeiten des Handwerkers und des armen Tagelöhners von den Reichen mit Geringschätzung betrachtet. Wenn diese doch stets bedenken wollten, daß sie ohne die Thätigkeit jener trotz all' ihres Reichthums ein jämmerliches Leben führen würden! Ein einzelner Mensch — und wäre es der begabteste! — er steht hülflos da, sobald er aus der Mitte des allgemeinen Verkehrs gerissen ist; er führt ein erbärmliches Leben, sobald er der Wohlthat des Zusammenwirkens der verschiedenen menschlichen Thätigkeiten nicht mehr theilhaftig wird! — Und welch' unaussprechliches Glück das Beisammensein mit anderen Menschen gewährt, das weiß ich am besten, da ich den Genuß desselben so lange entbehren mußte. Hätte ich doch fast die Sprache verlernt." —

Neuntes Capitel.

Der Freund und das Vaterland.

Unsere Freunde waren gerade noch zu rechter Zeit mit dem Baue fertig geworden; denn kaum hatten sie ihre Habseligkeiten in das Haus eingeräumt, so begann die große Regenzeit. Hatten sie die kleine zum Spinnen benutzt, so beschäftigten sie sich jetzt mit dem Weben. Dabei verfuhren sie zwar in ähnlicher Weise, wie Robinson einst beim Anfertigen der Fahne; da aber sowohl die Kette als auch der Einschuß*) viel dichter werden mußten und die Fäden feiner waren, so machte sich eine Art Weberschiff

*) Unter Kette versteht man die Fäden eines Gewebes, welche der Länge nach gehen; unter Einschuß aber diejenigen, welche jene kreuzen.

nöthig. Doch Robinson wußte sich bald zu helfen; er nahm ein dünnes und spitziges Stückchen Holz, schnitt in dessen Ende eine Spalte und klemmte in diese den Einschlag- oder Einschußfaden ein. Und siehe da! das Werkzeug leistete ganz gute Dienste. Durch Fleiß brachten es Robinson und Freitag dahin, daß sie am Ende der Regenzeit Zeug genug fertig hatten, um daraus 2 Hemden machen zu können. Dies bereitete freilich wieder einige Schwierigkeiten; aber durch Geduld und Ausdauer wurden auch diese überwunden, und so konnte Robinson nach beinahe 16 Jahren wieder einmal ein Hemd anziehen. —

So lebten unsere Freunde zwischen Gebet und Arbeit ein Jahr lang hin, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Freitag hatte sich nun ganz an die Lebensweise seines Gefährten gewöhnt, und sogar sein Widerwille gegen das Salz war völlig verschwunden. Beide hatten das Maisfeld wieder bestellt, diesmal aber statt der Hacke sich eines Hakenastes als Pflug bedient, vor welchen Freitag und der Hund gespannt worden waren. Und dies bewährte sich ganz gut, zumal später, als der Pflug mit Steinen beschwert wurde und dadurch tiefer in den Erdboden eindrang. — Endlich hatte Robinsons Liebe zu den Blumen auch zur Anlage eines kleinen Gartens vor dem Walle geführt, den sie beide sorgfältig pflegten. Kurz, nach und nach war die Umgebung der Burg wie des Tempels so verschönert worden, daß kaum noch etwas an die frühere Wildheit erinnerte.

Ja, wer jetzt die Insel vom Berge aus übersah, der mußte von Wonne erfüllt, der mußte zur Andacht gestimmt werden! Drunten am Fuße des Felsens winkte die Burg mit ihrer Einfassung prächtig blühender Opuntien; darüber hinaus der Garten, angethan mit dem vollen Schmucke seiner mannigfachen Blumen; weiterhin das üppige Maisfeld und die belebten Gehege zahlreicher Ziegenherden. Schweifte der Blick weiter, so fesselte ihn bald der Wald mit seinen Palmen, Pisangstauden, Ceiba- und Mahagonibäumen, oder die Ebene mit ihren ungeheuren Gräsern, oder weiterhin das wogende Meer.

So kam es denn, daß unsere Freunde jetzt häufig auf dem Berge weilten. Eines Tages nun, als sie sich wieder oben befanden, wurden ihre Augen unwillkürlich in die weite Ferne gezogen, welche die Klarheit der Luft sichtbar werden ließ. Kaum aber hatte Freitag eine Weile scharf nach einem Punkte am nordwestlichen Horizonte geblickt, da fing er plötzlich an, zu springen und zu jubeln. „Herr, Herr,“ rief er mit lauter Stimme,

„komm' schnell hierher!" Und auf die Frage, was es gäbe, fuhr er fort: „O meine Freude! Ich bin glücklich, selig! Ich sehe mein Vaterland!"

Aber Robinson theilte das Entzücken Freitags durchaus nicht, er war im Gegentheile sehr niedergeschlagen darüber. Lag nicht in allen Zügen Freitags die größte Sehnsucht nach der Heimat? Wie, wenn derselbe die erste beste Gelegenheit ergriff, um ihn zu verlassen und zu den Seinigen zurückzukehren? Und trau, schau, wem? — Freilich bedachte er auch, daß Freitag als ein guter Sohn seine Eltern noch mehr lieben müsse, als ihn. Hatte er doch selbst so großes Verlangen, zu den Seinigen zurückzukehren, warum sollte er es Freitag verargen?

So war Robinson mehrere Tage hindurch mit sich selbst im Streite und sehr bekümmert. Er hatte seinen Gefährten zu lieb gewonnen, als daß ihm die Möglichkeit einer Trennung hätte gleichgültig sein können. Zudem fürchtete er, Freitag werde bald alles von ihm Erlernte vergessen, wenn er wieder in seinem Vaterlande wäre. „Ja, wer weiß," dachte er, „ob nicht Freitags Landsleute zu Hunderten hierher kommen werden, wenn er ihnen von mir erzählt? Dann wehe mir!" — Freitag seinerseits that, als ob gar nichts vorgefallen wäre; heiter und guter Dinge verrichtete er seine Arbeit und zeigte dabei solche Hingebung und Anhänglichkeit an seinen Gefährten, daß diesem oft jeder Zweifel an seiner Treue wie ein Verbrechen erschien. Robinson konnte endlich den steten Kampf in seinem Innern nicht länger ertragen. Er mußte das Schweigen brechen; er mußte wissen, woran er war, und suchte daher Freitag auszuforschen.

„Möchtest Du wohl wieder in Deinem Vaterlande sein?" begann Robinson.

Freitag. Ja, Herr! Das möcht' ich gern.

Robinson. Also wieder ein Wilder werden und Menschenfleisch essen?

Fr. Nein, nein! Niemals werde ich wieder Menschen essen; ich werde meinen Brüdern sagen, sich unter einander zu lieben, zu Gott zu beten und nur Fleisch von Thieren zu essen!

Rob. Sie würden Dich aber tödten, wenn Du so zu ihnen sprächest.

Fr. O nein, das werden sie nicht.

Rob. Nun, so kehre doch wieder zu Deinen Brüdern zurück.

Fr. Ja, recht gern; aber ich kann nicht so weit schwimmen.

Rob. Wir wollen ein Canot bauen.

Fr. Aber Du gehst mit, Herr!

Rob. Ich? Behüte, Deine Landsleute würden mich bald umbringen und verzehren.

Fr. Nein, nein, das wird nicht geschehen; denn sie essen nur Fleisch von Feinden im Kriege. Ich werde ihnen sagen, daß Du mir das Leben gerettet, und daß Du mich liebst. Dann werden sie gut mit Dir sein und Dir Speise geben, wie den weißen Männern.

Rob. Was für weißen Männern? Davon hast Du mir ja noch gar nichts gesagt.

Fr. Sie kamen in einem großen, großen Canot zu meinem Volke und wären beinahe ertrunken; mein Volk hat sie gerettet.

Rob. Kannst Du mir sagen, wie lange das her ist?

Fr. Es wird wohl jetzt 3 Jahre sein.

Rob. Wie viel Männer sind es denn gewesen?

Fr. (an den Fingern zählend). 17 Männer. Sie wohnen alle bei meinen Brüdern.

Robinson besann sich, daß in derselben Zeit in der Nähe seiner Insel das Schiff verunglückt war, und er freute sich sehr, daß nach alledem die Mannschaft gerettet zu sein schien.

„Aber," fuhr er fort, „warum willst Du denn nicht allein nach Deinem Vaterlande fahren?"

Fr. O, Herr, Du bist gewiß recht böse auf mich?

Rob. Wie so?

Fr. Weil Du mich fortschicken willst.

Rob. Bewahre, mein guter Freitag; aber ich möchte Dir gern eine Freude machen.

Fr. Ohne meinen Herrn habe ich keine Freude. Wo Du nicht bist, da will ich auch nicht sein.

Rob. Was sollte ich denn nur bei Deinem Volke machen?

Fr. Du sollst meine Brüder unterrichten, wie Du mich unterrichtet hast. Sie werden von Dir lernen, noch viel, viel mehr, als von den weißen Männern.

Rob. Nein, nein, Freitag, geh' Du nur allein. Ich will hier bleiben und wieder so leben, wie früher.

Da fing die treue Seele an zu weinen, warf sich vor Robinson nieder und reichte ihm die Axt.

„Was soll ich damit?" fragte Robinson erstaunt.

Fr. Du sollst mich tödten, Herr!

Rob. Aber was fällt Dir denn ein?

„Ja, Herr," sagte Freitag schmerzlich, „lieber will ich todt

sein, als von Dir" — — Weiter konnte er nichts hervorbringen, denn Schluchzen erstickte seine Stimme. Tief ergriffen zog ihn Robinson an sein Herz und sagte: „Nein, nein, mein lieber Freitag, Du bleibst bei mir!"

Und solch' treue Gesinnung offenbarte ein Mensch mit brauner Haut! Kaum der Wildniß entrückt, hätte er wohl ein Vorbild sein können für viele mit weißer Haut.

Zehntes Capitel.

Vorbereitungen zur Abreise.

Durch das Gespräch mit Freitag waren in Robinson mit einem Male wieder alle die alten Reisepläne erweckt worden. Nach alledem, was ihm Freitag über die weißen Männer gesagt hatte und noch weiter mittheilte, durfte er nicht zweifeln, daß dies Europäer waren. Hatten diese so freundliche Aufnahme bei den Wilden gefunden, warum sollte gerade ihm Schlimmes widerfahren? Mit jenen vereint, hoffte er bald Mittel und Wege ausfindig zu machen, um nach Europa zu kommen. Daher führte er Freitag gleich am andern Morgen zu dem Kahne, den er einst gefertigt und nach der gefährlichen Fahrt nicht wieder gebraucht hatte. „Nun, Freitag," sagte er, „glaubst Du wohl, daß wir in diesem Boote nach Deiner Heimat fahren könnten?" Da aber Freitag den Kahn nicht für groß genug hielt, so schlug er ihm vor, gemeinschaftlich einen größeren zu bauen.

Kaum hätte dem guten Freitag eine größere Freude gemacht werden können, als mit diesem Vorschlage. Noch ehe ein paar Minuten vergangen waren, hatte er schon einen passenden Baum ausgesucht, um ihn sogleich umzuhauen; denn er hatte in seinem Jubel gar nicht daran gedacht, daß der Kahnbau doch in der Nähe der Wohnung stattfinden müßte, von der sie jetzt sehr weit entfernt waren. So konnte er es denn kaum erwarten, bis sie dahin zurückgekehrt waren und Robinson ihn den ersten Axthieb zur Fällung eines ungeheuren Ceibabaumes thun ließ. Nun gingen beide mit Eifer ans Werk, und trotz der Mangelhaftigkeit ihrer steinernen Aexte war der Baum schon nach mehreren Tagen umgehauen und von den Aesten befreit. Besonders war es Freitag, dessen Geschicklichkeit die Arbeit so sehr förderte; auch bewerkstelligte er das Aushöhlen in kurzer Zeit so gut mit Feuer, daß Robinsons einstige Leistung weit dagegen zurückstand. Die Be-

arbeitung der Außenseite kostete freilich viel mehr Zeit und Mühe, und so waren unsere Freunde noch lange nicht damit zu Stande, als die große Regenzeit sie an der Fortsetzung ihres Werkes hinderte.

Wie immer in solchen Zeiten, waren sie auch diesmal durch den Regen gezwungen, den größten Theil des Tages in der Wohnung zu bleiben. Allein diese Zeit ging ihnen durchaus nicht verloren. Robinson hatte sehr bald gefunden, daß sie da manches herstellen könnten, was ihm zur Ausrüstung des Fahrzeuges nöthig schien; und dahin gehörten vor allem ein Steuerruder und ein Segel. Er erinnerte sich freilich recht wohl, daß es ihm einst unmöglich gewesen war, diese Dinge an seinem Kahne anzubringen. Auch hatte er sich nun schon lange daran gewöhnt, nicht eher ans Werk zu gehen, als bis er die Möglichkeit der Ausführung eines Planes vor Augen sah; denn es war ihm sonst oft genug begegnet, daß er etwas unvollendet lassen mußte, weil ihm die Mittel oder die Kräfte dazu fehlten. Aber die Schwierigkeiten von damals waren ja zum größten Theile gehoben, weil ihm jetzt wenigstens ein Gehülfe beistand, und zwar ein recht wackerer und anstelliger. Freitag hatte freilich von jenen Dingen gar keinen Begriff; er meinte, man brauche weiter nichts, als 2 Schlagruder, um das Boot fortbewegen und lenken zu können. Er schüttelte daher wiederholt mit dem Kopfe, als ihn Robinson dennoch aufforderte, ein Stück Baumwollzeug zu einem Segel zu fertigen.

So finden wir denn Freitag eifrig webend und seinen Gefährten mit der Herstellung eines Steuerruders beschäftigt, als gegen Ende der Regenzeit wieder ein wichtiges Ereigniß eintritt. Schon seit mehreren Tagen war es sehr stürmisch gewesen. Weder Robinson noch Freitag hatten in der Nacht schlafen können vor dem entsetzlichen Heulen des Sturmes und vor dem Tosen der Wellen, die mit furchtbarer Gewalt an das felsige Meeresufer schlugen. Heute aber kam dazu noch ein so starkes Gewitter, wie Robinson nur im ersten Jahre seines Aufenthaltes auf der Insel erlebt hatte. Es folgte Schlag auf Schlag; in ungeheuren Strömen ergoß sich der Regen, und Robinson dachte nicht anders, als daß wieder ein Erdbeben einträte. Ja er fürchtete sogar das Schlimmste, was sich ereignen konnte, nämlich den Einsturz des Felsens und des Hauses. Daher forderte er seinen Gefährten auf, trotz des heftigen Regens mit ihm das Haus und die Burg zu verlassen, damit sie nicht unter den Trümmern begraben würden.

Wohin sie aber auch ihre Schritte wenden mochten: überall drohte ihnen Gefahr. In die Grotte von funkelnden Steinen wagten sie nicht zu gehen, denn auch diese konnte durch einen Erdstoß leicht zusammenstürzen. Unter Bäumen durften sie eben so wenig Schutz suchen; denn bald schlug der Blitz in diesen, bald in jenen, und dazu schwankten sie wie dünnes Rohr hin und her, oder brachen unter der Gewalt des Orkans*) zusammen. In der Nähe des Berges, der einst Feuer gespieen, hätte sich freilich wohl ein geschützteres Plätzchen finden lassen; doch wie, wenn der Vulkan plötzlich wieder ausbrach und seine verheerenden Massen glühender Steine und Lava auswarf? Da blieb denn nichts übrig, als sich auf einem freien Platze auf die Erde zu werfen und so das Ende des schrecklichen Unwetters abzuwarten.

Es war schon Abend, als das Gewitter endlich aufhörte. War auch der Sturm jetzt noch viel schlimmer, so glaubten unsere Freunde doch, sich ohne Gefahr wieder im Hause aufhalten zu können. Kaum hatten sie sich aber auf ihr Lager hingestreckt, da hörten sie von der Seeseite her einen dumpfen Knall, dem ein donnerähnliches Rollen folgte. Robinson horchte gespannt auf: glich doch das Geräusch ganz dem Donner einer Kanone.

„Hörtest Du den Schuß?" fragte er endlich seinen Gefährten. Allein dieser wußte nichts von einem Kanonenschusse, und das Geräusch rührte nach seiner Meinung von nichts anderem als von einem neuen Gewitter her. Da er keinen solchen Knall weiter vernahm, so glaubte Robinson, sich getäuscht zu haben, und gab sich wie Freitag dem Schlafe hin.

Der nächste Tag war nach dem hölzernen Kalender ein Sonntag, und so stiegen unsere Freunde am Morgen auf den Berg, um ihren Gottesdienst abzuhalten. Aber welche Ueberraschung erwartete sie, als sie oben ankamen! Gar nicht weit von der Insel erblickten sie südöstlich ein — Schiff! Ein großes europäisches Schiff, und das so nahe an Robinsons Insel! Es schien dort geankert zu haben, denn es war weder eine Bewegung noch ein Segel zu bemerken. Wer wäre im Stande, die Freude zu beschreiben, welche unser Robinson bei diesem Anblicke empfand? Stürmisch umarmte er seinen Freitag, indes dieser gar nicht fertig werden konnte, das „große Haus", wie er sagte, mit Staunen zu betrachten.

So war es doch keine Täuschung gewesen, als Robinson den Donner einer Kanone zu hören glaubte; denn hier vor seinen

*) Unter Orkan versteht man den heftigsten Sturm.

Augen sah er deutlich das Schiff, von dem der Schuß ausgegangen sein mußte. Er sah das Vordertheil des Rumpfes, er glaubte die Masten zu sehen; kurz, es blieb kein Zweifel: was ihm so oft im Traume vorgeschwebt hatte, das stand jetzt wirklich vor ihm! Endlich, endlich war der Tag gekommen, der ihm seine Erlösung verkündete! Und darum warf er sich auf die Kniee und hob thränenvollen Auges die Hände zum Himmel, um Gott inbrünstig dafür zu danken!

Sechster Abschnitt.

Erstes Capitel.

Das vermeintliche Rettungsschiff.

Wir haben gesehen, welch' freudigen Eindruck der plötzliche Anblick eines Schiffes auf Robinson gemacht hatte. Es fiel ihm nicht ein, daran zu denken, daß dasselbe gescheitert oder ein Seeräuberschiff sein könnte. Er hoffte bestimmt, durch das Fahrzeug befreit zu werden, und diese Hoffnung verwirrte ihn so sehr, daß er nicht wußte, was er that. Statt sich sogleich an den Strand zu begeben und näher zu unterrichten, überließ er sich ganz den Ausbrüchen der Freude über die baldige Rückkehr in seine Heimat. Er sah sich im Geiste schon auf dem Schiffe, wie es den Atlantischen Ocean durchschnitt, dann durch den Canal in die Nordsee kam und der Elbmündung zusteuerte. Er fing an, von Hamburg und den vielen Schiffen zu erzählen; plötzlich hörte er damit auf, stieg zur Burg hinab und erklomm wieder den Berg, ohne zu wissen, weshalb? Und dies alles that er mit der größten Hast.

Auf einmal aber rannte er, ohne ein Wort zu sagen, der Südostküste der Insel zu. Da war kein Gesträuch zu dornig, kein Dickicht zu verworren, um ihn aufzuhalten. Immer vorwärts ging es in gerader Richtung der Stelle zu, wo die Landung stattgefunden haben mußte, und zwar so schnell, daß ihm der flinke Freitag kaum nachfolgen konnte.

So mochte er vielleicht eine halbe Stunde gelaufen sein, als er sich ziemlich am Ende eines dichten Waldes befand, der ihn schon auf dem Berge an freier Uebersicht der Küste gehindert hatte.

Mehr und mehr begann das Dunkel dieses Waldes sich zu lichten und die Meeresfläche zwischen den Bäumen durchzuschimmern; nur wenig Schritte noch, und Robinson mußte am Ziele sein! — Die Erwartung beschleunigt seinen Gang, und keuchend stürmt er vorwärts. — Da, schon zeigt sich das Vordertheil des Schiffsrumpfes — jetzt hat er die letzten Bäume hinter sich — und öde und leer ist die Stelle, wo er die Mannschaft mit ihrem Boote zu finden hoffte!

Doch die Landung kann weiter nach Süden erfolgt sein, da hier das Ufer zu felsig, die Brandung zu heftig ist! Darum eilt er rastlos weiter über Stock und Stein, bald über Felsen, bald durch ein Dickicht. — „Halt! waren das nicht menschliche Stimmen?“ so fragt er plötzlich athemlos seinen Begleiter und ruft, so laut er kann. Aber es ertönt keine Antwort, und Freitag will nur das Geschrei der Vögel gehört haben.

Wieder wird die Aussicht nach dem Meere frei, Robinson sieht das Schiff jetzt von der Breitseite, und was ist's? Ein — Wrack. Kein Mensch ist darauf zu entdecken, der Hintermast liegt umgebrochen auf dem Hintertheile, das Tau- und Takelwerk ist zerrissen, und die Segelstangen sind ein Spiel der Wellen! — Vernichtet sind die Hoffnungen, entflohen ist die überschwängliche Freude, die unsern Robinson seit dem ersten Anblicke des Schiffes erfüllt hatten! Leichenblaß, einer geknickten Blume gleich, senkt er sein Haupt und fällt dem herbeigestürzten Freitag in die Arme! — Seine Sehnsucht nach der Heimat war zu mächtig erregt worden, als daß ihn diese bittere Enttäuschung nicht hätte niederschmettern sollen!

So verging denn eine geraume Zeit, ehe er seine Fassung wieder gewann. War doch selbst Freitag so tief ergriffen, daß er bitterlich weinte, weil seinem guten Herrn eine kaum aufgetauchte süße Hoffnung wieder entrissen war. Aber gerade diese innige Theilnahme des treuen Gefährten wirkte wie Balsam auf das wunde Herz des schwergeprüften Robinson; denn getheilter Schmerz ist ja halber Schmerz! So richtete sich Robinson allmählich wieder empor, und lauter und lauter ertönte in ihm eine Stimme, die da rief: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

„Was mag aber aus der Mannschaft des gescheiterten Schiffes

geworden sein? Hat sie im Dunkel der Nacht die Insel nicht gesehen oder beim Landungsversuche ihr Grab gefunden, wie einst meine Gefährten? Oder ist es ihr gelungen, eine andere Insel zu erreichen?" Das waren die Fragen, welche sich Robinson jetzt aufdrängten. „Ach," sagte er zu Freitag, „möchte doch den Unglücklichen eben so freundliche Aufnahme geworden sein, wie den 17 Männern in Deinem Vaterlande! — Doch wie, wenn das Boot zu klein gewesen wäre, um alle zu fassen? Wenn die Matrosen sich allein gerettet und Passagiere, Kranke, Kinder und Greise hülflos auf dem Schiffe zurückgelassen hätten?"

So schloß er plötzlich seine Rede und stürzte sich, ohne der eigenen Gefahr zu achten, in die empörten Fluten, um nach dem Wracke zu schwimmen. Schnell sprang Freitag ihm nach, um, wie er gewohnt war, an der Seite seines Herrn zu sein; und so setzte auch er sein Leben ein zur Rettung derer, die vielleicht noch auf dem Schiffe schmachteten. Als beide nach großer Anstrengung endlich an das Fahrzeug herankamen, da bemerkten sie, daß dasselbe zwischen zwei Felsen geschleudert und fest eingeklemmt worden war. Da stand nun das „große Haus", wie Freitag voll Erstaunen das Schiff nannte; doch weder er noch Robinson wußte, wie sie daran emporkommen sollten. Endlich fanden sie am Vordertheile ein Tau, das so weit herabhing, daß sie es erfassen und daran hinaufklettern konnten. — Kaum waren sie an Bord angekommen, so untersuchte Robinson sogleich alle Räume; er öffnete die Cajüten und sonstigen Behältnisse, bis er nicht weiter konnte, weil das Schiff leck und bereits ziemlich hoch mit Wasser angefüllt war. So genaue Nachforschungen er aber auch anstellte: nirgends entdeckte er ein Wesen, das seiner Hülfe bedurft hätte.

Als er auf diese Weise völlig beruhigt war, wandte er seine Aufmerksamkeit der Schiffsladung zu. Dabei kam es ihm sehr zu Statten, daß durch die Ebbe der Wasserstand im Wrack allmählich niedriger wurde; denn dadurch konnte er seine Untersuchung viel weiter ausdehnen, als vorher. Die Befrachtung schien aus Farbehölzern, Tabak und Zucker zu bestehen. Außerdem waren aber auch große Vorräthe von Nahrungsmitteln, Waffen, Pulver, Wäsche, Handwerkszeug und anderen Geräthen vorhanden; kurz, eine Menge von Dingen, die Robinson so viele Jahre hatte schmerzlich entbehren müssen.

War Freitag schon über das Schiff und seine Einrichtung von Staunen ergriffen, so gerieth er ganz außer sich vor Freude, als ihn Robinson auf die Waffen und Werkzeuge aufmerksam

machte. Die kleinsten Dinge erregten seine Bewunderung, obgleich er ihren Zweck nicht kannte; ganz besonders aber fesselten die eisernen Werkzeuge seine Aufmerksamkeit. Ja er war fast untröstlich, daß er nicht gleich etwas davon mitnehmen durfte; und er bedachte gar nicht, daß sie keinen Kahn hatten und wegen der entgegenströmenden Ebbe weder einen Kasten noch ein Faß nach der Insel bringen könnten. Hätten sie freilich einen Kahn gehabt, oder wäre wenigstens die Zeit der Flut gewesen, so würde Robinson selbst einige Aexte, Sägen, Nägel, Gewehre, Pulver und Kugeln mitgenommen haben; denn mit Hülfe dieser Dinge konnte er sich ja nicht nur besser vertheidigen, sondern auch vielleicht sogar ein größeres Fahrzeug zur Rückkehr nach Europa bauen. Und wer hätte ihm, als dem alleinigen Herrn der Insel, das Recht streitig machen sollen, die Güter eines dort gescheiterten und gänzlich verlassenen Schiffes an sich zu nehmen? Waren diese doch unrettbar verloren, sobald der Sturm sich von neuem erhob und das Fahrzeug vollends zertrümmerte.

„Ja, wenn wir unser Boot fertig hätten," sagte Robinson nach dieser Ueberlegung zu Freitag, „dann könnten wir mancherlei darin fortschaffen; aber ehe wir dieses vollendet haben, wird das Wrack der Gewalt der Wellen erlegen sein." — „Doch halt," fuhr er plötzlich fort, „wir haben ja den kleinen Kahn," und ohne sich zu besinnen, verließ er das Schiff und schwamm dem Lande zu. Dann aber lief er mit Freitag spornstreichs nach der südwestlichen Bucht, wo das kleine Fahrzeug verborgen lag; und dies geschah so rasch, daß der wohl 4 Stunden weite Weg in kaum 2 Stunden zurückgelegt wurde. Allein im Kahne hatte sich im Laufe der Zeit so viel Wasser angesammelt, daß unsere Freunde längere Zeit brauchten, um dasselbe auszuschöpfen. Dagegen wurde die Fahrt um die Südspitze der Insel mit Hülfe der Ebbe viel leichter bewerkstelligt, als Robinson einst gedacht hatte.

So gern aber unsere Freunde gleich nach dem Schiffe gefahren wären, so mußten sie doch ihren Kahn nach einer Bucht bringen; denn es war bereits zu spät, als daß sie vor Eintritt der Nacht mit dem Befrachten hätten fertig werden können.

Zweites Capitel.

Die geretteten Schätze.

Robinson hatte sich nach der Kahnfahrt unter den mannigfachsten Gedanken und Gefühlen zur Ruhe begeben. Erst machte er sich Vorwürfe darüber, daß er dem Kanonenschusse keine Beachtung geschenkt hatte. „Hätte ich," sagte er zu sich selbst, „gleich auf dem Berge ein Feuer angezündet und dadurch die armen Schiffbrüchigen auf die Nähe einer bewohnten Insel aufmerksam gemacht, so lebten sie gewiß sicher und geborgen hier; nun irren sie vielleicht noch jetzt hungernd auf dem Meere umher oder sind schon ein Raub der Wellen geworden." Dann aber bedachte er, daß die unzähligen Felsenriffe und Klippen die Landung an seiner Insel so gefährlich machten und den Leuten, zumal in der Nacht, eben so leicht den Tod des Ertrinkens hätten bringen können.

Sobald er sich über das Schicksal der Schiffbrüchigen etwas beruhigt hatte, trat ihm wieder die große Wohlthat vor Augen, welche Gott ihm erwiesen. Schon dem dritten Schiffe hatten die unheilvollen Klippen und Sandbänke in der kurzen Reihe von Jahren den Untergang bereitet, und wahrscheinlich war auch dessen Mannschaft ertrunken oder verlebte Stunden der Verzweiflung. Nur ihn hatte die Hand Gottes davor bewahrt. Sie hatte ihn gerettet, mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versorgt, ihm einen Freund und jetzt vielleicht auch die Mittel zu seiner Befreiung gegeben.

In so dankbarer und froher Stimmung war Robinson endlich eingeschlafen, umgaukelt von den schönsten Träumen für die Zukunft. Kaum aber graute der Morgen, so begab er sich mit seinem Diener schon auf den Weg, um noch vor Eintritt der Flut nach dem Wrack fahren zu können. Wie Robinson gedacht hatte, so gelang es ihnen mit Hülfe der Ebbe leicht, mit ihrem Kahn an jenes heranzukommen. Nachdem sie an Bord gestiegen waren, stellten sie zunächst alles zusammen, was Robinson fürs erste in Sicherheit gebracht zu sehen wünschte. Dies war 1) eine Kiste mit Nägeln und Schrauben; 2) zwei Aexte; 3) einige Beile; 4) eine Säge; 5) eine kleine Kiste mit Hobeln, Zangen, Bohrern, Meißeln, Feilen und Raspeln; 6) eine dritte Kiste mit Klammern, Haspen und Haken; 7) ein Fäßchen mit Pulver; 8) zwei Flinten und eine Pistole; 9) einige Säbel; 10) ein Sack mit Kugeln und ein anderer mit Schrot, sowie 11) ein Stück Segeltuch.

Nun galt es, diese Dinge glücklich in den Kahn zu bringen.

Schon hatte Robinson einen Theil der Kisten ausgepackt, um die Gegenstände einzeln hinunterzulassen, als er am Hauptmaste einen Globen sah. Dieser war ihm sehr willkommen; denn nun konnte er an das daran befindliche Tau gleich eine ganze Kiste hängen und langsam zu dem erstaunt zusehenden Freitag in den Kahn hinab lassen. Auf diese Weise verfuhr er auch mit den übrigen Gegenständen, die rückkehrende Flut half den Kahn dem Lande zutreiben, und so langten unsere Freunde mit einiger Anstrengung bald glücklich dort an.

Da Robinson zur Ebbezeit abermals nach dem Schiffe fahren wollte, um noch mehreres von dort zu holen, so mußte er wohl oder übel die geborgenen Sachen vorläufig am Strande lassen. Allein bald überlegte er sich, daß ein Zelt nöthig wäre, weil ein eintretender Regen das Pulver unbrauchbar machen könnte. Gedacht, gethan! Mit Hülfe der eisernen Aexte waren schnell einige Pfähle zugehauen und in die Erde gerammt; über diese wurde das Segeltuch gespannt, und so lagen die Schätze für alle Fälle im Trocknen. Darauf fuhr man nach einem kurzen Mittagsmahle mit der eintretenden Ebbe wieder ab.

Hatte Robinson das erste Mal vorzugsweise Werkzeuge zur Befrachtung des Bootes auserwählt, so richtete er jetzt sein Augenmerk mehr auf Pulver und Waffen. „Denn,“ dachte er, „diese werden wir wohl noch gegen die Wilden brauchen.“ Vor allen Dingen suchte er nach Pulver und war sehr froh, endlich 3 schwere Fässer zu finden, die dessen genug enthielten. In eins davon war freilich das Seewasser eingedrungen; allein Robinson lud es trotzdem auf den Kahn, weil er meinte, den Inhalt durch Trocknen wieder brauchbar machen zu können. Außerdem nahm er noch 10 Flinten und mehrere Pistolen, sowie ein Faß mit Kugeln und ein Säckchen voll Feuersteine mit. Auch diese Ladung wurde glücklich ans Land und unter das Zelt gebracht.

Eine dritte Fahrt wäre heute nicht möglich gewesen und eben so wenig der Transport des Geborgenen nach der Burg. Da war nun unser Robinson kaum in den Besitz einiger Habseligkeiten gekommen, als er schon erkennen mußte, daß auch die Reichen nicht immer von Sorgen frei sind. Er fürchtete nämlich, daß in seiner Abwesenheit die Wilden kommen könnten. Was war da zu thun? Er mußte sich entschließen, in Gesellschaft Amis die Nacht unter dem Zelte zuzubringen und Freitag allein nach der Burg zurückkehren zu lassen. Doch wie sollten sie einander

benachrichtigen, wenn einer von ihnen angegriffen würde? Das Einfachste wären wohl Nothschüsse mit den Flinten gewesen; aber Freitag hatte ja noch nie ein Gewehr in den Händen gehabt, geschweige denn eins geladen und abgeschossen. Es blieb zuletzt nichts andres übrig, als ihn sogleich damit bekannt zu machen.

Robinson lud also im Beisein Freitags eine der Flinten, zielte nach einem nahen Vogel, und puff! da fiel dieser todt herunter. Wer aber beschreibt den Schreck des armen Freitag? Als wäre er selbst getroffen, so stürzte er bei dem Schusse nieder und zitterte wie Espenlaub; ja er sah sogar seinen Gefährten wieder mit jenem ehrfurchtsvollen Blicke an, von dem wir schon früher mehrmals erzählt haben. Es schien ihm gar nicht mit rechten Dingen zuzugehen, daß ein bloßer Mensch auch Donner und Blitz machen und sogar Thiere damit tödten könnte. Und trotz alles Zuredens dauerte es lange, ehe er sich wieder erholte und zu Robinson zu sprechen wagte. Noch viel mehr Mühe kostete es aber, ihn zum Anfassen des Gewehres zu bewegen. Nun zeigte ihm Robinson zwar das Laden und Schießen mehrere Male und suchte ihm den Zusammenhang zu erklären; auch mußte Freitag selbst einmal laden und schießen. Aber es blieb trotzdem ungewiß, ob er im Nothfalle von der Flinte Gebrauch machen würde. Darüber war die Nacht herangekommen, und so mußte Freitag wohl oder übel das Gewehr ergreifen und sich auf den Weg zur Burg machen.

Die Nacht verlief ruhig, und bevor noch die Sonne aufgegangen war, verkündete das fröhliche Bellen des Hundes schon die Ankunft Freitags. Nun fuhren sie fort, auf die gestrige Weise aus dem Schiffe zu holen, was für sie irgendwie von Nutzen schien. Nach 9 Kahnfahrten, die sie an diesem und den folgenden Tagen unternommen hatten, begab sich Robinson zum letzten Male an Bord, um das Schiff zu durchsuchen. Unter dem, was gerettet war, befanden sich wohl allerhand Geräthe, Eisenzeug, Wäsche, Nahrungsmittel, Koch- und Tischgeschirre, Hängematten, ein Schleifstein, eine Rolle Blei, Kugelformen, eine Anzahl Säbel, ein Compaß und Fernrohre; ja selbst 6 kleine Kanonen mit dazu gehörigen Kugeln und die Bestandtheile eines kleinen Wagens waren dabei. Dagegen vermißte er Kleidungsstücke, Messer, Scheren, Nadeln und ähnliche Dinge, und diesen galt jetzt sein Suchen; denn er hätte gar zu gern seinen fußlangen Bart und seine Kopfhaare kürzer geschnitten und sich eine

bessere Kleidung gemacht. Und was fand er dabei? Einen kleinen Koffer, angefüllt mit — Gold und Edelsteinen!

„Was soll ich," sagte er lächelnd, „auf meiner Insel mit diesem Reichthume machen? Könnte ich dafür eine Schere, ein Messer und einige paar Schuhe kaufen, gern würde ich den ganzen Schatz hingeben, der für viele ein Gegenstand der größten Habgier wäre." Und geringschätzend stieß er den Koffer bei Seite und suchte weiter. Nachdem er jedoch in der Cajüte außer einem Messer mehrere beschriebene Papiere gefunden hatte, überlegte er sich's anders. „Wie," dachte er, „wenn es mittels dieser Papiere einst gelänge, den Eigenthümer der Kostbarkeiten aufzufinden? Würde ich nicht einen großen Verlust von ihm abwenden, wenn ich sie jetzt an mich nähme und dann zurückgäbe?" Und als fürchte er, durch die geringste Verzögerung ein Unrecht zu begehen, so eilig schaffte er nun den kleinen Koffer in den Kahn.

Kaum war dieser um einige Ruderschläge vom Wrack entfernt, als ein furchtbarer Sturm losbrach und unsere Schiffer mit entsetzlicher Schnelligkeit dem Ufer zutrieb. Alle ihre Anstrengungen, das Boot nach dem früheren Landungsplatze zu lenken, blieben vergebens; Woge thürmte sich auf Woge, und auf einmal wurde der Kahn so heftig auf den Strand geschleudert, daß Robinson und Freitag herausstürzten. Glücklicherweise kamen sie aber mit heiler Haut davon, und es gelang ihnen nach vieler Mühe auch, ihr Fahrzeug sammt der Ladung aus dem Bereiche der Wellen zu bringen.

Drittes Capitel.

Neue Einrichtungen.

Der Sturm wüthete die ganze Nacht mit derselben Kraft, wie am Tage, und Robinson konnte daher unter seinem luftigen Zelte nur wenig schlafen. Ja er mußte sogar mehrere Male sein Lager verlassen, um das vom Sturme losgerissene Segeltuch wieder an die Pfähle zu befestigen. Endlich graute der langersehnte Morgen, und bald war auch der muntere Freitag da.

Wie erstaunten unsere Freunde aber, als sie beim Hellerwerden sich vergeblich nach dem Schiffe umsahen, dagegen am Strande die großen Mastbäume angeschwemmt fanden! Gewiß waren diese der Gewalt des Sturmes erlegen und hatten beim

Umsturz das Wrack vollends zertrümmert! Wie gut war es doch, daß man die Kahnfahrten so eifrig betrieben und dadurch eine Menge Dinge geborgen hatte, die außerdem jetzt auf dem Meeresgrunde lägen.

Als ein guter Wirth war Robinson beim Anblick der Mastbäume sofort darauf bedacht, diese vollends aufs Land zu schaffen; ebenso wollte er alle Bretter und Planken, die durch die jetzt eintretende Flut an den Strand getrieben würden, zu erlangen suchen. Freitag war freilich nicht damit einverstanden, weil ihm das nächtliche Alleinsein in der Burg nicht behagte. Nach seiner Meinung würden diese Dinge wohl auch am nächsten Tage noch da sein, und so sollten lieber erst die Kisten und schweren Gegenstände nach der Burg geschafft werden, wohin er die leichteren nach und nach bereits mitgenommen hatte. Allein Robinson sagte: „Gerade diese Holzstücke werden uns von großem Nutzen sein, und wer weiß, wohin sie durch die nächste Ebbe geschwemmt werden.“ Und damit eilte er, sich und Freitag mit großen Haken zum Heranziehen der Bretter und Planken zu versehen.

Wie gedacht, so geschehen: die Flut trieb eine Menge derselben herbei, und so war bald ein großer Haufen angesammelt. Die Mastbäume dagegen konnten wegen ihrer Größe und Schwere nicht weiter geschafft werden, als es die Flut bereits gethan hatte; es blieb also nichts übrig, als sie am Strande zu befestigen und nach dem Eintritt der Ebbe zu zersägen.

Kaum aber hatte die letztere dem weiteren Auffangen von Holzstücken ein Ziel gesetzt, so traf Robinson sofort Anstalt zum Transport seiner Habseligkeiten. Denn für ihn war die nächtliche Trennung noch unangenehmer als für Freitag, weil er unter dem Zelte zu sehr der Witterung preisgegeben war. Mit leichter Mühe gelang es ihm, den geretteten Wagen zusammenzufügen; dann wurden einige der Kisten darauf geladen, Freitag und Ami vorgespannt, und fort gings, der Burg zu. Auf diese Weise hatte Freitag bald den größten Theil der Sachen fortgeschafft, während Robinson bei den übrigen Wache hielt und zugleich die Mastbäume zersägte. Da aber trotz des großen Fleißes an diesem Tage nicht alles nach der Burg gebracht werden konnte, so wurden die entbehrlicheren Dinge einstweilen in die Grotte geschafft, weil diese näher war, als die Burg.

Wie wohl war es Robinson, als er nun seit beinahe einer Woche wieder einmal in seinem Hause schlafen konnte, geschützt vor Sturm und Regen und in Gesellschaft seines treuen Freitag!

Die verflossenen Nächte hatten ihn recht lebhaft an die Hülflosigkeit und an die schreckliche Einsamkeit erinnert, in der er einst lebte. Welch' großer Unterschied lag zwischen damals und jetzt! Aber mit Beschämung gestand er sich auch, daß es ihm zuweilen immer noch schwer fiel, die Erfüllung seiner Wünsche ganz dem göttlichen Willen anheim zu geben. Hatte er sich doch erst neulich kaum trösten können, als er statt des vermeintlichen Rettungsschiffes nur ein Wrack fand. Und welch' großes Geschenk war ihm nun aus diesem erwachsen! Was er seit vielen Jahren gewünscht, womit er sich gegen die gefürchteten Wilden vertheidigen, wodurch er sich das Leben angenehmer machen konnte: das hatte er mit einem Male durch das Wrack in so reichem Maße erhalten! — Solche Gedanken waren es auch, die ihn am andern Morgen zum sonntäglichen Gottesdienste begleiteten. Daher bat er den lieben Gott inbrünstig, er möge dem Strauchelnden verzeihen und Kraft und Beständigkeit im Vertrauen auf seine Weisheit und Güte geben.

Der Morgen des nächsten Werkeltages fand unsere Insulaner schon sehr zeitig in voller Thätigkeit. Damit nämlich ihre Reichthümer auch während ihrer Abwesenheit gesichert wären, wollten sie zwei starke Thüren anfertigen und die eine in die Opuntienhecke, die andere aber in den Erdwall einsetzen. Da außer den Werkzeugen auch eine hinreichende Anzahl von Haspen, Bändern und Schlössern gerettet worden war, so ließ sich dies leicht bewerkstelligen. Sobald Freitag mittels des Wagens die nöthigen Bretter aus der Grotte herbeigeholt hatte, erhielt er Anweisung, die Werkzeuge zu gebrauchen. Und nun entwickelte sich in dem Burghofe ein Leben, wie auf einem Zimmerplatze. Während Robinson die passenden Holzstücke aussuchte und zusammenfügte, mußte Freitag unter seiner Leitung andere zerschneiden oder Nägel gerade klopfen. Durch diese Theilung der Arbeit wie durch großen Fleiß förderten unsere Freunde ihr Werk so sehr, daß schon nach einigen Tagen beide Thüren mit eisernen Bändern beschlagen werden konnten. Und nun kamen ihnen die zerschnittenen Mastbäume trefflich zu Statten, weil sie sich sehr gut zu Thürpfosten eigneten. Es wurden also zunächst 2 solche Stücke als Thürpfosten in die Lücke des Erdwalles eingerammt und die Haspen daran angeschlagen; darauf wurde die Thür eingehangen und mit Schloß und Riegel versehen, und siehe da, das äußere Burgthor war fertig! Ein zweites solches Thor machte man diesem gegen-

über in die Opuntienhecke, und so konnte denn von jetzt an die Burg doppelt verschlossen werden.

Aber das genügte unserm Robinson noch nicht. Er machte auch 6 Schießscharten in den Wall und steckte die Kanonenrohre durch, nachdem er jedes innerhalb des Walles auf einer Laffette*) befestigt hatte; kurz, er wandelte seine Burg zu einer kleinen Festung um, in der er den Angriffen der Wilden Trotz bieten konnte.

Während nun Robinson sich außerordentlich über die neue Einrichtung freute, vermochte Freitag ihren Zweck nicht recht zu begreifen. Für ganz nutzlos hielt er aber die Kanonen, denn er kannte ja ihre verheerende Wirkung noch nicht! Robinson lud daher eine davon und verstopfte sich und Freitag die Ohren mit Baumwolle, damit ihnen das Geräusch des Schusses nicht schaden könnte. Dann zielte er nach einem starken Baume und sagte zu Freitag: „Halte den Mund zu und athme kräftig aus, damit Du nicht taub wirst; denn der Knall wird stärker sein, als der der Flinte. Jetzt gieb Acht!“ Ein Krach — und der Baum lag zerschmettert am Boden! Aber auch der arme Freitag war niedergestürzt; trotz der vorbereitenden Worte seines Herrn mochte er doch auf solch' ein donnerähnliches Geräusch nicht gefaßt gewesen sein, und es dauerte ziemlich lange, ehe er sich von seinem Schrecken erholte.

„Nun, Freitag,“ sagte Robinson später, „glaubst Du wohl, daß wir uns jetzt gegen die Wilden vertheidigen könnten, wenn sie uns angriffen?“ — „Ganz gut,“ sagte Freitag triumphirend; „denn wenn sie nur einen solchen Schuß hören, so glauben sie, der Donnerer sei gekommen; sie werden erst alle hinfallen und dann davon laufen!“ — „Und wenn sie dennoch nicht entflöhen?“ fragte jener weiter. — „So müssen wir sie niederschießen,“ war die kurze Antwort. — „Aber Du kannst ja nicht schießen, weil Du Dich selbst vor der Flinte fürchtest.“ — „O, Herr,“ sagte Freitag entschlossen, „ich werde es lernen und mich nicht mehr fürchten.“

Das war für Robinson eine große Beruhigung, denn er glaubte schon mehrmals wieder Spuren der Wilden gefunden zu haben, und nach dem ersten Versuche mit der Flinte hatte er gefürchtet, Freitag werde ihn eintretenden Falles nicht unterstützen

*) Laffetten nennt man die Gestelle, auf welchen die Kanonenrohre so angebracht sind, daß sie beim Zielen höher und niedriger gerichtet werden können.

können. Und eingedenk des Sprüchwortes: „Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist," begann er sogleich, Freitag im Laden und Abschießen der Kanonen zu unterrichten. Es dauerte freilich eine ziemliche Weile, ehe dieser seine Befangenheit zu überwinden vermochte; allein sobald er sich wiederholt überzeugt hatte, daß bei richtigem Laden und Anlegen der Schütze gar nicht gefährdet ist, da griff er beherzt zu. —

Die nächsten Arbeiten unserer Insulaner galten dem Bestellen des Feldes und dem Einräumen der übrigen geretteten Gegenstände in die Burg. Bald aber hatten die letzteren sich dort so angehäuft, daß Robinson nicht mehr wußte, wohin er sie thun sollte. Und doch wollte er, daß jedes Ding seinen bestimmten Platz erhielte, damit es beim Gebrauche sofort zur Hand wäre. Da mußten denn mehrere Regale für die Sachen hergestellt, Nägel und Haspen eingeschlagen, das Entbehrlichere aber unter dem Dache des Hauses untergebracht werden. Was dagegen die Pulvervorräthe betraf, so wurde der größte Theil in die Grotte geschafft, weil ihre Nähe leicht sehr gefährlich werden konnte.

So war denn Haus und Hof angefüllt mit allerlei Geräthen, Werkzeugen und Dingen, die Robinson außerordentlich hoch schätzte, während sie vielleicht mancher Andere kaum beachtet hätte. Aber auch Küche und Keller waren reichlich versorgt mit gepökeltem Fleische, getrocknetem Gemüse, Schiffszwieback u. s. w. Ja nach dem Oeffnen der letzten Kiste fand er sogar einen kleinen Vorrath von Rum und Wein. Viel größere Freude aber bereitete ihm ein Fund, den er zufällig in dem verborgenen Fache eines Koffers machte, nämlich der einer Bibel in englischer Sprache, eines Schreibzeuges und einiger Buch Schreibpapier. Nun konnte er Sonntags seinem Freitag manches aus der Bibel mittheilen und sich erbauen; er konnte aber auch in müßigen Stunden die wichtigsten Ereignisse seines Lebens aufschreiben.

Nur in einer Hinsicht war Robinson nicht mit dem zufrieden, was er aus dem Schiffe gerettet hatte. Dies betraf die vorgefundenen Schiffspapiere, die in einer ihm fremden Sprache abgefaßt waren, denn dadurch wurde es ihm unmöglich zu ermitteln, woher das Schiff gekommen und wessen Eigenthum es gewesen war. Und dennoch wollte er dies gern wissen, weil er es für eine heilige Pflicht hielt, die aufgefundenen Kostbarkeiten dereinst ihrem Eigenthümer zurückzugeben.

Viertes Capitel.

Große Ereignisse.

Ueber den vielen Arbeiten, die durch das Auspacken und Aufbewahren der geretteten Gegenstände hervorgerufen wurden, war die Zeit der Maisernte herangekommen. Hatte früher fast jede Aehre einzeln mit einem Steinmesser abgeschnitten werden müssen, so kamen unsern Freunden jetzt ihre Säbel dabei prächtig zu Statten. Auf diese Weise wurde aber die Arbeit außerordentlich rasch beendigt, obgleich die Ernte diesmal viel größer war, als sonst; und eben so schnell ging das Hereinschaffen vor sich, weil es jetzt mittels des Wagens verrichtet werden konnte.

Doch auch das Auskörnen der Kolben geschah nicht mehr in der früheren mühseligen Weise; denn da es Robinson jetzt nicht mehr an Werkzeugen fehlte, so hatte er aus starken Stücken Holz und Leder bald ein paar Dreschflegel hergestellt. Als Tenne, auf welcher das Getreide gedroschen zu werden pflegt, mußte freilich der harte Erdboden vor dem Hause benutzt werden. —

So war unser Robinson also jetzt glücklicher, denn je. Und dennoch verlor er seine Reisepläne keinen Augenblick aus dem Auge, ja er beschäftigte sich sogar noch viel eifriger damit als vorher. Das war nun freilich kein Wunder, denn gerade die jüngsten Ereignisse mußten seine Sehnsucht nach der Heimat außerordentlich steigern. All die geretteten Gegenstände kamen ihm ja vor, wie liebe Boten aus dem fernen Europa, weil sie ihrer Beschaffenheit nach diesem Welttheile angehörten. — Dazu kam aber noch das Mitleid mit den 17 Schiffbrüchigen, die bei Freitags Landsleuten lebten. Nach Freitags Berichten besaßen ja die armen Leute weder Waffen noch Werkzeuge und Geräthe; sie konnten sich also nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verschaffen und mußten sich mit dem begnügen, was ihnen die Wilden gewährten. Hatte nun Robinson schon zeither die Absicht gehabt, zu ihnen zu fahren, so glaubte er jetzt nicht länger zögern zu dürfen; denn durch den Besitz so vieler Dinge konnte er ihre traurige Lage verbessern; auch ward es mit Beihülfe ihrer Kräfte vielleicht sogar möglich, ein größeres Fahrzeug zu bauen und dann gemeinschaftlich nach Europa zurückzukehren.

Darum wurde nun nach langer Unterbrechung zur Freude Freitags der Kahnbau wieder fortgesetzt. Und wie rasch ging er jetzt von Statten, seitdem man sich eiserner Werkzeuge dabei bediente! Freilich wurden auch diese durch das harte Holz endlich

stumpf, doch was that das? Man hatte ja einen Schleifstein, der nach einigem Nachdenken bald mit einer Achse und Kurbel versehen war, um ihn drehen zu können.

So sah sich denn Robinson schon nach kurzer Zeit im Besitz eines schönen Bootes, das groß genug schien, 10 Mann aufzunehmen. Noch lag es aber auf der Werft*), wo es gezimmert worden war, und zwar über 500 Schritt vom Meere entfernt. Obgleich nun unsere Insulaner sowohl Hebebäume als Walzen anwandten und sich tüchtig anstrengten, so vergingen doch ziemlich 8 Tage, ehe sie ihr Fahrzeug ins Wasser brachten. Desto größer war aber auch die Freude, als die Probefahrt ganz zur Zufriedenheit ausfiel, und besonders gab Freitag sein Entzücken auf alle mögliche Weise kund. Er mochte sich im Geiste schon seinem Vaterlande zufahren sehen; denn er wurde gar nicht müde, seinem Herrn die ungemeine Geschicklichkeit zu zeigen, mit welcher er das Boot trotz seiner Größe fortbewegte und lenkte.

„Nun, Freitag," sagte Robinson, „meinst Du wohl, daß wir uns in diesem Fahrzeuge auf das weite Meer wagen dürfen?"

„O gewiß," entgegnete Freitag, „wir werden darin sehr gut fahren, sogar bei großem Winde." — Trotzdem wollte Robinson auch einen Mast, ein Segel und ein Steuerruder darin anbringen, wozu bekanntlich während der Regenzeit schon Vorbereitungen getroffen worden waren. Jetzt, da man genug Taue, Segeltuch, eiserne Klammern, Haspen und Bänder hatte, ließ sich dieser Plan natürlich leicht ausführen, und so stand das Fahrzeug bald segelfertig vor ihnen. Und wie erstaunte nun Freitag, als er sah, mit welcher Leichtigkeit Robinson es mittels der verschiedenen Stellungen des Segels und Steuerruders vor-, seit- und rückwärts bewegen konnte!

So gern aber beide jetzt sogleich abgereist wären, so war doch die kleine Regenzeit zu nahe, als daß sie ohne die größte Gefahr sich hätten auf das Meer wagen dürfen. Sie mußten sich also noch gedulden und ihr Boot vor der Hand wieder entmasten und auf den Strand ziehen.

Die Regenzeit ging unter allerhand nützlichen Beschäftigungen vorüber, die heftigen Stürme ließen nach, und unsere Freunde rüsteten sich daher zu ihrer Reise. Der 30. Mai, derselbe Tag,

*) Werft nennt man einen Platz, auf welchem Schiffe gebaut werden; dergleichen Werkstellen liegen dicht an Häfen und sind oft sehr groß.

an dem Robinson vor 18 Jahren auf die Insel kam, war zur Abreise bestimmt. Robinson wollte diesmal das Gedächtniß seiner Rettung dadurch feiern, daß er den armen 17 Schiffbrüchigen bessere Nahrung und Wohnung bot. Und vielleicht that er damit zugleich den ersten Schritt, diese und sich der Heimat zuzuführen! So dachte Robinson, nicht so wollte es die Vorsehung!

Der Morgen des ersehnten Tages brach hell und freundlich an, das Boot harrte seiner Insassen — noch ein stiller Gottesdienst, und die Abfahrt konnte vor sich gehen! Es war das 18. Mal, daß Robinson den Tag seiner wunderbaren Errettung festlich beging und mit frommem Dankgebete vor den lieben Gott trat. Aber noch nie hatte er den Altarplatz auf seinem Berge mit solchen Gefühlen erklommen, wie heute. Jetzt kam er nicht bloß, um zu danken, sondern auch um Gottes Segen zu erflehen zu dem wichtigen Schritte, den er mit Freitag zu thun im Begriffe stand. Und sie bedurften diesen Segen reichlich, denn sie gingen vielleicht großen Gefahren entgegen. Wie leicht konnten sie von Stürmen verschlagen werden, wie leicht in die Hände ihrer Feinde fallen!

Endlich erhoben sich beide von ihren Knieen, und noch einmal ließen sie wehmüthig den Blick über die Insel schweifen, die Jahre lang ihr Aufenthaltsort gewesen war und jetzt verlassen werden sollte. Da rief Freitag plötzlich: „O Jammer, dort kommen unsere Feinde!“ Und voller Entsetzen zeigte er nach der Südküste, wo in der That eben eine große Anzahl Wilde in 3 Canots landeten. Der arme Mensch war darüber so erschrocken, daß er am ganzen Körper zitterte und bebte; denn er glaubte bestimmt, die Wilden wären gekommen, um ihn zu fangen und zu schlachten. Robinson suchte ihn zu beruhigen und machte ihm begreiflich, daß er selbst auch in Gefahr schwebe. „Wir müssen uns vertheidigen,“ sagte er, „wenn wir angegriffen werden; aber jetzt wissen wir ja noch gar nicht, was die Wilden hier wollen.“ Und damit stieg er rasch zur Festung hinab, um den Verschluß der Thore zu untersuchen und ein Fernrohr zu holen.

Wieder oben angekommen, bemerkte er durch letzteres, daß im Ganzen 21 Wilde gelandet waren. Sie befanden sich am Saume eines dichten Gebüsches, das sich ziemlich weit in das Innere der Insel hinein erstreckte, und wollten wahrscheinlich abermals eine ihrer Siegesmahlzeiten abhalten; denn eben zündeten sie ein Feuer an. Richtig! Da schleppten mehrere einen Gefangenen herbei und warfen ihn sofort nieder, um ihn zu ermorden. Dieser

Anblick erfüllte Robinson so mit Abscheu, daß er augenblicklich entschlossen war, die Cannibalen anzugreifen.

„Bist Du bereit, Freitag, mir zu folgen und beizustehen, wenn ich auf Deine Feinde losgehe?“ So rief er.

„Ja, Herr,“ sagte Freitag, „aber ihre Zahl ist groß.“

„Was thut das? Wir werden sie mit unsern Gewehren sicher davon jagen. Thue nur, was ich Dir sage!“

„Ich will sterben, Herr, wenn Du's befiehlst.“

„Gut,“ sagte Robinson, „so folge mir rasch.“ Damit stiegen beide eiligst den Berg hinab und luden ihre 6 Gewehre, und zwar 2 blind*), 2 mit Schrot, die übrigen beiden aber sowie 2 Pistolen je mit 2 Kugeln. Auch versahen sie sich mit Säbeln, einem Fernrohre, einigen Stücken Schiffszwieback und einem Fläschchen Rum. So ausgerüstet und verproviantirt**), verließen sie die Festung, schlossen hinter sich die Thore und schritten rasch und muthig dem Kampfplatze zu.

Kaum aber waren sie eine kurze Strecke gegangen, so wurde Robinson in seinem Entschlusse wankend. Hatten ihm doch die Wilden nichts gethan, was einen Angriff auf sie gerechtfertigt hätte; wenn sie aber durch das Schlachten und Verzehren ihrer Kriegsgefangenen eine Sünde begingen, so geschah es unbewußt; denn Freitag hatte ihm ja gesagt, daß dies sogar für eine gute Handlung gelte. Anderseits gebot freilich die Christenpflicht, das Seinige zu thun, um die armen Opfer vom Tode zu erretten. Und dieser Gedanke behielt endlich die Oberhand. Auch hoffte Robinson, daß jenes ohne Blutvergießen geschehen werde; „denn,“ sagte er zu sich selbst, „da die Wilden die Wirkung des Schießpulvers noch nicht kennen, so kann ich sie vielleicht schon durch den Blitz und Knall eines einzigen Schusses verjagen und dadurch ihre Gefangenen befreien. Hierzu war aber nothwendig, daß er sich mit Freitag ungesehen an jene heranschlich; und er wählte deshalb den Weg durch das dichteste Gebüsch und gebot seinem Gefährten, ihm still zu folgen.

Sobald sie dem Saume des Gehölzes so nahe gekommen waren, daß sie die Wilden deutlich hören konnten, machten sie Halt. Freitag stieg auf einen Baum, um zu sehen, was diese vornähmen. Nach wenigen Minuten kam er mit der Meldung herab: sie säßen um das Feuer herum und verzehrten das Fleisch

---

*) blind laden heißt: statt der Kugel nur einen Pfropfen in den Lauf thun. — **) verproviantirt, mit Mund-Vorrath versehen.

eines Gefangenen; aber es läge noch ein anderer geknebelt da, und dies wäre einer von den 17 weißen, bärtigen Männern.

„Wie? Ein weißer Mann?“ fragte Robinson entrüstet, und im Nu war er selbst auf dem Baume. Kaum aber hatte er aus der Kleidung und Gesichtsfarbe des Gefangenen erkannt, daß dies ein Europäer war, so setzte er mit Freitag schnell seinen Weg fort.

Eben da sie sich bis auf etwa 80 Schritt den Wilden genähert hatten, wollten 2 derselben dem Europäer die Fesseln an den Füßen lösen, um ihn zum Feuer zu führen. „Jetzt,“ sagte Robinson leise zu Freitag, „ahme genau nach, was Du mich thun siehst!“ Mit diesen Worten legte er 2 seiner Flinten vor sich hin und behielt nur die blind geladene in der Hand. Sein Gefährte that desgleichen. Nun spannte er den Hahn und frug, ob Freitag fertig wäre. — „Ja, Herr!“ sagte dieser, indem er ruhig wie ein Soldat zielte.

„Feuer!“ commandirte Robinson, und zwei donnerähnliche Schüsse halten durch Berg und Thal, gefolgt von entsetzlichem Geheul der Wilden.

Als sich der Pulverdampf etwas verzogen hatte, zeigte sich die Wirkung der Schüsse. Robinsons Wunsch, die Wilden durch Schreck davon zu jagen, schien erfüllt; denn obgleich sie sämmtlich zu Boden gestürzt waren, so erhob sich doch einer nach dem andern und lief heulend dem Strande zu.

Fünftes Capitel.

Eine Ueberraschung.

Eben verließen Robinson und Freitag ihr Versteck, um dem Europäer seine Befreiung anzukündigen und beizustehen, als die entflohenen Wilden plötzlich wieder umkehrten. Ja sie erhoben sogar ein furchtbares Kriegsgeschrei und stürmten gerade auf unsere Freunde los. Trotzdem wollte Robinson noch einen Versuch machen, ihr Leben zu schonen und sie nur durch leichte Verwundungen zu verjagen.

Wieder erscholl das Commando: Feuer! Stärker als vorhin rollte der Donner der beiden Schüsse dahin, und wieder verhüllte dichter Qualm ihre Wirkung! Diesmal war sie aber eine ganz andere. Die Wilden hatten den Blitz und den Rauch gesehen, den Donner gehört, und im selben Augenblicke waren viele

von ihnen durch die Schrotkörner verwundet worden und einige sogar niedergestürzt. Darum rannten sie in unbeschreiblicher Verwirrung durcheinander und dem Strande zu. Jetzt war für Robinson der Augenblick gekommen, den Europäer zu befreien, mit Waffen zu versehen und zur Betheiligung am Kampfe aufzufordern. Doch der arme Mann verstand ihn nicht und konnte sich kaum aufrichten, geschweige denn kämpfen. Das Einzige, was er zu sprechen vermochte, waren die Worte: Christianus*) und Hispanus**), die er auf Robinsons englische und deutsche Fragen nach seiner Herkunft zur Antwort gab. Sobald er sich aber durch einige Schlucke aus dem gereichten Rumfläschchen gestärkt hatte, wurde er viel lebendiger und bezeigte seine Dankbarkeit; auch nahm er nun einen Säbel in Empfang, sowie ein Pistol, das er in seinen Gürtel steckte.

Während dieser Zeit holte Freitag die im Walde zurückgelassenen Gewehre herbei, und Robinson war daher mit dem Spanier allein auf dem Kampfplatze. Dies hatten nun aber die Wilden gesehen und deshalb wieder neuen Muth geschöpft; kurz, auf einmal erhoben sie ein entsetzliches Geheul und stürmten unter Schwingen ihrer Keulen wüthend auf jene beiden los. Da sah sich Robinson freilich gezwungen, jegliche Schonung bei Seite zu setzen und mit dem scharf geladenen Gewehre auf die Feinde zu schießen. Angesichts der Gefahr nahm aber auch der Spanier den letzten Rest von Kraft zusammen; schon in der nächsten Secunde war er auf den Beinen, drang mit dem Säbel in der Hand wüthend auf seine Gegner ein und hieb im Nu einen derselben nieder.

Hatte der Spanier den Kampf mit 3 Wilden unternommen, so griff Robinson die übrigen an, wobei er mit einem einzigen Schusse einen davon tödtete und einen andern schwer verwundete. Das wirkte zwar so gewaltig, daß die Wilden entsetzt zurückprallten; aber sie rüsteten sich schnell zu einem neuen Angriffe und brachten Robinson in große Gefahr, weil er nun kein geladenes Gewehr und auch keinen Säbel mehr besaß. Da erschien glücklicherweise Freitag mit seinen scharf geladenen Waffen auf dem Platze, schoß augenblicklich 2 der Wilden nieder und brachte dadurch die übrigen zum Weichen. Indes er nun diese vollends nach dem Strande jagte, eilte Robinson dem Spanier zu Hülfe; denn er sah von weitem, daß dieser von einem Wilden hart

*) Christianus, **) Hispanus sind zwei lateinische Wörter, von denen das erste ein Christ, das andere ein Spanier bedeutet.

bedrängt wurde, nachdem er bereits 2 getödtet hatte. Trotz seiner Schwäche focht der Spanier wie ein Löwe, und er hatte seinem baumlangen Gegner bereits zwei stark blutende Wunden beigebracht, als dieser ihn zu Boden warf und sich des Säbels zu bemächtigen suchte. Allein diese Waffe fahren lassen, das doppelt geladene Pistol aus dem Gürtel reißen und abfeuern: das war das Werk eines Augenblicks. Ein kurzer gellender Schrei, und der Feind stürzte, ins Herz getroffen, leblos nieder.

Da somit auch der Spanier Sieger blieb, so waren unsre Freunde jetzt allerdings Herren des Schlachtfeldes; doch Robinson hielt die Zahl der Entflohenen für zu groß, als daß er nicht einen neuen Angriff gefürchtet hätte. Auch Freitag und der Spanier waren dieser Meinung, und so eilten sie, jeder mit 2 geladenen Gewehren bewaffnet, sämmtlich dem Landungsplatze der Wilden zu. Und richtig fanden sie diese wieder den Canots entstiegen und bereit, den Kampf nochmals aufzunehmen. Ja es schien sogar, als ob sie diesmal auf ihre vierfache Uebermacht pochen wollten; denn unter wüthendem Geschrei schritten sie rasch vorwärts und schwangen drohend ihre Keulen.

Schnell entschlossen theilte Robinson als Feldherr seine Truppen in 3 Colonnen, von denen freilich jede nur 1 Mann zählte, und ließ sie im Sturmschritt auf den Feind losgehen; aber erst das Knattern der Flinten und der abermalige Verlust von 3 Mann brachte diesen zur Flucht, diesmal aber so entschieden, daß der Rest eiligst in 2 Canots sprang und dem Bereiche der Kugeln zu entkommen suchte. Ja die wenigen Leute, welche die Kähne führten, ruderten so schnell, daß Freitag vergeblich nach ihnen schoß.

Trotzdem traute Robinson dieser Flucht noch nicht, weil er nur 6 Wilde in den Kähnen sitzen sah. „Gewiß haben sich,“ so dachte er, „mehrere der Feinde irgendwo versteckt, um mich und meine Genossen meuchlings zu überfallen.“ Er untersuchte daher vor allen Dingen das Canot, welches die Wilden zurückgelassen hatten. Aber wie erstaunte er, als er in dem Boote noch einen an Händen und Füßen gefesselten Wilden liegen sah. Der Unglückliche war so furchtbar zusammengeschnürt, daß er sich nicht regen konnte und nur durch leises Stöhnen Lebenszeichen von sich gab. Ja selbst, als ihn Robinson rasch von seinen Fesseln befreit hatte, war er trotz des ihm geleisteten Beistandes nicht fähig, sich aufrecht zu erhalten. Dies mochte aber daher rühren, daß er seinen Retter nicht verstand und jedenfalls glaubte

er solle nun geschlachtet werden; denn er zitterte an allen Gliedern und wimmerte noch viel mehr als vorhin.

Robinson trug deshalb dem eben hinzukommenden Freitag auf, den Jammernden über sein Schicksal zu beruhigen. Kaum aber hatte Freitag diesem ins Gesicht gesehen, als er ihn mit einem lauten Schrei umarmte, küßte und nur wieder losließ, um eine noch stürmischere Umarmung folgen zu lassen. Wie ein Wahnsinniger lachte und weinte er durcheinander; er sprang und tanzte und schien die wiederholten Fragen seines Herrn gar nicht zu hören. Es dauerte daher ziemlich lange, ehe er wieder zu sich selbst kam, und nun erst erfuhr Robinson, daß der alte Wilde Freitags Vater war.

Sechstes Capitel.

Robinson und seine Unterthanen.

Nichts ist der Wonne zu vergleichen, die das Bewußtsein einer guten That giebt! Und wer hätte diese Wonne mehr empfinden können, als Robinson? Durch heldenmüthige Entschlossenheit hatte er nicht bloß zwei Menschen das Leben gerettet, sondern auch seinem guten Freitag den Vater zurückgegeben.

Und wie innig Freitag diesen liebte, davon gab er jetzt die rührendsten Beweise. Bald drückte er den Kopf des Greises an seine Brust, bald sprang er wieder empor, um seinen Herrn zu umarmen. Wohl zwanzigmal verließ er den Kahn, ohne zu wissen, warum? Aber immer kehrte er sogleich dahin zurück und liebkoste den alten Mann. Mit welcher Zärtlichkeit rieb er ihm die Hände, Arme und Beine, die durch den Druck der Fesseln ganz steif geworden und abgestorben waren! Und wie jauchzte er, als die Glieder wieder geschmeidig wurden, nachdem er sie auf Anordnung seines Herrn mit Rum eingerieben hatte! Sobald aber der alte Mann etwas zu sich selbst gekommen war, da gab es ein freudiges Fragen und Antworten zwischen Vater und Sohn. Freilich geschah dies in der Sprache der Caraiben; allein Robinson sah doch bald an den Mienen und Geberden, daß Freitags Vater weder seine wunderbare Rettung, noch das Wiederfinden des Sohnes begreifen konnte. Freitag aber wurde gar nicht fertig, von seinem Herrn zu erzählen, indem er diesem dabei wiederholt die Hand drückte.

Um sich diesen Dankesbezeigungen zu entziehen und Vater

und Sohn ungestört der Freude des Wiedersehens zu überlassen, ging Robinson zu dem Spanier. Dieser hatte sich im Schatten eines Baumes niedergelassen und war jetzt so schwach, daß niemand in ihm den tapfern Kämpfer von vorhin wieder erkannt hätte. Trotzdem empfing er seinen Befreier mit einem Blicke des innigsten Dankes und küßte ihm die Hand. Um ihn zu stärken, gab ihm Robinson einen Schluck Rum und ein Stück Schiffszwieback von seinem noch unberührten Mundvorrathe.

Bei der Rückkehr zu dem Kahne sah er Freitag immer noch eifrig mit seinem Vater beschäftigt. „Hast Du denn Deinem Vater etwas zu essen gegeben?“ fragte er den fröhlich Plaudernden. „Nein,“ antwortete dieser ganz erschrocken, „ich Taugenichts hatte schon alles gegessen.“ „Nun, dann gieb ihm dies,“ sagte Robinson, indem er den Rest seines Mundvorraths, nämlich ein Stück Brot, aus der Tasche zog.

Kaum aber hatte Freitag dies dem Greise gegeben, so sprang er aus dem Kahne und rannte, ohne ein Wort zu sagen, davon. Weder Rufen noch Schreien vermochte seiner Schnelligkeit Einhalt zu thun, und fast im Nu war er dem Blicke entschwunden. Nach höchstens einer Stunde kam er wieder, aber viel langsamer, weil er einen Krug mit Trinkwasser und verschiedene Lebensmittel trug. In so kurzer Zeit hatte er den ziemlich weiten Weg nach der Festung zweimal zurückgelegt, um seinem Herrn das Hergegebene zu ersetzen, seinen Vater aber mit einem frischen Trunke zu erquicken.

Das Wasser war in der That ein Labsal und löschte den Durst besser, als der Rum. Freitag erhielt daher den Auftrag, nun auch dem Spanier den Krug zu reichen, während ihn Robinson mit noch mehr Speise versah. Aber die Glieder dieses armen Mannes waren mittlerweile so sehr geschwollen, daß er sich kaum rühren konnte und daher wie ein Kind gespeist und getränkt werden mußte. Robinson ließ ihm deshalb durch Freitag Hände, Arme und Beine mit Rum einreiben, während er selbst dabei half, wo er konnte. Da war es nun höchst drollig anzusehen, wie oft sich Freitag bei seiner Beschäftigung nach seinem Vater umblickte. Auf einmal schien es, als wäre der alte Mann umgefallen — flugs ließ Freitag das Einreiben sein und rannte, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Kahne; doch kehrte er gleich zu seiner Beschäftigung zurück, sobald er über den Zustand des Greises beruhigt war.

Nun setzte Robinson die vorhin begonnene Untersuchung nach

versteckten Wilden fort, und es ergab sich, daß seine Befürchtung ohne Grund gewesen war; es mußten also mehrere von diesen schwer verwundet worden sein und bei der Abfahrt in den Canots gelegen haben. Er wollte sich aber auch überzeugen, ob nicht einer oder der andere der gefallenen Feinde noch am Leben wäre und etwa seines Beistandes bedürfte. Daher machte er noch einmal die Runde auf dem Schlachtfelde. Allein sie waren alle todt, und nun traf er Anstalt zum Aufbruche nach der Festung.

Da diese ziemlich weit entfernt war und die Kranken nicht gehen konnten, so sollte der Weg auf dem Meere zurückgelegt werden; denn auf diese Weise wurde zugleich das erbeutete Canot in die Nähe der Wohnung geschafft. So nahm denn Freitag den Spanier auf den Rücken und trug ihn in den Kahn, während Robinson die Gewehre darin unterbrachte. Dann stießen sie das Fahrzeug vom Ufer und fuhren ab. Kaum aber hatten sie einige Ruderschläge gethan, als ein gewaltiger Sturm sich erhob, der die ganze Gesellschaft in große Gefahr brachte; und sie wäre dieser sicher unterlegen, wenn Robinson und Freitag sich nicht übermenschlich angestrengt hätten, die ungeheuren Wellen zu bekämpfen.

Als man endlich die Bucht erreicht und den Kahn verlassen hatte, da galt es, die Kranken nach der Festung zu bringen. Beide konnten sich kaum rühren, geschweige denn den immer noch ziemlich weiten Weg zu Fuße zurücklegen. Robinson wußte aber Rath. Mit Hülfe der Beile wurden rasch einige junge Bäume umgehauen, daraus eine Tragbahre gefertigt und auf dieser dann aus Pisang- und anderen Blättern ein weiches Lager bereitet; nun setzte man die armen Befreiten darauf und trug sie behutsam zur Festung. So schwer aber auch die Bürde sein mochte, für Robinson war sie eine süße; denn sie bestand aus Menschen, und diese hatte er ja so oft herbeigewünscht!

Am Ziele angelangt, brachte man die beiden Gäste vor allen Dingen zur Ruhe und ließ sie schlafen. Nun schlachtete Robinson eine junge Ziege und bereitete eine gute Brühsuppe, sowie ein vortreffliches Fleischgericht. Unterdes molk und versorgte Freitag die Ziegen, und dann deckte er den Tisch. Das war aber heute ein anderes Decken als gewöhnlich; wurde doch zu Ehren der Angekommenen sogar ein Tuch über den Tisch gebreitet und eine Flasche Wein mit darauf gestellt. Nun fehlte es freilich an 2 Stühlen; doch Robinson und Freitag wußten

sich bald zu helfen, indem sie zwei leere Tonnen neben einander aufstellten und ein starkes Brett darüber legten.

Was für große Augen machten aber die beiden Gäste, als sie bei ihrem Erwachen sich in einem ganz wohnlichen Hause befanden und den gedeckten Tisch sahen! Selbst der Spanier mochte auf einer so entlegenen Insel nichts weniger als solche Einrichtungen erwartet haben; aber am meisten war natürlich der alte Wilde erstaunt, denn er hatte ja bis dahin noch nichts Derartiges gesehen. Bildete er sich doch sogar ein, daß er und sein Sohn und der Spanier gestorben und nun im Sonnenhause wären. Daher kam es denn auch, daß der gute Greis erst gar nicht von den Speisen zulangte, obgleich sich der Beherrscher dieser Insel huldreich genug herabließ, seinen Gästen aufzuwarten. Nachdem jedoch auch Freitag redlich das Seinige gethan hatte, um ihn zum Essen aufzumuntern, wichen alle Bedenklichkeiten vor seinem Appetite zurück. Brühsuppe wie Fleisch schienen ihm trefflich zu behagen, und als er vollends einige Schlucke Wein getrunken hatte, wurde er sogar fröhlich und fing an zu reden.

Da der Spanier während seines Aufenthaltes bei Freitags Landsleuten genug Caraibisch gelernt hatte, so wurde die Unterhaltung in 2 Sprachen geführt, nämlich in der deutschen und in der caraibischen. Der heute ganz ausgelassene Freitag hatte dabei das Amt eines Dolmetschers, indem er die Reden seines Herrn caraibisch und die der beiden Ankömmlinge deutsch wiederholen mußte. Natürlich drehte sich das Gespräch meist um den heutigen Kampf mit den Wilden. Freitag und der Spanier fürchteten, daß diese bald in großer Anzahl zurückkommen würden; und nach ihrer Meinung wäre es daher ein großer Fehler gewesen, daß man sie nicht am Entkommen verhindert hätte. Robinson war anderer Ansicht. Er beklagte es schon, daß so viel Menschenblut vergossen worden war. „Kommen sie aber wieder,“ sagte er, „so ist unsere Armee und diese Festung stark genug, ihren Angriffen zu trotzen.“ Auch Freitags Vater fürchtete nichts. Er sagte: die Flüchtlinge würden in ihren leichten Kähnen jedenfalls durch den Sturm verschlagen oder untergegangen sein. Wenn sie aber trotzdem ihre Heimat erreicht hätten, so würden sie ihren Landsleuten gewiß abreden, Robinsons Insel zu besuchen, weil sie Robinson und Freitag für böse Geister gehalten hätten. Ihre Worte wären gewesen: Menschen könnten nicht Blitz und Donner machen und Feuer und Tod in die Ferne schicken; das könnten nur die bösen Geister.

Ueber dieser Unterhaltung war es unerwartet schnell Abend geworden, und sämmtliche Inselbewohner begaben sich daher zur Ruhe. Aber die heutigen Ereignisse beschäftigten unsern Robinson so lebhaft, daß er trotz seiner großen Müdigkeit nicht schlafen konnte. In derselben Stunde, in der er zu den weißen Männern zu fahren gedachte, war einer von diesen mit Freitags Vater auf seine Insel gekommen, und beide lagen jetzt mit ihm unter einem Dache. Erst hatte er so viele Jahre lang allein leben müssen, und nun sah er sich von 3 Menschen umgeben, die ihm unterthan, die ihm gewiß treu ergeben waren; denn er hatte sie sämmtlich durch sein kühnes Einschreiten vom Tode befreit. Ja er konnte sich lächelnd des Gedankens nicht erwehren, daß er nun einige Aehnlichkeit mit einem Könige hätte. War er nicht unumschränkter Herrscher seiner Insel, hatte er nicht Unterthanen und sogar ein befestigtes Schloß? „Wie meine Insel," dachte er, „so sind gewiß nach und nach alle die einzelnen Länder bevölkert worden; wie ich, so mögen wohl auch in früheren Zeiten tapfere Menschen die schwachen beschützt haben und dadurch deren Herrscher und Gesetzgeber geworden sein."

Bei alledem aber vergaß er nicht, sich dankbar zum lieben Gott zu wenden, denn kaum hätte sich dessen Güte sichtbarer zeigen können, als heute. Wären die Wilden nur eine Stunde später gekommen, so würden sie ihn und Freitag wahrscheinlich unterwegs getroffen und bei ihrer großen Uebermacht aus Rache ermordet haben.

Siebentes Capitel.

Geheime Pläne.

Kaum hatte das Morgenroth den Anbruch des neuen Tages verkündet, so war Robinson als ein guter Regent schon darauf bedacht, Unheil von seinem Reiche abzuwenden. In dem gestrigen Kampfe waren 12 Wilde getödtet worden, deren Körper noch auf dem Schlachtfelde umher lagen. Blieben sie dort den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, so gingen sie schnell in Verwesung über und verpesteten die Luft. So wurde denn Freitag nach dem Kampfplatze geschickt, um sowohl die gräßlichen Ueberreste der Cannibalen-Mahlzeit als auch die Leichname der Feinde zu verscharren. Unterdes bereitete Robinson das Frühstück.

Nach dem Frühstücke fand eine gemeinschaftliche Besichtigung

der Festungswerke, des Gartens und Feldes, der Höhle, Sommerwohnung sowie der Ziegengehege statt, um die neuen Unterthanen mit ihrem jetzigen Wohnorte bekannt zu machen. Dabei fand der Spanier nicht Worte genug, seine Ueberraschung über Robinsons zweckmäßige Einrichtungen auszudrücken; der alte Wilde aber begriff gar nicht, wozu das alles nützen sollte, und Freitag hatte daher vollauf mit der Erklärung zu thun. — Sodann begab man sich zu dem von Robinson und Freitag erbauten Boote, um dasselbe sowie seinen Inhalt wieder in Sicherheit zu bringen; denn die beabsichtigte Reise mußte nun doch jedenfalls so lange aufgeschoben werden, bis der Spanier und Freitags Vater sich vollständig erholt haben würden. Bei Betrachtung des Kahnes kam das Gespräch natürlich bald auf das Schicksal des Spaniers und seiner 16 Gefährten, welche noch in Freitags Vaterlande lebten.

„Unser Schiff," so erzählte der Spanier, „kam von Rio de la Plata*), war mit Silber befrachtet und sollte zunächst nach Havannah**) gehen; denn dort sollte es Zucker und andere Producte mitnehmen. Allein unablässig verfolgten uns heftige Stürme, und schon einige Tage nach unserer Abfahrt büßten wir durch einen solchen 6 Matrosen ein. Kaum war dieser Verlust durch Aufnahme 5 schiffbrüchiger Portugiesen ziemlich ersetzt, so stürzte sich ein neuer Sturm auf unser Schiff. Und dieser warf es so schrecklich hin und her, daß wir bald nicht mehr wußten, wo wir waren. — Seeleute sind nie verzagt, und so hofften wir immer noch, glücklich durchzukommen. Diese Hoffnung stieg, als wir kaum einige Seemeilen***) von uns ein Feuer aufgehen sahen; denn wir hielten dies für ein Zeichen, daß eine Insel in der Nähe wäre, auf der man unsere Nothschüsse gehört hätte."

„Doch schon einige Augenblicke danach wurde unser Fahrzeug so heftig gegen ein Felsenriff geschleudert, daß es auch den einzig gebliebenen Hintermast noch verlor und einen ungeheuren Leck bekam. Augenblicklich drang das Wasser in Strömen ein, und wir mußten eilen, in die Schaluppe†) zu kommen, um wenigstens das nackte Leben zu retten. — Zwei volle Tage und Nächte kämpften wir gegen Sturm und Wellen, und keinen Augenblick

*) Sonst Argentinische Republik in Südamerika, vom Atlant. Ocean begrenzt. — **) Hauptstadt der westind. Insel Cuba. — ***) 4 Seemeilen bilden eine deutsche Meile. — †) Schaluppe, ein kleines Fahrzeug mit 2 Masten und einigen Rudern zum Transport von Personen vom Schiffe nach dem Lande oder nach einem andern Schiffe.

in dieser langen Zeit verließ uns die Gefahr des Unterganges. Da wir so lange nichts zu essen gehabt hatten, so fehlte uns am dritten Tage die Kraft zum Lenken des Bootes, und wir wurden an eine kleine Insel geworfen; aber wer beschreibt unsern Schrecken, als wir uns plötzlich von Wilden umgeben sahen! Zwar leisteten uns diese so viel Beistand, daß wir den Fluten vollends entrannen; doch wir glaubten, daß sie es nur thäten, um dann ihren Appetit nach Menschenfleisch an uns stillen zu können."

„Wir hatten uns getäuscht, die Wilden dachten menschlicher; sie nahmen uns freundlich auf und theilten mit uns, was sie hatten. Allein da ihre Nahrung fast nur aus Cassavabrot und aus Fischen bestand und wir selbst aus Mangel an Kochgeschirr und Waffen weder andere Speisen bereiten, noch ein Jagdthier erbeuten konnten, so wünschten wir uns bald fort. Dazu kam, daß wir genöthigt waren, die Zeit mit Nichtsthun zu verbringen, und also die schrecklichste Langeweile empfanden."

„Da uns die heftigste Sehnsucht nach der Heimat quälte, so beriethen wir oft über Mittel, diese wieder zu erreichen; allein nirgends zeigte sich ein Ausweg. Unsere Schaluppe war nicht nur zu klein, sie war auch so schadhaft geworden, daß wir uns derselben nicht anvertrauen konnten. Und doch hatten wir keine Werkzeuge, sie auszubessern oder eine neue zu erbauen. Je schwächer aber die Hoffnung auf Befreiung wurde, desto unerträglicher kam uns unsere Lage vor, und so weinten wir oft heiße Thränen. Da entspann sich vor einigen Tagen ein Krieg zwischen unseren Wirthen und einem wilden Nachbarvolke. Natürlich standen wir jenen bei, und in diesem Kampfe wurde ich zugleich mit Freitags Vater und einem seiner Gefährten von den Feinden gefangen genommen und auf diese Insel geschleppt." — Hiermit schloß der Spanier seine Erzählung; dann sagte er zu Robinson: „Sie können daher leicht denken, mit welcher Freude meine Genossen Ihre Ankunft begrüßen, und wie dankbar sie für das geringste Mittel zur Befreiung sein würden."

Auch Freitags Vater versicherte, daß Robinson in seinem Vaterlande die freundlichste Aufnahme finden würde, zumal er ihm und seinem Sohne das Leben gerettet habe. Aber Robinson brach das Gespräch ab. Er wollte den Spanier und Freitags Vater erst prüfen, ob sie Geduld, Arbeitsamkeit und Ausdauer genug besäßen, um die Mühen und Entbehrungen seines Insellebens mit ihm zu theilen; auch bedachte er als weiser Regent,

daß seine jetzigen Vorräthe nicht hinreichen würden, ihn und 19 Unterthanen auf längere Zeit zu ernähren. — So führte er denn seine Gäste nach der Festung zurück und ging ebenso wie Freitag an seine Arbeit. —

Schon nach einigen Tagen waren beide Ankömmlinge so weit gekräftigt, daß sie sich erboten, ihren Befreier in seinen Arbeiten zu unterstützen. Und dies war auch sehr nöthig, weil es jetzt alle Hände voll zu thun gab. Ohne der Reise wieder zu erwähnen, traf Robinson nämlich doch alle möglichen Vorkehrungen zu dieser. Vor allen Dingen mußte ein großer Vorrath von Nahrungsmitteln angesammelt werden, damit nicht etwa während der Regenzeit Mangel eintreten könnte, wenn die Zahl der Inselbewohner bis auf 20 gestiegen sein würde. Namentlich war es nöthig, daß 10 Mal soviel Mais angebaut wurde, als zeither, und hierzu reichten weder die Werkzeuge noch das Magazin aus. Robinson richtete also zunächst eine förmliche Schmiede ein, in der ein eiserner Pflug und eine Egge hergestellt wurden. Nachdem dies geschehen war, ließ er durch den Spanier und Freitags Vater das neue Feld einfriedigen, damit die Saat gegen die Angriffe des Wildes geschützt wäre. Dann und wann stellte er auch größere Jagdzüge an, um seine Fleischvorräthe zu vermehren; Freitag aber hatte genug zu thun, um das Ausweiden, Pökeln, Räuchern und die Küche zu besorgen. Kurz, keine Hand durfte müßig sein, und jedem waren bestimmte Arbeiten zugetheilt; ja sogar 1 Ziege und 2 Böcke mußten mit thätig sein, indem sie vor den Pflug und die Egge gespannt wurden.

Aber trotz alles Fleißes gelang es nur mit Mühe, der Bestimmung Robinsons gemäß noch vor der großen Regenzeit mit dem Stecken von Maiskörnern fertig zu werden; Robinson glaubte nämlich, daß auf diese Weise die Ernte früher gehalten werden könnte, als beim Säen nach der Regenzeit. — Wie immer, so wußte Robinson auch diesmal die Regenzeit zu benutzen; denn er ließ während derselben Geschirre, Körbe und allerhand Geräthe anfertigen. Als sie aber zwischen Arbeit und Gespräch überraschend schnell vorüber gegangen war, kam die Erbauung eines neuen Hauses an die Reihe, weil Robinson den Ankömmlingen doch auch ein Obdach bieten wollte. Dies wurde zwar nicht aus Backsteinen, sondern aus Baumstämmen erbaut; da es aber ziemlich groß sein mußte, so gab es unsern Insulanern so viel Beschäftigung, daß mittlerweile die Zeit der Ernte heranrückte.

Jetzt endlich, nachdem diese eingebracht und alle sonstigen

Anstalten zur Aufnahme der Fremden getroffen waren, brach Robinson das Schweigen über seine Pläne. „Ihr habt Euch," so sagte er, „vielleicht gewundert, daß ich der Reise nicht wieder erwähnte. Trotzdem war all mein Denken und Thun darauf gerichtet, sie ins Werk zu setzen. Aber ich wollte Euch erst prüfen, ob Ihr Geduld, Ausdauer und Fleiß genug besäßet; denn das sind Eigenschaften, die selten gefunden werden, die aber die Bewohner der Insel in sich vereinigen müssen. Darum verschob ich die Reise und ließ, ohne den Grund zu sagen, Euch schwere Arbeiten thun. Ihr habt die Prüfung rühmlich bestanden, denn Ihr habt es nicht nur ruhig ertragen, daß ich Eure Bitte versagte, sondern auch mit Hingebung und Eifer meine Befehle ausgeführt. Dadurch sind aber in kurzer Zeit alle die Vorbereitungen beendigt worden, welche ich zur Aufnahme der übrigen 16 Europäer für nöthig hielt." — Nach diesen Worten wandte er sich an den Spanier und sagte: „Wenn Ihr also gewiß seid, daß mir Eure Gefährten dieselbe Treue bewahren werden, so könnt Ihr mit Freitags Vater zu ihnen zurückkehren und sie mit hierher bringen."

Es läßt sich kaum denken, welche Freude diese Worte hervorbrachten. Der Glücklichste aber war der Spanier; mit Thränen in den Augen gestand er, daß ihm das Schicksal seiner Gefährten oft recht kummervolle Stunden gemacht habe, zumal sie wirklich gute Menschen wären. „Die Armen," so fuhr er fort, „haben lange und schwer genug gelitten, daß sie die ihnen erwiesene Wohlthat zu würdigen wissen und ihrem Befreier ewig dankbar und treu sein werden. Dennoch werde ich keinen mitbringen, der mir dies nicht mit einem heiligen Eide gelobt."

„Allerdings," sagte Robinson, „ist es mein Wille, daß sie sich förmlich dazu verpflichten, und ich habe daher bereits eine Urkunde entworfen. Ich will sie jetzt deutsch vorlesen, Freitag soll sie Satz für Satz caraibisch wiederholen, und Ihr schreibt sie danach in Eurer Landessprache nieder." Damit gab er dem Spanier Papier, Tinte und Feder und las:

„Wir, die Unterzeichneten, erkennen hiermit Robinson Crusoe als alleinigen Beherrscher seiner Insel wie auch als unsern Befehlshaber an. Wir geloben ihm daher nicht nur strengsten Gehorsam in allen Stücken, sondern auch unverbrüchliche Treue. Wir versprechen, stets sein und der Insel Wohl nach Kräften zu fördern und sowohl ihn als auch Freitag und dessen Vater zu vertheidigen."

Freudig ging der Spanier darauf ein und schrieb das Gehörte in spanischer Sprache nieder. Schon am andern Tage wurde das erbeutete Canot mit Waffen, Pulver und Blei, sowie mit soviel Lebensmitteln ausgestattet, daß 18 Personen länger als 8 Tage daran genug hatten. Nun wurde ein Signal bestimmt, durch welches die Rückkehr schon von fern angezeigt werden sollte; der Spanier nahm den Vertrag sowie Feder und Tinte an sich, und die Abschiedsstunde war da. — Freitag weinte bitterlich, als er sich von seinem Vater trennen mußte; dieser aber sowie der Spanier versicherten Robinson nochmals des innigsten Dankes und ewiger Treue. Da trat die erwartete Flut ein, und so stießen die Gäste vom Lande ab, noch lange nachher aus der Ferne mit den Zurückgebliebenen Grüße austauschend.

Als endlich das Boot aus dem Gesicht entschwunden war, da gingen Robinson und Freitag still und gedankenvoll der Festung zu; der Eine bat den lieben Gott um seinen Segen zu dieser Unternehmung, der Andere aber trauerte über die neue Trennung von seinem Vater.

Achtes Capitel.

Landung von Europäern.

Je wohler unsern Insulanern das Zusammensein mit Freitags Vater und dem Spanier gethan hatte, um so größer war die Leere, welche sie nach deren Abreise empfanden. Sie zählten daher fast die Stunden, bis jene der Verabredung gemäß wieder eintreffen sollten, und viel zu langsam für ihre Sehnsucht schlichen die Tage dahin. Endlich brach der 8. Tag, also der des Wiedersehens an. Freitag hatte schon beim ersten Morgenroth den Berg erklommen, um auf das Meer auszuschauen und seinen noch schlafenden Herrn vielleicht mit froher Botschaft wecken zu können. Richtig, er erblickt ein Boot, das auf die Insel zukommt! Fast im Fluge steigt er herab, und voller Freude weckt er Robinson mit den Worten: „Sie sind da! Herr, sie sind da!"

Im Nu ist dieser auf von seinem Lager und auf der Leiter, um die Warte zu ersteigen. Kaum aber hat er einen Blick aufs Meer geworfen, so wird seine freudige Erwartung durch Staunen verdrängt. Wohl sieht auch er ein Boot auf die Insel zukommen, aber nicht von der Seite her, wo Freitags Vaterland liegt, sondern aus Süden. Er blickt durch das Fernrohr, und sein Stau-

nen wird größer. „Das sind die Spanier nicht," spricht er zu Freitag, der durch das Kopfschütteln seines Herrn schon stutzig geworden ist; „das ist ein fremdes Boot." Er richtet das Fernrohr weiter nach Süden, von wo jenes hergekommen sein muß, und sieht etwa 2 Stunden von sich entfernt — ein großes Schiff mit englischer Flagge.*)

Im ersten Augenblicke erfüllte ihn diese Wahrnehmung mit außerordentlicher Freude, denn diesmal war es kein Wrack, das seine Sinne täuschte. Mittels des Fernrohres ließ sich das ganze Schiff deutlich erkennen, und übrigens hatte ja auch seit mehreren Wochen kein Sturm stattgefunden. Allein gerade der letzte Umstand machte ihn stutzig. Was hatte das englische Schiff hier zu thun, da es weder durch Stürme verschlagen worden war, noch wegen Handelsgeschäften an diese einsame Insel gekommen sein konnte? Waren es etwa gar Seeräuber, die sich vor ihren Verfolgern hierher geflüchtet hatten? So fragte sich Robinson wiederholt und beschloß, sehr vorsichtig zu sein.

Mittlerweile war das Boot vollends an die Insel herangekommen und in der Bucht gelandet, welche der Festung gegenüber lag. Es befanden sich 11 Mann darin, und hiervon waren 8 mit Säbeln bewaffnet; die übrigen 3 aber schienen ohne Waffen und an den Händen gebunden zu sein. Auf einmal stiegen 5 Bewaffnete ans Land und schleppten jene 3 mit sich fort, während die übrigen 3 Bewaffneten als Wache bei dem Fahrzeuge zurückblieben.

Noch sann Robinson vergebens darüber nach, wie er sich das alles erklären sollte, als er neuen Anlaß zum Staunen erhielt; denn die Gefesselten fielen vor jenen auf die Kniee, richteten den Blick zum Himmel und flehten dem Anscheine nach um Erbarmen. „Sieh', Herr," sagte Freitag, „die weißen Männer essen auch ihre Gefangenen, wie die Wilden." „Nein!" rief Robinson, „das thun sie nicht!" — „Aber sieh' doch," sagte Freitag wieder, „ein weißer Mann schlägt ja den andern mit seinem Schwerte." Und in der That sah Robinson jetzt selbst mit Entrüstung, daß einer der Gebundenen mit einem Degen geschlagen wurde, obgleich er wiederholt die Hände bittend emporhob.

Jetzt war Robinson überzeugt, daß die Insel der Schauplatz eines abscheulichen Verbrechens werden sollte, und er entschloß sich sofort, dagegen einzuschreiten. Freilich war große Vorsicht nöthig, weil er mit Freitag allein jedenfalls keinen offenen An-

*) S. Anmerkung Nr. 60.

griff auf die 8 Bösewichte wagen durfte. Darum beklagte er es sehr, daß Freitags Vater und der Spanier nicht mehr da waren; denn wenn er diese Beiden zu seinem Beistande gehabt hätte, dann würde er sogleich den Kampf mit sämmtlichen Bewaffneten aufgenommen haben. Was ihm dagegen einigen Muth machte, war der Umstand, daß keiner der 5 Ausgestiegenen eine Feuerwaffe besaß. Ueberdies zerstreuten sich dieselben, und die armen Gefangenen hätten daher leicht entfliehen können.

Inzwischen wich das Meer in Folge der Ebbe immer mehr zurück, und bevor die eingeschlafenen Wächter es bemerkten, saß ihr am Strande befestigtes Boot ganz auf dem Trocknen. Nach ihrem Erwachen versuchten sie zwar, es wieder flott zu machen; aber alle ihre Bemühungen scheiterten an der Schwere des Fahrzeugs und an der Beschaffenheit des Strandes. Nun ließen sie es ruhig stehen und begaben sich sorglos nach dem Gehölz, ohne Vorkehrungen gegen das Entfliehen der Gefangenen zu treffen. „Halt," dachte Robinson, „das ist meinen Plänen günstig; denn es werden mindestens einige Stunden vergehen, ehe die Flut das Boot wieder flott macht." „Komm!" sagte er zu Freitag und stieg eiligst zur Burg hinab, wo sich beide mit 2 Säbeln, 4 Pistolen und 5 Flinten bewaffneten. — So verließen sie die Festung, schlossen die Thore und schlichen sich vorsichtig von Baum zu Baum vorwärts.

Als sie den Gefangenen bis auf etwa 100 Schritt nahe gekommen waren und diese bereits sehen konnten, machten sie Halt. Trotz ihrer guten Kleidung glichen die beklagenswerthen 3 Menschen jetzt gemeinen Verbrechern, weil ihnen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren. Doch sie trugen ihr Elend erhabener, wie Robinson einst das seinige, als er hülflos an die Insel geworfen wurde; denn sie lagen auf ihren Knieen und schienen den lieben Gott um Hülfe anzuflehen. — Und ehe sie's ahnten, wurde ihr Gebet erhört!

Robinson vermochte sich vor Rührung nicht mehr zu halten; „folge mir," sagte er zu Freitag, und damit schritt er geraden Weges auf die Gefesselten zu. „Wer sind Sie?" redete er sie in englischer Sprache an, bevor sie ihn bemerkt hatten. Schon über diese plötzliche Frage erschraken die Armen, und als sie nun gar die sonderbaren Erscheinungen Robinsons und Freitags vor sich sahen, da wollten sie sogleich davon laufen. Aber Robinson verhinderte sie, indem er zu ihnen sagte: „Fürchten Sie nichts Ich komme, um Ihnen zu helfen; denn ich war Zeuge der schimpf-

lichen Behandlung, die Sie vorhin erfuhren.“ Da blickten sie feuchten Auges gen Himmel, und der Eine sagte: „Ich wußte es ja, daß der liebe Gott unser Gebet erhören würde.“

„Sagen Sie mir schnell die Ursache Ihres Hierseins,“ so fragte Robinson den Sprecher und befreite dabei unter Freitags Hülfe rasch alle 3 von ihren Fesseln. Da sah sich der Erste noch einmal scheu nach den Feinden um und erzählte leise: „Ich war Capitän eines Schiffes und mein linker Nachbar der Steuermann, der rechte aber ein Passagier. Wir kamen von Brasilien und wollten nach England zurück. Kaum aber hatten wir die Küste verlassen, so empörte sich die Schiffsmannschaft und beschloß meinen wie dieser beiden Treuen Tod. Eben stand die Ausführung des Verbrechens bevor, als sich die Meuterer anders besannen und uns auf diese vermeintlich unbewohnte Insel aussetzten.“

„Wo sind Ihre Gegner?“ fragte Robinson weiter. — „Sie haben sich jetzt ins Gebüsch begeben, wahrscheinlich um zu schlafen.“ — „Gut, so folgen Sie mir rasch, damit wir ungestört das Weitere überlegen können.“ So fuhr Robinson fort und schlug den Weg nach einer kleinen Anhöhe ein, um vor einem plötzlichen Ueberfalle sicher zu sein. Als sie dort angekommen waren, erfuhr er, daß die Meuterer im Ganzen nur 3 Flinten bei sich hätten, und eine davon noch in der Schaluppe läge. „Nun,“ sagte er, „wir haben deren 5 und 4 Pistolen und können sie also leicht bezwingen. Meine eigene Lage ist aber von der Art, daß ich mir dreierlei bedingen muß, bevor ich mein und meines Dieners Leben für Sie einsetze: 1. So lange wir auf der Insel sind, habe ich allein zu befehlen und ist mir von jedermann unbedingter Gehorsam zu leisten; 2. wenn es gelingt, die Meuterer zu unterwerfen und Ihnen wieder zu dem Schiffe zu verhelfen, so bringen Sie mich, meinen Diener und dessen Vater unentgeltlich nach England; 3. ebenso verlange ich für 17 Spanier und Portugiesen, die in diesen Tagen hier eintreffen werden, kostenfreie Fahrt nach deren Heimat.“

Ohne sich weiter zu besinnen, antwortete der Capitän: „Ich werde diese billigen Bedingungen gern und pünktlich erfüllen und trotzdem nicht aufhören, Ihr dankbarer Schuldner zu sein. Befehlen Sie! Wir werden gehorchen.“

„So hören Sie denn meinen Plan,“ nahm Robinson wieder das Wort und gab jedem der drei eine Flinte. „Da die Empörer jetzt zerstreut umherliegen und schlafen, so wäre es ein Leichtes,

sie sämmtlich zu tödten; allein es ist mein Wille, daß möglichst wenig Menschenblut vergossen werde." — „Das ist allerdings auch mein Wunsch," unterbrach ihn der Capitän; „denn mehrere davon sind bloß durch Drohungen und glänzende Versprechungen von den anderen verführt worden und kehren gewiß zu ihrer Pflicht zurück, sobald sie von ihrer Furcht vor den Rädelsführern befreit werden." — „Wir müssen uns daher," fuhr Robinson fort, „in aller Stille des Bootes und der Gewehre bemächtigen; dann aber müssen wir die minder Schuldigen überfallen, binden und durch Drohungen am Schreien verhindern. Erst wenn wir die Uebrigen in unserer Gewalt haben, greifen wir die Anstifter mit unsern Gewehren an; fällt einer von ihnen, so empfängt er die ihn erwartende Todesstrafe nur früher, und wir haben uns keinen Vorwurf zu machen. Sollte freilich einer oder der andere nicht gebändigt oder am Schreien verhindert werden können, so bleibt nichts übrig, als sogleich Gebrauch von den Flinten zu machen. Jetzt rasch ans Werk!" —

Eine Zeit lang ging alles nach Wunsch: das Boot wurde weiter aufs Land gezogen und unbrauchbar gemacht; man nahm die 3 Gewehre; ja es gelang auch, in aller Stille die 3 Meuterer zu binden, welche die Schaluppe zuletzt verlassen hatten. Als man aber nach den übrigen 5 suchte, schritten 2 derselben eben dem Strande zu und erhoben beim Anblick der kleinen bewaffneten Schaar ein fürchterliches Geschrei; ja sie drangen sogar mit ihren Säbeln wüthend auf diese ein. Da beide, wie der Capitän sagte, überdies zu den Rädelsführern gehörten, so wäre hier Schonung am unrechten Platze gewesen; sie wurden daher von dem Capitän und dem Steuermann ohne Weiteres zu Boden gestreckt. Durch das Geschrei und die Schüsse waren nun freilich auch die letzten 3 herbeigerufen worden; sobald sie aber ihre Gegner durch Robinson und Freitag verstärkt und die Gewehre auf sich gerichtet sahen, da gaben sie jeden Widerstand auf und ließen sich binden.

So hatte denn durch Robinsons Einschreiten die Sache eine ganz andere Wendung genommen; die, welche den Capitän und seine Treuen gebunden nach der Insel geschleppt und gemißhandelt hatten und sogar dem Hungertode preisgeben wollten: sie lagen jetzt selbst todt oder gefesselt da.

Neuntes Capitel.

Untreue schlägt ihren eignen Herrn.

Robinsons nächste Sorge war, seine Gefangenen so schnell als möglich in sicheren Gewahrsam zu bringen. Kaum hätte es aber einen dazu passenderen Ort geben können, als die Felsengrotte; denn dieselbe bot nicht nur hinlänglich Raum, sondern war auch wegen der darin aufbewahrten Gegenstände schon vor längerer Zeit verschließbar gemacht worden. Dorthin mußten also Freitag und der Steuermann die 6 Meuterer bringen, die sich dann ohne Widerstand auch an den Füßen binden ließen. Nun versorgte sie Freitag reichlich mit Nahrung, der Steuermann aber begrub die Getödteten.

Inzwischen hatte Robinson den Capitän und den Passagier nach der Festung geführt, ihnen seine Einrichtung gezeigt und schnell ein Frühstück bereitet. „Nun,“ sagte er zu seinen Gästen, „wie gefällt Ihnen meine Festung?“ „Sie hat unsern vollen Beifall,“ erwiderten sie und fragten, wie das alles entstanden wäre. Aber wie groß war ihr Erstaunen, da sie hörten, daß Robinson allein diese Einrichtungen hervorgerufen hätte; und mit welcher Spannung lauschten sie, als ihnen dieser in der Kürze seine Erlebnisse mittheilte. „Ich kann mir,“ sagte endlich der Capitän, „gewiß kaum lebhaft genug vorstellen, was Sie in dieser langen Einsamkeit und unter solchen Entbehrungen ausgestanden haben; allein sicher werden alle diese traurigen Erlebnisse hundertfach durch das schöne Bewußtsein aufgewogen, nun schon so viele Menschen dem Tode entrissen zu haben. Wie sichtbar ist doch hier das Walten der Hand Gottes; sie rettet einem Schiffbrüchigen das Leben, damit dieser zum Retter von 6 Anderen werden könne!“

Gern hätte Robinson dieses Gespräch mit einem so gebildeten Manne, wie der Capitän war, noch fortgesetzt; allein ihm lag jetzt vor allem an der Wiedergewinnung des Schiffes, und so brach er es ab. „Ich könnte Ihnen,“ sagte er, „noch viele Beweise für das Walten Gottes bringen; lassen Sie uns aber jetzt überlegen, was in Ihrer Sache weiter zu thun sein wird. Wir sind unser 5, an Bord dagegen sind nach Ihrer Angabe noch 26 Mann, und diese werden sich gewiß bis auf den letzten Blutstropfen wehren; denn sie wissen, daß sie durch ihre Handlungsweise das Leben verwirkt haben. Durch einen offenen Angriff ist ihnen also nicht beizukommen, wir müssen sie viel-

mehr durch List in unsere Gewalt zu bringen suchen, jedenfalls aber zunächst scharf beobachten, was sie thun." Damit nahm er 2 Fernrohre und forderte seine Gäste auf, ihm nach der Warte zu folgen, wo sich bald darauf auch Freitag und der Steuermann einfanden. —

Es mochte gegen 2 Uhr Nachmittags sein, als auf dem Schiffe ein Kanonenschuß abgefeuert wurde, um die Meuterer von der Insel zurückzurufen. Als dieser aber natürlich, ebenso wie ein zweiter und dritter ohne Erfolg blieb, wurde ein zweites Boot nach der Insel geschickt, in dem sich 10 Mann befanden. Bei genauer Betrachtung ergab sich nun freilich, daß diese sämmtlich mit Pistolen bewaffnet waren; ja der Capitän fügte obendrein hinzu, daß nur 3 davon Verführte, die übrigen aber ausgemachte Schurken wären. Trotzdem wurde Robinson keineswegs entmuthigt.

„Gelingt es uns," sagte er, „2 oder 3 der Gefangenen für unsere Sache zu gewinnen, so können wir uns vielleicht auch dieses Bootes und seiner Insassen bemächtigen; dann aber werden wir mit dem Reste der Schiffsmannschaft leichteres Spiel haben." Und sogleich ließ er sich 2 der Besseren unter den Gefangenen bezeichnen und gab Befehl, sie ihm vorzuführen. Die armen Leute waren nur durch Drohungen zur Theilnahme an der Empörung gezwungen worden und mochten glauben, daß jetzt ihr letztes Stündlein geschlagen habe; denn sie kamen leichenblaß an, und alle ihre Mienen drückten große Angst aus. Als sie nun vollends in die Mitte der Bewaffneten geführt wurden und Robinson ihnen ihr Verbrechen vorhielt, da ergriff sie wahre Todesangst; sie fielen auf ihre Kniee und flehten stammelnd um Gnade. Desto größer war aber ihre freudige Ueberraschung, als sie hörten: es solle ihnen verziehen werden, wenn sie sich fortan treu erwiesen und zur Wiedergewinnung des Schiffes beitrügen! Weinend gelobten sie pünktlichsten Gehorsam und ewige Treue, und so wurden sie von den Fesseln befreit und mit Waffen versehen.

Fast im selben Augenblicke, in dem dies geschah, war das Boot in die Bucht eingelaufen; die Mannschaft stieg aus, zog ihr Fahrzeug auf den Strand und ging, die andere Schaluppe zu untersuchen. Zu ihrem Entsetzen saß dieselbe aber fest auf dem Trocknen, war der Ausrüstung beraubt und durchlöchert. Sprachlos sahen sich die Leute erst einander an, dann riefen sie ihre Gefährten — keine Antwort; sie schossen ihre Pistolen zu-

gleich ab, so daß die Berge davon erdröhnten; aber auch diesmal ließ sich niemand sehen. — Da schien es ihnen nicht mehr geheuer zu sein; schnell machten sie ihr Boot wieder flott und stiegen ein, um die Insel zu verlassen.

Das war freilich ganz gegen die Rechnung unserer Helden; denn kehrte das Boot jetzt zu dem Schiffe zurück, so war keine Hoffnung mehr, das letztere wieder zu gewinnen. „Mein Schiff ist verloren!" schrie der Capitän und lief wie ein Wahnsinniger umher. Robinson aber, der sich schon in viel schwierigeren Lagen befunden hatte, verlor auch diesmal den Kopf nicht. „Hier hilft kein Jammern, sondern Handeln!" sagte er; „schießen Sie Ihr Gewehr ab; wenn die Meuterer den Knall hören, so werden sie schon wieder auf die Insel kommen. Und Du, Freitag, begiebst Dich mit dem Steuermann schnell in die Nähe des Strandes, doch so, daß Euch niemand sehen kann. Sobald Ihr nahe genug seid, um von den Meuterern gehört werden zu können, ruft Ihr, bis Euch diese antworten. Dann zieht Ihr Euch nach und nach in das Gehölz zurück, indem Ihr den Ruf von Zeit zu Zeit wiederholt. Nachdem Ihr aber auf diese Weise die Sippschaft weit genug von ihrem Boote weg und in die Irre gelockt haben werdet, kehrt Ihr auf dem kürzesten Wege in die Nähe des Strandes zurück."

Siehe da, die List gelang; kaum war der Schuß gefallen, so stiegen die Empörer wieder ans Land und fingen an zu rufen. Bald waren auch Freitag und der Steuermann nahe genug gekommen, um dem wiederholten Rufe antworten zu können, und fast die ganze Mannschaft ließ sich dadurch verlocken. Nur 2 Mann blieben als Wache bei dem Boote zurück; aber diese machten sich's bequem und legten sich zur Ruhe nieder, der eine im Boote selbst, der andere unter einem nahen Baume.

Das Rufen ertönte immer ferner und schwächer, und endlich war es gar nicht mehr zu hören. Inzwischen hatte der Tag sich seinem Ende genähert, und es dunkelte bereits, als Robinson seine Schaar nach dem Strande führte. Leise schlichen sie sich an den unter dem Baume Schlafenden heran und verstopften ihm schnell den Mund, damit er nicht schreien könnte; dann aber fesselten sie ihn, da er einer der größten Bösewichte war. Erschrocken über das Geräusch sprang der andere Wächter auf und flehte um Gnade. Weinend betheuerte Jack*) — so war sein Name —, daß er nur gezwungen an der Meuterei theilgenommen

*) Jack, sprich Tschäck, englischer Name für Jacob.

habe; und da ihn der Capitän selbst als einen der Besseren bezeichnete, so wurde er in Gnaden unter die kleine Armee aufgenommen. Nun zog man das Boot so weit auf den Strand, daß die Flut es nicht wieder flott machen konnte, und nahm die Ruder weg.

Schon war es völlig Nacht geworden, als Freitag und der Steuermann endlich von ihrem Zuge zurückkamen. Sie hatten ihren Auftrag vortrefflich ausgeführt. Ohne ein einziges Mal sichtbar zu werden, hatten sie die Empörer von Hügel zu Hügel, von Dickicht zu Dickicht gelockt; und so waren diese so weit vom Boote entfernt, daß sie sich wegen der Dunkelheit kaum unter 2 Stunden wieder dort einfinden konnten. Jetzt war die Robinson'sche Armee 8 Mann stark geworden und also den feindlichen Streitkräften gleich; da sie aber besser bewaffnet und mit dem Kampfplatze bekannt war, so durfte sie auf Sieg hoffen. Trotzdem hielt Robinson die größte Vorsicht für nöthig, damit ja keiner von den Seinen fiele; denn man hatte es mit eben so verschlagenen als erbitterten Gegnern zu thun. Er legte also seine Truppen in einen sicheren Hinterhalt in der Nähe des erbeuteten Fahrzeugs und gebot ihnen, daß sie schweigend und auf dem Bauche liegend die Feinde erwarteten. „Keiner von Euch," so schloß er, „darf übrigens eher schießen, als bis einer der Schlimmsten nahe genug ist, um sicher getroffen werden zu können."

So verbrachten sie in tiefster Stille der Nacht wohl 2 lange Stunden, bevor ihnen das Knistern brechender Zweige verkündete, daß die Rebellen sich mühsam durch das Gebüsch näherten. Fluchend und tobend kamen sie immer näher, und schon konnte man hören, wie der Eine über Hunger, der Andere über Durst, alle aber über Ermüdung klagten. Hin und wieder wurden auch Schimpfworte auf den dabei befindlichen Hochbootsmann*) laut, der sie verführt und ins Elend gestürzt habe. Doch das Beste kam erst, als sie sich endlich nach dem Strande durchgeschlagen hatten. Auch ihr Boot, in dem sie schleunigst zum Schiffe zurückkehren wollten, war auf das Trockene gezogen, der Ruder beraubt und verlassen! Und keiner der Wächter ließ sich sehen oder hören! Da rannten sie in unbeschreiblicher Verwirrung umher, diese zu suchen; aber sie fanden niemanden. Sie riefen wohl hundertmal deren Namen aus, doch es erfolgte keine Antwort. Jetzt blieb

*) Hochbootsmann, der Beamte auf englischen Schiffen, welchem besonders die Aufsicht über die Masten und Taue obliegt.

ihnen kein Zweifel, daß sie vom Schiffe abgeschnitten waren. Hungrig, ermüdet und doch ohne alle Nahrungsmittel, ohne Obdach sahen sie sich im Dunkel der Nacht auf eine unbewohnte Insel gebannt. Und dazu kam ihr schrecklicher Aberglaube, der ihnen allerhand Gespenster vormalte, durch die sie und ihre Kameraden sammt den beiden Booten behext worden wären. Am schlimmsten geberdete sich dabei der Hochbootsmann, der die ganze Empörung angezettelt hatte; erst fluchte und tobte er fürchterlich, dann heulte er und gab die gräßlichste Angst zu erkennen. Ihn und einen andern Rädelsführer, Namens Atkins*), trafen aber auch die bittersten Vorwürfe, und da sie diese durch Schimpfworte erwiderten, so entstand bald ein heftiger Streit.

Dieses Getümmel wäre nun freilich für die Lauernden ein geeigneter Zeitpunkt gewesen, den Kampf zu beginnen; auch brannten der Capitän und der Steuermann vor Begierde, den Hochbootsmann niederzuschießen. Allein Robinson hielt sie davon zurück, denn nur zu leicht konnten sie dadurch in eine höchst gefährliche Lage gebracht werden. „Die Rebellen," sagte er leise, „werden bald die Waffen gegen einander selbst kehren und Ihren Wunsch erfüllen, denn Untreue schlägt ihren eigenen Herrn." Und er hatte vollkommen Recht. Bald wurde der Streit zu einem Kampfe, alle Meuterer zogen ihre Säbel, und schon nach wenigen Augenblicken fiel der Hochbootsmann seiner Untreue zum Opfer; Atkins aber schien schwer verwundet, denn er schrie jämmerlich um Hülfe.

Jetzt war der Augenblick zum Einschreiten gekommen. „Achtung!" „Vorwärts, marsch!" commandirte Robinson plötzlich in englischer Sprache und mit donnernder Stimme. „Halt!" „fertig!" „schlagt an!"**) hieß es dann, als die kleine Armee etwas vorgerückt war, und wie versteinert standen die erschrockenen Meuterer da. Das einzige Wort: Feuer! hätte genügt, um sie sämmtlich zu Boden zu strecken. Doch wir wissen ja, daß Robinson nicht so viel Menschenblut vergießen wollte; er schickte also Jack mit dem Auftrage vor, die Meuterer Mann für Mann beim Namen zu rufen und zu fragen, ob sie sich ergeben wollten.

„Bedenkt Euch nicht lange," sagte Jack, „denn sonst seid

---

*) Atkins, sprich Aetkins, ein englischer Name. — **) Auf das Commando „Fertig" wird das geladene Gewehr von der Schulter genommen und der Hahn gespannt; auf „Schlagt an" aber wird es zum Zielen an den Backen gelegt.

Ihr alle des Todes; der Gouverneur*) der Insel ist hier mit 50 Mann, die nur des Commandos warten, um Euch niederzuschießen." (Unter dem Gouverneur war natürlich niemand anders als Robinson gemeint, der diese List Jacks jetzt freilich dulden mußte.)

Da fragten mehrere der Meuterer, ob man ihnen das Leben schenken würde, wenn sie die Waffen streckten. „Ich werde für alle ein gutes Wort einlegen," sagte der Capitän, „nur für Atkins nicht." „Warum nicht auch für mich?" jammerte Atkins; „ich habe ja nicht mehr gethan, als die Anderen!" Aber der Capitän entgegnete ihm: „Hast Du mich nicht zuerst geschimpft? Bist Du es nicht gewesen, der mich gebunden hat? Du magst also den Gouverneur selbst um Gnade bitten, ich thu's nicht." Hierauf commandirte Robinson wieder: „Achtung!", und sofort warfen alle Meuterer ihre Waffen hin und ließen sich binden und fortführen.

Zehntes Capitel.

Großer Kriegsrath.

Durch den neuen Sieg war die Zahl der Gefangenen bis auf 12 gestiegen, ungerechnet die, welche Robinson bereits begnadigt und in seine Dienste genommen hatte. Sie alle in der Grotte unterzubringen, wäre nicht räthlich gewesen; denn wenn man sie auch an Händen und Füßen band, so befanden sich doch zuviel abgefeimte Schurken darunter, als daß man hätte außer Sorgen sein können. Robinson, der Capitän und seine beiden Freunde hielten daher großen Kriegsrath, während Freitag und die 3 Freigelassenen die Gefangenen bewachen mußten. Robinson als General ließ sich vor allen Dingen diejenigen namhaft machen, denen man unbedingt vertrauen durfte; dies waren 2. Hierauf auch die, von denen man hoffen konnte, daß sie ihren Fehltritt bereuten; dies waren 6, und es blieben sonach immer noch 4 übrig, die die strengste Bewachung erheischten. Die ersten beiden sollten nun vorläufig in der Nähe der Festung bleiben, die andern 6 aber in die Sommerwohnung und die letzten 4, darunter Atkins, in die Grotte gesperrt werden.

Ein anderer Gegenstand der Berathung war die Wiederge-

*) Gouverneur, sprich Guwernöhr, der Beamte, welcher im Auftrage eines Regenten ein ganzes Land oder eine Provinz regiert.

winnung des Schiffes. Da Robinson und Freitag genug mit der Bewachung der Gefangenen zu thun hatten, so bestand die ganze verfügbare Macht des Capitäns, ihn selbst mitgerechnet, nur aus 6 Mann. Auf dem Schiffe aber waren noch 16 Mann, also 10 mehr; und diese setzten jenen obendrein gewiß den hartnäckigsten Widerstand entgegen, weil ihrer der Galgen wartete, wenn sie besiegt wurden. Zwar hoffte der Capitän, noch den und jenen der Gefangenen für seine Zwecke zu gewinnen; aber trotzdem durfte er keinen offenen Angriff wagen. Man mußte also wieder eine List zu Hülfe nehmen, konnte sich aber lange Zeit nicht über einen Plan für das Unternehmen einigen. Endlich wurde die Annahme desjenigen beschlossen, dessen Ausführung wir nun erzählen.

Der Capitän trat zunächst in die Mitte der Gefangenen, hielt ihnen das Schändliche ihrer Handlungsweise vor und schloß mit folgenden Worten: „Ihr habt geglaubt, mich auf einer wüsten Insel auszusetzen; aber die Insel ist bewohnt und hat einen englischen Gouverneur, der mir noch zur rechten Zeit Hülfe sandte. Ihr seid daher nicht meine, sondern seine Gefangenen, und Ihr wißt, daß er Euch sofort hängen lassen kann. Ich habe zwar bereits ein gutes Wort für Euch eingelegt, aber noch weiß ich nicht, ob es viel nützen wird; denn er hat mir gesagt, er werde Euch jedenfalls nach England schicken, damit Ihr dort Eure Strafe empfinget. Was dagegen Atkins betrifft, so soll dieser morgen früh aufgehangen werden, und er kann sich also immer zum Tode vorbereiten."

Diese Worte wirkten so erschütternd auf die Leute, daß sie alle auf die Kniee fielen und um Verzeihung flehten; sie gelobten Besserung und ewige Treue und baten unter Händeringen, man möge sie nur ja nicht nach England schicken. Am jämmerlichsten flehte Atkins, den schon Todesangst quälen mochte; doch gab der Capitän ihm auch diesmal noch nicht das Versprechen, sich für ihn zu verwenden, obschon es weder sein noch Robinsons Wille war, diesen Menschen zu tödten. — Nichts hätte aber die beabsichtigte Täuschung der Leute vollständiger machen können, als die Botschaft, welche der Capitän eben in ihrer Gegenwart empfing: der Gouverneur wünschte den Capitän zu sprechen. Da sie wegen der Finsterniß sich nicht umsehen konnten, so glaubten sie nun ganz bestimmt, daß der englische Gouverneur mit seinen 50 Mann in der Nähe stünde; denn als der Capitän von ihnen wegging, empfahlen sie ihm nochmals ihre Bitten. —

Ueber alledem war es sehr spät geworden, und nach den Anstrengungen des ereignißreichen Tages darf es wohl nicht Wunder nehmen, daß unsere Freunde sich sehr nach Ruhe sehnten. Sobald daher die Gefangenen in der obigen Weise untergebracht und die Wachen abgetheilt waren, suchte jeder, der nicht eben zu wachen hatte, sein Lager auf. Aber die Gemüther waren zu aufgeregt, die Gedanken zu lebhaft mit dem Ausgange des Unternehmens beschäftigt, als daß der Schlaf gekommen wäre. So graute denn kaum der Morgen, als der Capitän in Begleitung Freitags und der beiden Gefangenen, welchen er am meisten traute, sich schon nach der Sommerwohnung begab. Auch Robinson hätte gern an dem Zuge theilgenommen. Allein er blieb in der Festung zurück, weil er ja immer noch für den Gouverneur gelten mußte und sein Anzug durchaus nicht zu dieser Würde paßte; auch schien es ihm wegen der Anwesenheit so vieler Fremden gefährlich, seine Festung ganz unbewacht zu lassen.

Am Ziele angelangt, sagte der Capitän zu den Gefangenen: „Ich habe Euch zu verkündigen, daß alle diejenigen begnadigt werden sollen, welche ihre Besserung und die Schwüre ihrer Treue durch die That beweisen werden. Wem es also Ernst ist mit der Besserung, der mag mich heute Nacht nach dem Schiffe begleiten und es wieder erobern helfen." Kaum waren diese Worte gesprochen, so schwuren alle 8 Gefangenen auf den Knieen, dem Capitän bis zum letzten Athemzuge beizustehen und für seine Fürsprache ewig dankbar zu sein. „Das ist ganz gut," sagte der Capitän; „allein Ihr habt mir die Treue bereits einmal gebrochen, und deshalb kann ich Euren Schwüren nicht glauben. Es müssen also 2 von Euch als Geiseln hier bleiben, und zwar der Bruder von Will Fry*) und der von Tom Smith. Macht Ihr Eurem Schwure Ehre, so sind Walter Fry und Peter Smith frei; thut Ihr aber dies nicht, so gebe ich dem Gouverneur ein Signal, und dieser läßt sie sammt den übrigen 4 Meuterern vor Eurem Angesichte am Ufer aufhängen."

Auch diese Drohung hatte den gewünschten Erfolg, denn die Geiseln thaten alles Mögliche, ihren Brüdern und Gefährten Tapferkeit und Treue ans Herz zu legen. — Sonach standen also 11 Mann dem Capitän für seinen Zweck zur Verfügung, und mittels einer weiteren List durfte er allerdings hoffen, diesen zu erreichen. Nun kehrte er zu Robinson zurück und erstattete diesem Bericht. Da war es denn schwer zu entscheiden, ob der

*) Sprich: Uill Frei.

Capitän oder Robinson sich am meisten darüber freute; denn dem Einen winkte die Wiedererlangung des ihm anvertrauten Gutes, dem Andern aber die endliche Rückkehr in sein Vaterland.

Die nächste Aufgabe war, die Boote wieder herzustellen, dann ins Wasser zu bringen und mit Rudern zu versehen. Dabei kam es sehr zu Statten, daß Robinson die nöthigen Werkzeuge besaß und daß unter der Mannschaft ein Schiffszimmermann war; und da man die Arbeiten mit ungemeinem Eifer betrieb, so waren sie bis zum Eintritt der Dunkelheit beendigt. Nun übernahm Robinson die Bewachung der Geiseln und Freitag die der Gefangenen, welche in der Grotte waren. Um aber die Letzteren noch ferner in der Furcht zu erhalten, wurde ihnen gesagt, Freitag habe den strengsten Auftrag, jeden, der nicht gehorche, sofort niederzuschießen.

Jetzt wurden die Freigelassenen bewaffnet, der Capitän gab ihnen die für das Unternehmen nöthigen Anweisungen und theilte die Mannschaft in 2 Abtheilungen. Im ersten Boote wollte er selbst fahren, begleitet von dem Steuermanne und 4 der tapfersten Leute; das zweite aber, gleichfalls mit 6 Mann beladen, stellte er unter den Befehl des Passagiers. — Bevor jedoch die Boote vom Lande stießen, erflehten Robinson und der Capitän nochmals den göttlichen Beistand zu dem Vorhaben; auch verabredeten sie mit einander, daß 3 Kanonenschüsse das Zeichen des Gelingens sein sollten.

Elftes Capitel.

Die Entscheidung.

Lange noch blieb Robinson am Strande stehen und lauschte mit beklommenem Herzen den Ruderschlägen der ruhig dahin gleitenden Fahrzeuge. In weniger als einer Stunde sollten die Würfel der Entscheidung fallen, ob er schon jetzt die Rückkehr nach seiner Heimat antreten konnte oder bis zur Vollendung eines eigenen Schiffes auf der Insel bleiben mußte. Mehr und mehr entfernte sich das Geräusch, nur dann und wann drangen noch einzelne Töne an Robinsons Ohr, und endlich war gar nichts mehr zu hören. Tiefe, feierliche Stille war über Insel und Meer gebreitet, als Robinson endlich den Strand verließ, um mit den Geiseln nach der Festung zurückzukehren.

Als er dort ankam und die Geiseln in der Höhle unter=

brachte, empfing ihn zwar Ami mit allerhand Freudenbezeigungen; allein seine Gedanken waren jetzt zu sehr nach dem Schiffe gerichtet, als daß er diese beachtet hätte. Ja aus Furcht, über dem fröhlichen Gebell die Signale zu überhören, verwies er endlich das gute Thier so barsch zur Ruhe, daß es mit eingezogenem Schwanze sofort sein Lager suchte. — Es verging eine Zeit nach der andern, und immer noch war kein Signal zu vernehmen. Schon fing Robinson an, ernstlich besorgt zu werden, — da — ein Kanonenschuß — — ein zweiter — und ein dritter! Gott Lob! das Schiff ist gewonnen! — Nun erst begab er sich auf sein Lager, um der Ruhe zu pflegen, deren er nach der durchwachten Nacht und nach den Anstrengungen des Tages so sehr bedurfte.

Die Sonne war schon längst aufgegangen, als er durch einen nahen Kanonenschuß geweckt wurde. Sogleich sprang er auf, erstieg die Warte, und siehe da — nahe am Strande lag das große und schöne Schiff vor Anker; eben betrat der Capitän die Insel. Schnell war Robinson wieder unten und flog diesem entgegen, der ihn, keines Wortes mächtig, in seine Arme schloß. „Mein Freund! Mein Erretter! Der Sieg ist unser, das Schiff steht zu Ihren Diensten!“ Das waren die ersten Worte, die der Capitän endlich hervorbrachte.

Robinson aber war lange nicht fähig, zu reden. Wenn er auch das Gelingen des Unternehmens bereits durch die Signale wußte, so hatte er doch schon zu oft bittere Enttäuschungen erfahren, als daß er nicht bis zum letzten Augenblicke an der glücklichen Landung des Capitäns gezweifelt hätte. Jetzt war diese zur Gewißheit geworden; was er so viele Jahre lang vergeblich gehofft und erstrebt hatte, das sah er nun im Laufe von 2 Tagen erreicht: er konnte die Insel jeden Augenblick verlassen. Diese glückliche Veränderung seiner Lage war zu groß, um nicht den stärksten Eindruck auf ihn zu machen.

Nachdem sich Robinson endlich wieder etwas gefaßt hatte, begann der Capitän seinen Bericht über die Eroberung des Schiffes. „Sobald wir,“ erzählte er, „an das Schiff herangekommen waren, befahl ich Jack, die Leute an Bord anzurufen und ihnen zu sagen: er brächte die Kameraden und die Boote zurück; aber es hätte lange gedauert, ehe sie gefunden worden wären, denn die Insel müßte voller Gespenster sein, die ihnen sogar am hellen Tage allerhand Possen gespielt hätten; ich und meine Spießgesellen könnten sich daher zu guter Gesellschaft gratuliren. Hiernach konnten die Leute an Deck nichts weniger

glauben, als daß gerade wir mit auf den Booten wären; kurz, sie ließen sofort die Schiffsleiter herab, und so gelangten wir an Bord. Wohl traten uns dort 2 der schlimmsten Empörer entgegen, doch noch ehe sie mich oder den Steuermann erkannt hatten, waren sie durch Kolbenschläge für immer stumm gemacht. Mittlerweile waren auch die Leute des zweiten Bootes hinzugekommen; sie halfen uns, die übrige, oben an Deck befindliche Mannschaft überwältigen und gleichzeitig die Lukendeckel*) schließen, um die in dem unteren Schiffsraume Befindlichen vom Verdeck abzusperren. So waren wir in aller Stille Herren des Verdeckes geworden, noch ehe die übrige Mannschaft etwas bemerkt haben konnte. Alles dies würde übrigens kaum so leicht von Statten gegangen sein, wenn die Empörer nicht die Branntwein-Vorräthe geplündert und sich tüchtig betrunken hätten."

„Noch stand uns aber das Schlimmste bevor, nämlich die Erstürmung der Cajüte, in welcher der von den Rebellen**) gewählte Capitän sich befand. Während die nach der Küche führende Luke besetzt und dort 3 Matrosen gefangen genommen wurden, drang mein braver Steuermann mit Jack und 2 anderen gegen die Cajüte vor. Aber der darin befindliche Rebellen-Capitän mochte bereits von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet worden sein, denn er hatte die Thür verschlossen und ließ noch überdies 2 Mann sich im Innern dagegen stemmen. Daher gelang es nur mit äußerster Anstrengung, die Thür zu sprengen und in die Cajüte einzudringen. Leider mußte der Steuermann sein kühnes Unternehmen mit einer schweren Wunde am linken Arme bezahlen, die ihm das Rebellenhaupt durch einen Pistolenschuß beibrachte. Trotz seines Schmerzes und Blutverlustes wich aber der brave Mann erst dann von seinem Posten, als er jenen zu Boden gestreckt hatte. Mit dem Tode dieses Schurken war der Kampf sofort zu Ende, denn nun ergab sich der Rest der Empörer ohne weiteren Widerstand, und so konnte ich Ihnen das Zeichen des Sieges geben."

„Wie froh bin ich nun, welch' großen Dank bin ich Ihnen schuldig! Denn nur Ihrer Menschenfreundlichkeit, Ihrer Tapferkeit und Klugheit habe ich diese glückliche Wendung der Dinge zuzuschreiben!" — „Nicht mir," antwortete Robinson, „sondern dem lieben Gott, denn ohne seine Hülfe nützt alle menschliche

*) Lukendeckel sind eine Art Fallthüren, die nach dem Schiffsraume führen; Luken heißen die Oeffnungen selbst. — **) Rebellen, Empörer.

Klugheit und Tapferkeit nichts. Hätte es ihm nicht gefallen, meinen Gefährten gerade zur rechten Zeit die Landung des Rebellenbootes sehen zu lassen, so wäre ich vielleicht selbst ein Opfer der Schurken geworden."

Während dieses Gespräches waren verschiedene Gegenstände vom Schiffe herbeigebracht worden, die der Capitän zum Geschenk für Robinson bestimmt hatte. Es befanden sich darunter nicht nur Vorräthe vom besten Wein, von Früchten und sonstigen Lebensmitteln, sondern auch allerhand andere nützliche Dinge; ja es waren ihrer so viele, daß es gar nicht aussah, als ob Robinson an seine Abreise dächte. Am meisten freute sich derselbe über ein Rasirmesser und über einen ganz neuen Anzug, den der Capitän für sich selbst bestimmt gehabt, aber noch nicht benutzt hatte; denn nun konnte er sich doch wenigstens den langen Bart abschneiden und wieder ordentlich bekleiden. Aber da er 18 Jahre lang keine europäischen Kleider getragen hatte, so erging es ihm jetzt fast wie seinem Freitag, der gleichfalls mit Kleidern beschenkt worden war: er konnte sich kaum hinein finden und benahm sich sehr linkisch darin.

Zwölftes Capitel.

Der Abschied von der Insel.

Der glückliche Ausgang des Unternehmens hatte alle daran Betheiligten so fröhlich gestimmt, daß Robinson den heutigen Tag auch äußerlich zu einem Festtage machen wollte. Er lud daher die sämmtliche dienstfreie Mannschaft sowie die nun befreiten Geiseln zu einem Mahle ein und trug das Beste auf, was er hatte. — So war denn große Freude auf der Insel; wo sonst die Tage ruhig und einförmig dahin geflossen waren, da waltete heute lautes und fröhliches Leben.

Wer aber den Jubel nicht theilte, das war Freitag. Der arme Mensch lebte in großer Besorgniß um seinen geliebten Vater, denn schon waren 2 Tage mehr vergangen, als dessen Abwesenheit hatte dauern sollen. Wie leicht konnte ihm auf der Hin- oder Rückreise ein Unfall zugestoßen, wie leicht konnte er von neuem in Gefangenschaft gerathen sein! Wäre aber auch alles dies nicht der Fall und die Rückkunft des Bootes nur durch irgend welche Umstände verzögert worden, so hatte Freitag noch einen andern Grund zum Kummer. Er wußte, daß sein Herr

mit dem Capitän bald, ja vielleicht schon in der nächsten Stunde nach dem fernen Europa zurückkehren würde; und dann mußte er sich entweder von seinem Vater oder von Robinson für immer trennen. Nun konnte zwar kein Zweifel sein, daß er das Letztere zu wählen hatte, zumal er dann auch in seine Heimat zurückkehrte; aber er liebte seinen Herrn so innig, daß ihn der Gedanke an die Trennung von diesem heftig erschütterte. Hatte dieser nicht ihm und seinem Vater das Leben gerettet? nicht wie ein zweiter Vater an ihm gehandelt?

In solcher Stimmung eilte er sehr oft auf den Berg, um nach dem ersehnten Boote auszuschauen; aber immer kehrte er traurig von dort zurück. — Robinson, der ihn schon lange vermißt und gesucht hatte, fand ihn endlich auf der Warte. Da lag er, das Gesicht nach seinem Vaterlande zukehrend, und weinte bitterlich. Robinson hob ihn liebreich auf und suchte ihn zu trösten. Aber Freitag wurde nicht eher ruhig, als bis ihm jener versprach, daß die Abreise jedenfalls noch um 2 Tage verschoben werden solle. Nun erst stieg er mit Robinson in die Festung hinab und nahm, wenn auch still, an dem Mahle Theil.

Nach aufgehobener Tafel berathschlagten sich Robinson und der Capitän, was mit den Gefangenen werden solle. Atkins, Tom und John*) bezeichnete der Capitän als unverbesserliche Bösewichte, die man nur gebunden mitnehmen könnte, um sie auf der nächsten englischen Colonie**) aufknüpfen zu lassen. Und doch wollte Robinson auch an ihnen gern das schönste Recht der Herrscher, nämlich das der Gnade, üben. Er, der selbst durch den Aufenthalt auf der einsamen Insel gebessert worden war, hielt es für das Gerathenste, sie hier zurückzulassen, wenn sie darum bäten. Der Capitän war damit einverstanden, und so ließ er die Gefangenen nach dem Strande bringen, um ihnen ihr Urtheil zu verkünden. Gleichzeitig befahl er aber auch, den Leichnam des Rebellenhauptes zur Abschreckung für die Anderen aufzuknüpfen.

„Ihr habt Euch," so redete Robinson zunächst die ersten 4 Gefangenen an, „gegen Euren Capitän empört, Hand an ihn gelegt und ihn sogar hier aussetzen wollen. Allein der Anschlag ist vereitelt und der Capitän durch mich wieder in den Besitz

---

*) John, sprich Tschohn, englischer Name für Johann. — **) Colonie, ein außereuropäisches Land, das einem europäischen Staate gehört, wie z. B. die westindischen Inseln englische, französische, spanische, schwedische und dänische Colonien enthalten.

des Schiffes gebracht worden; dort (nach der großen Segelstange des Schiffes zeigend) seht Ihr bereits das Haupt Eurer Verschwörung hängen. Wie dieser, so habt auch Ihr den Tod verdient, namentlich Atkins, Tom und John, die die Schlimmsten gewesen sind. Oder könntet Ihr Euch etwa rechtfertigen?"

Da sie das Verbrechen nicht zu leugnen vermochten und flehentlich um Gnade baten, so fuhr Robinson fort: „Wenn ich auch selbst Euch das Leben schenken wollte, so läge es doch nicht in meiner Macht, Eure Bestrafung zu verhindern, sobald Ihr nach einer Colonie oder nach England kämet. Die einzige Gnade, die ich obwalten lassen kann, ist die Verbannung. Da ich nun im Begriffe stehe, diese Insel zu verlassen und in mein Vaterland zurückzukehren, so will ich Euch hier lassen. Ihr habt also die Wahl, entweder gefesselt nach England gebracht und dort gehängt zu werden, oder auf dieser Insel zu bleiben und ein reuiges und thätiges Leben zu führen." Natürlich wählten alle 4 einmüthig das Letztere und zeigten sich höchst dankbar für die erwiesene Gnade. „Gut," sagte Robinson, „so mögt Ihr hier bleiben, und ich will Euch noch vor der Abreise in alle den Arbeiten unterrichten, die zu Eurem Lebensunterhalte nothwendig sind. Ihr dürft Euch jedoch durchaus nicht als Herren der Insel betrachten, denn dieselbe ist an die Spanier abgetreten worden. In den nächsten Tagen werden 17 Mann von ihnen hier eintreffen, und diesen habt Ihr unbedingt zu gehorchen. Thut Ihr dies nicht, so sind sie berechtigt, Euch zu bestrafen. Führt Ihr aber ein tadelfreies Leben, so werden sie die Vorräthe und Waffen, die ich hier lasse, brüderlich mit Euch theilen und Euch überhaupt in allem unterstützen."

Nachdem sie hierauf versprochen hatten, alles dies zu beherzigen, wurden sie entlassen. Nun wandte sich Robinson an diejenigen, welche zuletzt, nämlich auf dem Schiffe zu Gefangenen gemacht worden waren. „Auch Ihr," sagte er, „seid nicht ohne Schuld; da aber der Capitän Euch kein schlechtes Zeugniß gegeben hat, so soll Euch vergeben werden, wenn Ihr versprecht, künftig Euren Vorgesetzten treu und gehorsam zu sein." Alle bezeigten tiefe Reue und gelobten, sich zu bessern, und so nahm sie der Capitän wieder in seine Dienste.

Nun wurde über die Zeit der Abreise berathen. Robinson wollte seine Insel nicht eher verlassen, als bis Freitags Vater mit den 17 Europäern zurückgekehrt sein würde, und er hatte dazu wichtige Gründe. Vor allen Dingen war es ihm darum

zu thun, Freitag nicht von seinem geliebten Vater zu trennen oder allein hier zu lassen. Dann sollten aber auch die Spanier und Portugiesen die Wahl haben, hier zu bleiben oder mit nach Europa zurückzukehren. Und endlich fürchtete er sehr, daß diese seiten der Verbannten eine feindselige Aufnahme finden würden, wenn sie erst nach seiner Abreise hier einträfen. — Der Capitän aber wollte so bald als möglich absegeln; denn er fürchtete, daß die Verbannten eine neue Empörung gegen ihn anzettelten, wenn sie noch länger mit seiner Mannschaft umgingen.

Endlich wurde bestimmt, daß das Schiff noch 3 Tage vor Anker liegen bleiben, am Morgen des vierten aber unwiderruflich die Fahrt nach Lissabon antreten sollte. Robinson hatte nämlich dem Capitän die in dem Wrack gefundenen Papiere vorgelegt und dadurch erfahren, daß die geretteten Kostbarkeiten einem Kaufmanne in der portugiesischen Hauptstadt gehörten; er wollte daher gleich auf der Rückreise diesem sein Eigenthum einhändigen.

Während jener 3 Tage war Robinson eifrig bemüht, die Verbannten mit der Insel und ihren Erzeugnissen, sowie mit den nöthigen Arbeiten vertraut zu machen. Er zeigte ihnen seine Gärten, Felder und Ziegengehege; er unterrichtete sie im Maisbau, im Backen, Pökeln, Räuchern, Kochen, Melken und Bereiten von Butter und Käse, sowie überhaupt in allem, wodurch sie sich ein angenehmes Leben schaffen könnten.

So war denn der Abend des dritten Tages herangekommen, ehe sich Robinson dessen versah. Nur noch eine Nacht, und er sollte die Insel verlassen, die er seit beinahe 19 Jahren bewohnt hatte! Mit diesem Gedanken streckte er sich das letzte Mal auf sein Lager hin, und nun zog die ganze Geschichte dieses langen Zeitraums an seinem Geiste vorüber. Wie oft war er in Noth gewesen! Wie sehr war manchmal sein Vertrauen zu Gott erschüttert worden! Und doch hatte ihn dieser nie verlassen, sondern wie ein liebender Vater stets aufs beste für ihn gesorgt! Auch die Rückkehr zu seinen Eltern und in seine Heimat, die er so oft erfleht hatte, wurde ihm nun gewährt. Freilich war es weit bis in seine Heimat, und leicht konnte ihn abermals ein Unglück treffen; allein er hoffte das Beste. „Wie werden sich," dachte er, „meine guten Eltern freuen, wenn sie mich wiedersehen."

In dieser Erwartung hätte er denn recht fröhlich sein können; doch die Freude wurde ihm durch den Gedanken vergällt, daß er von seinem Freitag scheiden müsse. Noch immer war dessen Vater mit den 17 Spaniern und Portugiesen nicht wieder eingetroffen,

und es blieb ihm daher nichts übrig, als allein zu reisen. Wohl wußte er, daß Freitag auf sein Verlangen Heimat und alles verlassen hätte und ihm bis ans Ende der Welt gefolgt wäre; allein es fiel ihm gar nicht ein, dies zuzugeben, geschweige denn ein solches Verlangen zu stellen. Trotz der unendlichen Liebe, die er für den treuen Freund hegte, wollte er ihn doch eher verlieren, als vielleicht für immer von seinem Vater getrennt wissen. So schwer ihm das Opfer werden mochte, er mußte es bringen, denn die Pflicht gebot's!

Diese Gedanken beschäftigten Robinson so lebhaft, daß er erst sehr spät einschlief. Kaum aber graute der Morgen, so ging er, um seinen Tempel noch einmal zu besuchen. Ein tiefes Weh überkam ihn, als er von dem Berge den Blick über alle die Schönheiten der Insel, über die Bauten und Anlagen gleiten ließ. Wohin auch sein Auge schaute: überall traf es Erinnerungen an seinen Fleiß, überall Werke seiner Hand! Wie viele davon hatte er mitten in tiefster Noth vollbracht! Fast jedes war stummer Zeuge seiner heißen Gebete um Befreiung gewesen, denn immer hatte er sich von dieser Insel fortgesehnt. Und jetzt, da sein Wunsch erfüllt werden sollte, da war ihm die Insel so lieb geworden, daß es ihm schwer fiel, sie zu verlassen! — Seine Augen wurden feucht, und die Wehmuth erfaßte ihn so sehr, daß er den Anblick der Insel nicht länger ertragen konnte. Und so betrat er den Tempel, um sich zu sammeln, aber auch um dem lieben Gott nochmals für die unzähligen Wohlthaten zu danken und ihn um Segen zu der Reise anzuflehen.

Eben hatte er sein Gebet beendet, da hörte er jemand kommen. Es war Freitag, den der Capitän heraufgeschickt hatte, um Robinson zu sagen, daß man ihn an Bord erwarte. Allein der Schmerz übermannte ihn; „Herr — Du — sollst — kom —," das war alles, was er hervorstammelte, und dann brach er zusammen. Wie Robinson, so hatte ja auch er immer noch gehofft, daß sein Vater kommen werde und mit ihm seinen Herrn nach Europa begleiten könnte. Nun war's mit dieser schönen Hoffnung vorbei! — Robinson hob ihn liebreich auf und schloß ihn an sein Herz.

Lange hielten sich beide so umfangen, keiner war eines Wortes mächtig. — Doch man mußte zu Ende kommen, schon nahte ein zweiter Bote des Capitäns, und so unterbrach Robinson das Schweigen. „Habe Dank, Du treue Seele," sagte er, „vielen Dank für Deine Dienste! Tausend Dank für die unendliche

Liebe, die Du mir erwiesen! — Leb' wohl! — Vielleicht —" Hier überwältigte ihn selbst der Schmerz so, daß er nicht weiter reden konnte. Aber er ermannte sich schnell; zum letzten Male umarmte er Freitag, dann riß er sich los und stieg in seine Festung hinab.

Es war wenig, was er von hier mit fortnahm: die Bibel, seine alten Kleider, die Pelzkleidung, das Beil, den Feuerbohrer, den Schirm, den ersten Bogen und die dem gestrandeten Schiffe entnommenen Kostbarkeiten und Papiere. Alles Uebrige ließ er für die Spanier zurück, an welche der Capitän im Auftrage Robinsons einen Brief in spanischer Sprache geschrieben hatte. — Gefolgt vom treuen Ami und Papchen auf dem Arme, begab er sich nach dem Strande und bestieg das bereit liegende Boot.

Noch ehe ihn dies aber zum Schiffe gebracht hatte, stürzte sich Freitag ins Wasser und schwamm ihm nach. „Herr! nimm mich mit!" schrie er im höchsten Jammer, sprang in das Boot und umklammerte heftig weinend Robinsons Kniee. Wohl stellte ihm dieser die Sünde vor, seinen alten Vater verlassen zu wollen; wohl bat er ihn dringend und dringender, ans Land zurückzugehen; doch Freitag war nicht dazu zu bewegen. Mochte ihm Robinson die Rückkehr selbst ernstlich befehlen, es war vergebens. „Lieber will ich todt sein, als ohne Dich!" das waren Freitags Worte. Solch' treue Anhänglichkeit rührte sogar die rauhen Matrosen, und alle, selbst der Capitän und der Steuermann, vereinigten ihre Bitten mit denen Freitags. Alles dies würde Robinson aber nicht zum Nachgeben bewogen haben; denn er wollte durchaus nicht, daß Freitag seinen Vater verließ, um ihm selbst zu folgen. Dagegen fiel ihm der Gedanke schwer auf das Herz, daß Freitag der Willkür der Verbannten preisgegeben sein würde, wenn sein Vater und der Spanier nicht nach der Insel zurückkehrten. Er schlug daher dem Capitän vor, zunächst nach Freitags Heimat zu steuern und dort über das Ausbleiben der Erwarteten Erkundigung einzuholen. Der menschenfreundliche Capitän war damit einverstanden, und so durfte sich Freitag nun mit an Bord begeben.

Aber noch war man mit dem Lichten der Anker beschäftigt, da erscholl plötzlich der Ruf: „Ein Boot in Sicht!"*) Dies kam näher und näher, und horch! da ertönte der mit dem Spanier verabredete Signalschuß. Es mußten also die erwarteten Spanier

*) Diese Worte enthalten die Anzeige, daß man ein Boot in der Ferne sieht.

und Portugiesen sein, die in dem Boote kamen. Jetzt erkannte Robinson den Spanier, der seine 16 Gefährten mitbrachte. „Aber wo ist Freitags Vater?“ So fragte er sich voll Freude über das endliche Eintreffen jener und doch voll Besorgniß um den Vermißten. Er gab daher dem Spanier ein Zeichen, schnell an Bord zu kommen. Aber die Botschaft, die dieser brachte, war eine sehr traurige. Mit Hülfe des Capitäns, der die Worte des Spaniers übersetzte, erfuhr Robinson, daß Freitags Vater — nicht mehr lebte. Schon auf der Fahrt in seine Heimat war er erkrankt und nun vor 2 Tagen gestorben. Dies und die Ausbesserung des spanischen Bootes, das sie zur Fahrt nach der Insel brauchten, hatte die Abreise verzögert. Als Freitag die Trauerkunde vernahm, da brach er vor Schmerz zusammen und mußte in die Cajüte getragen werden. Robinson versuchte zwar, ihn zu trösten, aber es war vergeblich.

Nun mußte Robinson an Deck zurückkehren, um die Angelegenheit der Spanier und Portugiesen zu ordnen. Er stellte ihnen die Wahl, ob sie ihren künftigen Aufenthalt auf der Insel nehmen oder mit ihm nach Europa zurückkehren wollten. Nur der von Robinson Gerettete und 6 jüngere Gefährten wollten ihr Glück auf der Insel versuchen; die übrigen 10 aber zogen es vor, kostenfrei nach Europa zu ihren Familien zurückzukehren. So nahmen denn jene dankbar von Robinson Abschied, nachdem dieser sie nochmals zur Gottesfurcht, Eintracht und Arbeitsamkeit ermahnt hatte.

Kaum waren sie abgefahren, so eilte Robinson wieder zu seinem Freitag, um ihn zu trösten. Und das war auch sehr nöthig, denn der arme Mensch wehklagte noch ebenso wie vorher. Erst als ihn Robinson daran erinnerte, daß er ja seinen Vater dereinst in jener Welt wiedersehen werde, wurde er ruhiger; und als er vollends hörte, daß er nun seinen Freund begleiten dürfte, da verstummten seine Schmerzenslaute ganz. Er warf sich diesem an die Brust und folgte ihm auf das Verdeck.

Inzwischen waren die 6 Spanier und 4 Portugiesen in die Dienste des Capitäns getreten, um die Zeit bis zur Ankunft in ihrer Heimat nicht als Müßiggänger zu verbringen, und befanden sich schon in voller Thätigkeit. Nun wurden die Anker gelichtet, ein günstiger Wind schwellte die Segel, und rasch durchschnitt das Schiff die Wogen. Zum letzten Male winken Robinson und Freitag den Zurückgebliebenen Grüße zu, größer und größer wird die Entfernung zwischen ihnen, kleiner und kleiner die

Insel; allmählich verschwimmen Wälder und Felsen in einander, die Insel wird zu einem dunklen Streifen, zum Punkte und entschwindet endlich ganz!

Dreizehntes Capitel.

Die Heimat.

Es war am 30. Januar 1698, als Robinson die Insel verließ, auf der er 18 Jahre und 8 Monate gelebt hatte. Da der Wind längere Zeit gut blieb, so segelte das Schiff rasch der portugiesischen Küste zu. Zwar zeigten sich einige Male jene schwärzlichen Vögel, welche Möven*) genannt und von den Schiffern für Vorboten von Stürmen gehalten werden. Es traten dann auch wirklich Stürme ein, so daß die Mannschaft Tag und Nacht auf den Beinen sein mußte. Aber das Schiff war gut gebaut; auch traf der Capitän immer gleich alle Vorsichtsmaßregeln, und so gingen die Stürme stets glücklich vorüber.

Nach der Ankunft in Lissabon eilte Robinson zu dem Kaufmanne, der ihm von dem Capitän als Eigenthümer des Goldes und der Edelsteine bezeichnet worden war. Der arme Mann hatte durch den Schiffbruch all seine Habe verloren und saß nun im Gefängnisse, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte. Nachdem er aber die Kostbarkeiten so unerwartet zurückerhalten hatte, ward ihm auch seine Freiheit wieder, und so empfand Robinson abermals das wonnige Gefühl, einen Menschen dem Unglücke entrissen zu haben. Aber der Kaufmann nöthigte ihm auch trotz alles Sträubens einen Theil der geretteten Geldsumme auf; „denn," sagte er, „dieser gebührt Ihnen nach dem Gesetze als Finderlohn, und trotzdem bin ich Ihnen immer noch großen Dank schuldig."

Nun kehrte Robinson an Bord des Schiffes zurück. Dies durcheilte schnell den übrigen Theil des Atlantischen Oceans, dann den Canal und langte im Mai glücklich im Hafen von London an. — Was für Augen machte nun Freitag, als er die vielen Schiffe, als er die großen Häuser, Paläste und Kirchen sah! Alles, was er erblickte, setzte ihn in Erstaunen. Bald war es eine prächtige Kutsche, bald waren es die schönen Verkaufsgegenstände eines Ladens, die seine Blicke auf sich zogen und vor denen er bewundernd stehen blieb. Sein Herr hatte daher oft große Mühe,

*) S. Anmerkung Nr. 61.

ihn den Gefahren zu entreißen, denen er sich durch sein Gaffen in dem Gewühle von Menschen, Pferden und Wagen fast jeden Augenblick aussetzte.

Durch vielfache Erkundigung gelang es Robinson, die Wohnung der Wittwe des Capitäns zu erfahren, den er einst auf der Fahrt nach Guinea begleitete. Er fand sie in sehr dürftigen Verhältnissen. Sie hatte nie etwas über das Schicksal ihres Mannes gehört und war daher nicht wenig erstaunt, nach so langer Zeit Kunde von ihm zu erhalten. Aber ihr Erstaunen wurde noch größer, als ihr Robinson beim Abschiede die 20 Dukaten zurückzahlte, welche ihm sein Freund einst vor der Reise nach Guinea geliehen hatte.

Begleitet von den Segenswünschen der Wittwe, begab sich Robinson hierauf nach dem Hafen zurück, um dort nach einem Hamburger Schiffe zu suchen, das ihn bald in die Heimat brächte. Zu seiner großen Freude war ein solches da, denn dort über dem Steuer jenes nahen Kutters*) wehte ja die heimatliche Flagge mit den 3 rothen Mauerthürmen im weißen Felde!**) Eben hatte er erfahren, daß derselbe schon in der nächsten Stunde auslaufen***) werde, als ihn jemand auf die Schulter klopfte. Es war der Capitän des durch seine Hülfe befreiten Schiffes. Dieser hatte den Besitzern desselben getreuen Bericht über die Vorgänge erstattet und dabei rühmend der Verdienste gedacht, welche sich Robinson um die Rettung ihres Eigenthums erworben. Sie ließen ihn deshalb dringend bitten, zu ihnen zu kommen; allein seine Sehnsucht nach der Heimat war zu mächtig, als daß er der Einladung gefolgt wäre. Der Capitän hatte diese Ablehnung vorausgesehen und händigte ihm nun im Auftrage der Rheder†) ein Geschenk von 150 Pfund Sterling††) ein. — Durch schweres Unglück zusammengeführt, schieden Robinson und der Capitän jetzt als glückliche Freunde von einander; dieser kehrte zu seinem Berufe zurück, um die Gefahren der See von neuem zu bestehen, und jener begab sich mit Freitag an Bord des Kutters, um in seine Vaterstadt zu gelangen.

So schnell aber auch die Fahrt von Statten ging; für Robinsons Sehnsucht hätte sie noch viel rascher gehen mögen.

---

*) Kutter sind Schiffe, welche in Folge ihres leichten Oberbaues und ihrer vielen Segel sehr schnell segeln. — **) Das Hamburger Stadtwappen. — ***) Auslaufen bedeutet: den Hafen verlassen. — †) So werden die Eigenthümer von Handelsschiffen genannt. — ††) In England rechnet man nach Pfund Sterling; ein solches hat 20 Schillinge und gilt so viel wie 20 Mark.

Endlich erblickte er den rothen Strand und das grüne Oberland der Insel Helgoland, bald wurde auch der Thurm von Neuwerk sichtbar, und nun das heimatliche Gestade: da lagen Cuxhafen und Ritzebüttel — das Schiff war in der Elbe. Doch ohne Aufenthalt segelte dies unter Führung des Lootsen*) auf dem beinahe meilenbreiten Strome rüstig vorwärts; denn es hatte dessen Mündung gerade beim Eintritt der Flut erreicht. Belebter und belebter wurde das holsteinische Ufer; Glückstadt, Stade und ein Dorf nach dem andern zogen vor den Augen vorüber. Nur wenige Stunden noch, und Robinson konnte seinen guten Eltern zu Füßen stürzen, um ihre Verzeihung zu erflehen. — Vorüber geht's an Blankenese, vorüber an Nienstädten und Teufelsbrück, und nun blinken ihm die Thürme seiner Vaterstadt freundlich zu und machen sein Herz höher und höher schlagen. — Da ist Altona, endlich läuft das Schiff in den Hafen von — Hamburg ein — es ist am Ziele! Nicht schnell genug kann das Boot Robinson ans Land bringen, wo er nun als erfahrener Mann den Tummelplatz seiner Jugend wieder betritt, den er einst als unbesonnener Jüngling verließ.

Doch hier ist seines Bleibens nicht! Klopfenden Herzens durcheilt er mit Freitag die Vorstadt: er will schnell wissen, ob seine guten Eltern noch leben; denn es quält ihn eine bange Ahnung, daß er sie nicht wiederfinden werde. — Endlich hat er das Haus eines Vetters erreicht; ein Fremdling tritt er hinein, niemand kennt ihn mehr!

Kaum vermag er seine Aufregung zu verbergen, indem er die Frage nach seinen Eltern ausspricht. Da hört er denn, daß — nur sein Vater noch lebt, die Mutter aber schon lange gestorben ist. Gram und Kummer über den ungehorsamen Sohn hatten ihr den Tod gebracht! — Bei dieser Nachricht vermochte sich Robinson nicht mehr zu halten; er brach in lautes Weinen aus, und nun erfuhren die Verwandten mit Staunen, daß er selbst jener Sohn war.

Gern hätte Robinson seinen Schmerz ausgeweint; doch er wurde von allen Angehörigen des Hauses umringt, bewillkommet und mit Fragen bestürmt; jedes will wissen, wo er gewesen,

---

*) Lootsen nennt man diejenigen Seeleute, welche mit der Beschaffenheit einer Küste und des Fahrwassers genau bekannt und dazu angestellt sind, die Schiffe sicher an den gefährlichen Stellen vorüber zu führen.

was er erlebt. Aber Robinson hatte nicht Ruhe, nicht Rast; er wollte zu seinem Vater. Und doch mußte dieser erst vorbereitet werden, wenn ihn die plötzliche Freude nicht tödten sollte. Daher schickte Robinson sogleich einen Boten zu ihm mit der Meldung, es wäre ein Amerikaner da, der Nachricht von seinem Sohne brächte. Kaum aber hatte der zurückkehrende Bote berichtet, daß er mit seiner Meldung große Freude angerichtet habe, so eilte Robinson mit dem Vetter und Freitag zu seinem Vater.

Jetzt betrat er das elterliche Haus; es sah darin noch alles so aus, wie einst, und doch kam es ihm anders vor — es war öde darin geworden. Er öffnete die Stubenthür, siehe, da saß der fromme Greis in seinem Lehnstuhle und las in der Bibel. Harm und Alter hatten sein Haar gebleicht und sein Antlitz mit tiefen Furchen überzogen. Beinahe unwiderstehlich fühlt sich Robinson zu dem würdigen Alten hingerissen, er möchte sich ihm in die Arme werfen, ihn herzen und küssen. Doch noch ist Vorsicht nöthig; schnell ergreift daher der Vetter das Wort. „Hier ist,“ sagt er zu Robinsons Vater, „der Herr aus Amerika, doch er kann nicht gut Deutsch; er bringt die Nachricht, daß Ihr Sohn bald zurückkommt.“

Schwerlich läßt sich der Eindruck beschreiben, welchen diese Worte auf den Greis machten. „O Gott sei Dank!“ ruft er entzückt. „So erlebe ich doch die Freude, ihn noch einmal zu sehen, ehe mich der Tod abruft!“ — Fast vermag sich Robinson nicht länger zu halten; doch krampfhaft nimmt er alle seine Kräfte zusammen und spricht mit verstellter Stimme: „Darf der Reuige Verzeihung hof—?“ Weiter kann er nicht, denn ein Strom von Thränen unterbricht ihn. Und als er nun ein freudiges „Ja!“ hört, da ist er seiner nicht mehr mächtig; mit dem Ausrufe: „Ich bin's selbst, ich bin Dein Sohn!“ stürzt er auf seinen Vater zu und umschließt heftig weinend dessen Kniee. „Mein Sohn! Mein Sohn, hab' ich Dich endlich wieder?“ ruft der Greis freudetrunken und zieht ihn selig an sein Herz. So hielten sich beide lange innig umfangen und genossen in vollen Zügen die unendliche Wonne des Wiedersehens; sie ließen einander nur los, um sich immer wieder von neuem zu liebkosen.

Bald war die Kunde von Robinsons glücklicher Rückkehr zu den übrigen Verwandten gedrungen, und nun eilten alle mit ihren Kindern herbei, um den längst todt Geglaubten zu bewillkommnen. Da wurde er denn von allen Seiten mit Fragen bestürmt; er mußte erzählen bis in die späte Nacht.

Als er aber geendet hatte, wandte er sich an die Kinder und sagte:

„Seht! so traurig ist es mir ergangen, weil ich ungehorsam, gottlos und faul gewesen bin. Laßt Euch also meine Geschichte ein warnendes und lehrendes Beispiel sein: seid fleißig und aufmerksam, gehorchet Euren Eltern und Lehrern und habt den lieben Gott vor Augen und im Herzen!"

Doch nicht bloß seine Verwandten, auch die Nachbarn und Freunde freuten sich über seine Rückkunft; sie alle wollten seine seltsamen Erlebnisse hören und ihm wiederum erzählen, was sich in seiner langen Abwesenheit zugetragen. Kurz, es war des Fragens und Antwortens lange Zeit kein Ende.

Wer aber sah, wie Vater und Sohn in der Wonne des Wiedersehens lebten, dem mußte das Herz übergehen. Dem guten Freitag mochte es freilich recht schwer werden, Zeuge jenes Glückes zu sein. Deshalb bat Robinson seinen Vater, den treuen Gefährten als zweiten Sohn zu betrachten. Herzlich gern wurde die Bitte gewährt, und so blieben die beiden als Brüderpaar auch unter dem nördlichen Himmel so innig mit einander vereint, wie sie es unter dem südlichen gewesen waren.

Robinson übernahm seines Vaters Geschäft, und da Freitag bald lesen, schreiben und rechnen lernte, so wurde ihm dieser auch hier ein wackerer Beistand. Der liebe Gott gab ihnen reichen Segen, und durch Fleiß und Sparsamkeit kamen sie bald zu Wohlstand. Fern von Hochmuth führten sie aber auch dann noch ein einfaches, bescheidenes Leben und vergaßen nie, daß Gott allein es war, dem sie ihr Glück verdankten.

Dem Wunsche seines Vaters zufolge nahm sich Robinson endlich ein Weib. Und so wetteiferten nun drei, dem guten Greise durch zärtliche Liebe und Pflege den Abend seines Lebens zu verschönern, nachdem ihm der Mittag so verbittert worden war. Als später aber auch eine fröhliche Kinderschaar erblühte, da wurde das Glück noch größer, und namentlich hätte es kaum einen liebevolleren Onkel geben können, als Freitag. Daher sammelten sich denn die Kleinen gar oft um den „braunen Onkel" und baten, er möge ihnen die Geschichte von der Insel erzählen.

Robinson und Freitag erlebten noch die Freude, eine Nachricht von ihrer Insel zu erhalten. Trotz ihrer friedliebenden Ge-

sinnungen hatten die Spanier bald mit den 4 Verbannten Streit bekommen, weil diese nicht gern arbeiten wollten. So war man genöthigt gewesen, streng gegen sie zu verfahren und jede Gemeinschaft mit ihnen abzubrechen, bis sie sich endlich bekehrten.

Alle sind nun längst todt; aber ihre Geschichte lebt noch heute fort und predigt eindringlich die Lehre:

Bete, arbeite und liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!

Anhang.

Anmerkungen zu einzelnen Stellen.

1. Schiffsanker (S. 4) sind grosse eiserne Werkzeuge von 20 bis 50, ja bisweilen sogar 60 Centnern Gewicht; sobald das Schiff stillstehen (ankern) soll, werden sie mittels einer Winde an schweren Ketten und Tauen auf den Meeresgrund niedergelassen, um sich dort mit ihren Haken einzugraben und so das Schiff festzuhalten.

2. Leuchtthürme (S. 5 und 12) gab es schon in der Vorzeit, doch waren dieselben nicht so gut eingerichtet, wie die heutigen, deren Licht durch Spiegel und sonstige künstliche Vorrichtungen sehr weit sichtbar ist. Sie sind von Wächtern bewohnt, meist gegen 28 Meter hoch, oft aber auch noch höher und sehr fest gebaut, manche aus Eisen und Stein. An den brittischen Küsten giebt es beinahe 100 solcher Thürme.

3. Strasse von Calais (S. 12) heisst der Arm des Atlantischen Meeres, welcher England und Frankreich in der Nähe der französischen Stadt Calais von einander trennt und im Verein mit dem Canal die Nordsee mit dem Atlantischen Ocean verbindet.

4. Der Steuermann (S. 12) ist nach dem Capitän der oberste Beamte auf einem gewöhnlichen Schiffe, welcher das Lenken desselben und die Stellung der Segel anzuordnen und zu beaufsichtigen hat. Das Lenken geschieht mittels des am Hintertheile befindlichen Steuerruders, das der „Mann am Ruder“ unter steter Beobachtung des Compasses durch Rück- oder Vorwärts-Drehen eines Rades stellt.

5. Die fliegenden Fische (S. 13) schnellen in den südlichen Meeren oft zu vielen Hunderten auf einmal aus dem Wasser empor. Ueber die Ursache ist noch nichts Ge-

naues bekannt; in den meisten Fällen liegt diese wohl in der Verfolgung durch Raubfische. Oft genug entfliehen die Flugfische aber diesen Verfolgungen nur, um eine Beute der grossen Seevögel zu werden.

6. Der Compass (S. 14) besteht aus einem Gehäuse, einer Windrose und einer Magnetnadel. Das Gehäuse ist rund und hat auf seinem Boden einen Kreis mit vielen Strichen. Diese Striche heissen die Windrose und geben die Himmelsgegenden an, also Osten oder Morgen, Süden oder Mittag, Westen oder Abend, Norden oder Mitternacht, ferner die dazwischen liegenden, wie Nordost (zwischen der Mitternachts- und Morgengegend), Südost (zwischen der Morgen- und Mittagsgegend), Südwest (zwischen der Mittags- und Abendgegend), Nordwest (zwischen der Abend- und Mitternachtsgegend) u. s. w. Genau in der Mitte der Windrose ist ein aufrecht stehender Stift angebracht und auf diesem ruht wagerecht eine Art Nadel und zwar so, dass sie nach einer Seite so lang ist, wie nach der anderen, und leicht gedreht werden kann (also wie die hölzernen Drehvögel, mit denen die Kinder oft spielen). Diese Nadel ist aus Stahl und mit Magnet bestrichen (eine Magnetnadel) und zeigt mit der einen Spitze immer nach Norden und mit der andern nach Süden. Der Schiffscompass ist etwas anders eingerichtet und hängt in einem besonderen Häuschen in der Nähe des Steuerruders.

7. Die Canarischen Inseln (S. 15) liegen nahe an der nordwestlichen Küste von Afrika und gehören den Spaniern; sie sind die eigentliche Heimat der Canarienvögel. — Die grösste dieser Inseln heisst Teneriffa und ist besonders durch den Spitzberg oder Pik von Teneriffa (Pico de Teyde) bekannt, einen feuerspeienden Berg von 3716 Meter Höhe, den man fast 1500 Meilen weit sieht.

8. Die Caraibischen Inseln (S. 27) oder kleinen Antillen liegen im Atlantischen Meere, bilden einen Theil von Westindien und gehören theils den Engländern, theils den Franzosen, Dänen, Spaniern und Holländern. Viele von ihnen haben feuerspeiende Berge, die zum Theil noch jetzt thätig sind.

9. Korallen (S. 27) nennt man diejenigen im Wasser lebenden Geschöpfe, welche äusserlich zwar als Pflanzen erscheinen, dennoch aber Thiere sind, da sie Nahrung zu sich nehmen. Ihr Körper besteht aus Haut und einem kalkartigen

Gerüste und ist an den Meeresboden oder an die Ueberreste abgestorbener Korallen oder an andere im Meere befindliche Gegenstände (wie untergegangene Schiffe u. s. w.) bald strauch-, bald baumartig, bald sternförmig festgewachsen. Am äusseren Ende jedes Zweiges oder Strahles ist ein mit feinen Fühlhörnern oder Fangarmen umgebener Mund, dem mittels der letzteren die Nahrung (kleine Wasserthierchen, die in ihre Nähe kommen) zugeführt wird. Jeder solcher Zweig ist ein Thier für sich, d. h. er kann von den übrigen getrennt werden, ohne zu sterben. Und doch bilden alle Zweige mit ihren Stämmen gemeinschaftlich nur ein Thier, insofern die Nahrung, welche ein Zweig zu sich nimmt, allen übrigen Zweigen mit zu Gute kommt. Es giebt viele Arten von Korallenthieren, doch alle gleichen sich darin, dass sie nur unter der Oberfläche des Wassers leben können und bald absterben, wenn sie an die Luft gebracht werden. An den Caraibischen Inseln wird am häufigsten die Art gefunden, welche man „Elensgeweihe“ nennt, weil sie in ihren Aesten und Zweigen dem Geweih des Elenthieres ähnlich ist. Sie wird etwa 56 Centimeter hoch und eben so breit. Nach und nach stirbt das Thier von unten herauf ab, aber das kalkartige Gerüste bleibt fest stehen, und es bilden sich darauf wieder neue Korallen, so dass im Laufe der Zeit förmliche Bäume von bedeutender Höhe unter der Meeresoberfläche entstehen. Da nun oft unzählige solcher Bäume ganz dicht bei einander stehen und bedeutende Klippen bilden, so bringen sie die Schiffe in grosse Gefahr. Doch die Korallen sind dem Menschen auch nützlich; so werden z. B. aus der Edel-Koralle, welche im Mittelmeere wächst, die schönen rothen Schmucksachen (Armbänder, Ringe u. s. w.) gemacht, die einen bedeutenden Handelsartikel bilden.

10. Die Schlingpflanzen (S. 29) in den amerikanischen Wäldern umranken die Bäume bis zum höchsten Gipfel, wachsen dann wieder nach der Erde, schlagen von neuem Wurzel, sprossen abermals am Stamme empor und umgeben ihn endlich so dicht, dass er darunter verfault und die Schlingpflanze zuletzt wie eine hohle Säule stehen bleibt. Sie werden als feste Schnuren und Stricke benutzt; viele haben schöne Blüthen.

11. Aloe (S. 29), die im heissen Amerika vorkommende heisst Agave; sie wächst einzeln in dürren Ebenen, hat

einen kurzen dicken Stamm mit einer Krone von dicken, fleischigen und gezackten Blättern, die oft $1^2/_3$ Meter lang sind, und braucht zu ihrer vollen Entwickelung mindestens 8 bis 10 Jahre. Aus der Mitte der Krone wächst sehr schnell ein wohl 6 Meter hoher Schaft empor, welcher eine armleuchterartige Rispe trägt; dieser entsprossen dann aber so viele wohlduftende Blüthen, dass man oft mehrere 1000 an einer Pflanze zählen kann. Nach dem Reifen ihrer dattelartigen Früchte stirbt die Pflanze ab, treibt aber zahlreiche Wurzelschösslinge. Die Agave wird vielfach benutzt. Aus dem Safte bereitet man eine Art Wein, der sehr stärkend ist; aus den Blättern gewinnt man Fasern, die zu dauerhaften Seilen und groben Tüchern verarbeitet werden; ja sogar Papier macht man aus diesen Fasern durch Aufeinanderkleben mehrerer Schichten.

12. M a i s (S. 31), auch Welschkorn oder türk. Waizen genannt, ursprünglich im mittleren Amerika als das einzige Getreide angepflanzt und dort sehr verbreitet; auch in Deutschland wachsend. (Reicher Ertrag s. S. 120). Die Körner haben die Grösse von Kirschkernen, werden roh, geröstet, auch zu Brei gekocht genossen; sie bilden die Hauptnahrung der amerik. Sklaven. Ferner wird daraus Bier gebraut und Kuchen gebacken. Ehe die Körner reif werden, isst man auch die ganzen Kolben, und zwar geröstet oder gekocht.

13. Unter den zahlreichen Arten von S e e m u s c h e l n (S. 33) zeichnen sich vorzüglich diejenigen durch Grösse und Schönheit aus, welche in den südlichen Meeren gefunden werden; so wird z. B. die Riesen- oder Hohlziegelmuschel oft über $1^1/_{10}$ Meter lang und gegen 300 Pfund schwer.

14. Unter S e e g r a s (S. 34), welches bei uns zum Polstern verwandt wird, versteht man die langen grasartigen Pflanzen, die in den Meeren wachsen, von den Wellen losgerissen und oft haufenweise ans Land geschwemmt werden.

15. P i s a n g (S. 35), auch Paradiesfeige genannt, weil sie die Frucht sein soll, von der Adam und Eva gegessen. Die Staude erreicht binnen einem Jahre die Höhe von 5 Metern. Aus der Mitte der Blätterkrone wächst ein schenkeldicker Kolben mit der Blüthe hervor, aus der nach und nach gegen 200 Früchte (von etwa 28 Centimeter Länge) spriessen, welche etwa wie Feigen oder in Butter und Zucker ge-

bratene Aepfel schmecken. Jeder Schaft blüht nur einmal und stirbt nach der völligen Reife seiner Früchte ab; doch wächst aus derselben Wurzel schnell ein neuer. Die halbreifen Früchte werden, geröstet und mit Butter bestrichen, beim Frühstück statt des Brotes genossen, auch kocht man sie mit Gewürz und Fleisch zu einem schmackhaften Gemüse; reif isst man sie theils gekocht, theils roh; im letzteren Falle sind sie aber den Europäern schädlich. Getrocknet und zerrieben geben sie ein herrliches Mehl zu feinen Speisen. Aus den Fasern der Blattstiele macht man einen dauerhaften Hanf.

16. Um die Länge der Monate (S. 37) durch Abzählen an der Hand zu erfahren, fängt man beim Knöchel des linken kleinen Fingers an, die Monate zu nennen. Die Monate, welche auf die Knöchel kommen, haben 31 Tage; diejenigen, bei denen man die Grübchen berührt, nur 30, beziehendlich nur 28 oder 29. Also erster Knöchel links: Januar 31 Tage; nächstes Grübchen: Februar 28 und, wenn die 4 in der Jahreszahl aufgeht (Schaltjahr ist), 29 Tage; Knöchel des linken Goldfingers: März 31 Tage u. s. w. Vom Knöchel des linken Zeigefingers springt man auf den des rechten über, weil sowohl Juli als August 31 Tage haben.

17. Wagerecht oder wasserrecht (S. 38) nennt man es, wenn eine Linie an einem Ende genau so hoch ist, wie am andern, wie z. B. ein Wagebalken, dessen Zunge ganz gerade in die Höhe steht, oder wie die Oberfläche des Wassers in einem Gefässe. Um zu prüfen, ob etwas wagerecht sei, bedient man sich der Setzwage oder Wasserwage. — Senkrecht oder lothrecht nennt man eine Linie, die ganz gerade herabgeht, wie z. B. eine Schnur, die oben gehalten und unten mit einem Gewicht, einer Kugel u. s. w. beschwert wird.

18. Die Cactuspflanzen (S. 38) erreichen in ihrem Vaterlande (dem heissen Amerika) erstaunliche Grössen, obgleich alle die verschiedenen Sorten auf dem dürrsten Boden stehen. Einige erheben sich in Form kantiger Säulen über 11 Meter hoch und haben nur 2 oder gar keine Zweige; andere sind kugelrund; wieder andere wachsen als stachelige Ranken an Felsen hin oder ranken sich an Bäumen empor, von denen sie dann wie Schlangen herabhängen. Noch andere bestehen aus einzelnen flachen oder walzenförmigen Gliedern, von denen immer eins aus dem andern wächst, so dass die

ganze Pflanze oft über 2 Meter hoch wird. Diese Art nennt man vorzugsweise Opuntien, von denen es wieder verschiedene Arten giebt. Eine derselben benutzte Robinson (S. 55) wegen ihrer Stacheln zur Umzäunung seines Hofes. Alle Cactusarten tragen zur Blüthezeit die schönsten Blumen. Ihr Nutzen ist nicht unbedeutend, denn man verwendet sie nicht bloss zu Umzäunungen, sondern gewinnt auch aus den stärkeren Arten ein unverwesliches Holz, das sich vorzüglich zu Thürschwellen und Rudern eignet. Beinahe alle Arten tragen angenehm schmeckende Früchte, die als feines Obst genossen werden; ja der Melo-Cactus enthält sogar einen wohlschmeckenden Saft, an dem sich der durstige Wanderer in der heissen Jahreszeit erquicken kann. Eine besondere Art der Opuntien (die Cochenillen-Opuntie, sprich: Coschenilljen-Opunzie) wird sehr häufig angepflanzt, weil sich auf ihr die Cochenillen (kleine rothe Insekten) in grosser Menge aufhalten, von denen man die theure und prächtige rothe Farbe (den Carmin) gewinnt.

19. Die Batate (S. 38) oder süsse Kartoffel gehört zu den vielen windenartigen Gewächsen des heissen Amerika. Aber wie bei den Kürbissen und Gurken wachsen ihre oft über 2 Meter langen Ranken nur am Erdboden hin, an denen 9 Centimeter lange Blätter und 10—15 Knoten sind. Von diesen Knoten aus gehen kleine Wurzeln in die Erde, an denen jedesmal 2 bis 3 Knollen wachsen, die fast die Gestalt von Würsten haben, etwa 24 Centimeter lang und 5 Centimeter dick sind. Diese meist roth aussehenden und oft über $^1/_2$ Pfund schweren Knollen heissen Bataten und bergen unter ihrer dünnen Schale das weisse, mehlartige und gesunde Nahrungsmittel, das man theils roh geniesst, theils auf vielerlei Arten zubereitet. Man kocht die Knollen, man röstet sie und geniesst sie mit Zucker und Wein; man macht Salat daraus; ja sogar Brot wird aus dem Mehl bereitet. Die Bataten schmecken besser, als unsere Kartoffeln, und werden darum statt dieser in den warmen Ländern vielfach angebaut, wo sie in magerem Boden am besten gedeihen.

20. Palmen (S. 39). Wie in allen heissen Ländern, so trifft man auch im mittleren und südlichen Amerika die prächtigen Palmen in reicher Anzahl und in verschiedenen Arten an. Eine der grössten, schönsten und nutzbringendsten ist die Kokuspalme, die am besten in der Nähe des Meeres

gedeiht. Sie erreicht die Höhe von 23—28 Metern. Hoch oben an dem schwärzlichen, glatten und geringelten Stamme von etwa 56 Centimeter Stärke befindet sich die schöne Krone aus 10—12 Blättern von 5—6 Meter Länge. Zwischen diesen brechen nach und nach 12 lange Büschel mit je etwa 20 gelblichen Blüthen hervor, aus denen allmählich die Früchte kommen, so dass eine einzige ausgewachsene Kokuspalme oft zu gleicher Zeit eine Menge von kopfgrossen Früchten trägt, denen fast das ganze Jahr hindurch immer neue folgen. Diese Früchte oder Nüsse bergen unter einer eckigen, holzigen und faserigen Hülle von 4 bis 6 Centimeter Stärke die eigentlichen Nüsse, welche mit einer harten Schale umgeben und etwa so gross wie der Kopf eines kleinen Kindes sind. Vor der völligen Reife gepflückt, enthält die Schale ausser dem Kerne eine milchartige, überaus angenehm schmeckende Flüssigkeit (s. S. 39), welche nach dem Durchbohren der 3 Löcher ausläuft; sie wird auch zum Tünchen der Wände, sowie zur Bereitung von Arac benutzt. — Der frische Kern selbst schmekt fast wie Mandeln und wird deshalb gern genossen, bald roh, bald als Salat mit Essig, Salz und Oel, bald (z. B. in Asien) statt des Fleisches gekocht mit Reis. Noch grösseren Nutzen gewährt derselbe durch das Oel (Palmöl), welches daraus gekocht oder gepresst wird; denn dasselbe dient in den heissen Ländern nicht bloss als Butter, sondern auch als Arznei, zur Beleuchtung und Bereitung von guter Seife und Lichtern, so dass eine ungeheure Menge davon nach Europa geschafft und dort theuer bezahlt wird. Die nach dem Auspressen des Oels verbleibenden Theile der Nuss geben ein vortreffliches Viehfutter. — Aus den Schalen macht man Trinkgefässe, Dosen, Messergriffe und vieles Andere; man brennt sie als Lichter und erhält dabei zugleich einen feinen Russ, sowie aus der Asche ein vortreffliches Zahnpulver. — Aus der äusseren faserigen Hülle bereitet man feste Taue. — Aus den Scheiden, welche die Blüthen umschliessen, wird durch Einschnitte ein süsser Saft gewonnen, aus welchem man den herrlichen Palmwein macht, den man zur Bereitung von Arac benutzt. Das Herz (die ganz jungen Blätter) giebt gekocht oder geschmort ein vortreffliches Gemüse; aus schon grösseren Blättern macht man Fächer, kleine Schirme, Matten u. s. w., und mit grossen endlich deckt man Häuser und Hütten; ja sogar

eine Art Papier wird aus den Palmblättern gemacht, worauf man mit Griffeln von Bambus (S. 114) schreiben kann; die Blattrippen werden zu Gespinnst sowie zu Kämmen verarbeitet. Die Blattstiele endlich werden zu guten Besen für die Schiffe zusammengebunden. — Aber auch das merkwürdige Netzwerk (S. 83) wird benutzt, welches so kunstreich um den Anfang der Blattstiele und den Stamm gewunden ist, um die Blätter vor dem Abbrechen zu schützen; es dient zum Durchseihen von Flüssigkeit, sowie zur Anfertigung von Beuteln, kleinen Segeln und hie und da sogar zu Gewändern für die Fischer. — Aus dem Stamme endlich bereitet man Kohlen, Balken, eine Art Gummi zum Bestreichen der Haare u. s. w.

21. Die Riesenschlange (S. 40) oder Boa constrictor lebt in trocknen und heissen Gegenden Amerikas und erreicht eine Länge von beinahe 7 Metern; wird von den Eingeborenen nicht gefürchtet; frisst Agutis (S. 42), Eidechsen, Frösche, Ratten u. s. w.

22. Die Mahagonibäume (S. 40) kommen besonders in Westindien und Afrika auf steinigem Boden vor und erreichen dort eine Grösse von 23—28 Metern bei ungefähr $1^1/_2$ Meter Stärke; sie geben das bekannte röthliche Holz, welches von den Tischlern zu Fournieren benutzt wird, aber auch sehr gut zur Anfertigung von Geräthen geeignet ist, weil es nicht von Würmern angefressen wird. Die bittere Rinde verkauft man unter dem Namen Amarant-Rinde als Heilmittel gegen Fieber.

23. Unter Ebbe und Flut (S. 41) versteht man das regelmässige Fallen und Steigen des Meerwassers, welches vorzüglich an den Küsten von ungefähr 6 zu 6 Stunden bemerkbar ist. Es entsteht durch die Anziehungskraft, welche der Mond auf das Wasser ausübt, und durch die Umdrehung der Erde um ihre eigene Axe. Da diese von Westen nach Osten zu erfolgt, so schwillt das Meer ziemlich 6 Stunden lang von Osten her an (macht dort Ebbe oder niedrigen Wasserstand), läuft nach Westen zu ab (macht dort Flut oder hohen Wasserstand) und erzeugt in abermals 6 Stunden wieder im Osten Flut. An manchen Küsten beträgt der Unterschied zwischen der Höhe des Wasserstandes zur Zeit der Ebbe und Flut über 14 Meter, an der portugiesischen Küste aber nur etwa $4^1/_2$ Meter und dann nach Norden zu

immer weniger. Da aber während der Flut die Flüsse nicht in das Meer ausmünden können, so sammelt sich dann das Wasser in der Nähe der Mündung einige Zeit an und fliesst erst bei Eintritt der Ebbe in das Meer ab; daher bemerkt man denn auch bei solchen Flüssen den Wechsel zwischen Ebbe und Flut sehr weit zurück noch ganz deutlich, wie z. B. bei der Elbe noch in Hamburg und weiter stromaufwärts. In den Ländern, welche ganz im Norden oder im Süden der Erde liegen, wie z. B. im nördlichen Norwegen, sieht man die Erscheinung nicht.

24. Die Auster (S. 41) ist ein kleines Thier, welches zwischen 2 mit einander verbundenen Muschelschalen lebt, die es beliebig öffnen und schliessen kann. Es giebt vielerlei Arten von Austern; doch alle leben im Meere und besonders da, wo dieses nicht tief ist und wo viel Meerpflanzen mit kleinen Insekten sind, die ihnen die Bewegung des Wassers als Nahrung zuführt. Sie sind am Meeresboden angewachsen und können sich also nicht fortbewegen; häufig werden sie aber durch die Gewalt der Wellen losgerissen und an den Strand geschwemmt, von wo man sie beim Eintritt der Ebbe wegholt, um sie zu verspeisen. Da sie aber als Leckerbissen theuer bezahlt werden, so lässt man sie an manchen Orten sich stark vermehren; da wachsen sie denn über einander zu kleinen Bergen oder Austernbänken, von welchen man sie dann mit eisernen Instrumenten massenhaft losreisst, um sie nach entfernten Gegenden zu schicken.

25. Die gemeine Ananas (S. 41) der heissen Länder kommt fast in jedem Boden fort und vermehrt sich sehr leicht, da aus der Wurzel nach der Fruchtreife und dem Absterben des Stengels immer neue Triebe hervorsprossen. Die Früchte sind etwa 28 Centimeter lang und halb so dick, haben ungefähr die Form der Tannenzapfen und bestehen aus lauter gelben verwachsenen Beeren, zwischen welchen eine Anzahl stacheliger Blätter durchwächst. Jede Frucht enthält mehrere Samenkerne, die von dem gelblichen Fleische umgeben sind. Dieses Fleisch ist so saftig, dass es fast auf der Zunge zerfliesst, und mundet so sehr, dass man kaum vom Essen ablassen kann, weil es mit dem Erdbeergeschmacke noch einen weinartigen vereinigt. Man isst die Ananas aber nicht nur roh und auf verschiedene Weise zubereitet, sondern macht auch durch blosses Auspressen ein überaus köstlich schmeckendes

Getränk daraus. Aus den Blättern gewinnt man sehr gute Fasern zu Seilen und Netzen.

26. Die Schildkröten-Eier (S. 41), welche Robinson fand, rührten von Meerschildkröten her, deren er später (S. 53 u. f.) manche sah und schlachtete. Diese Thiere besuchen während der trockenen Monate regelmässig die sandigen Meeresufer, wühlen sich etwa $8^1/_2$ Meter von denselben entfernt in dem Sande durch stetes Umdrehen ein Loch, in welches sie dann eine ganze Menge Eier legen; sobald dies beendet, scharren sie das Loch wieder zu und gehen langsam ins Meer zurück, ohne sich jemals wieder um ihre Eier zu bekümmern. Das Ausbrüten der letzteren geschieht nämlich durch die glühenden Sonnenstrahlen, und die jungen Schildkröten kriechen sofort nach dem Verlassen des Eies in das Meer, wobei freilich viele von ihnen eine Beute der Raubvögel oder, ins Wasser gelangt, von den Haifischen gefressen werden. Aus den Schilden ausgewachsener Schildkröten bereitet man das kostbare Schildpatt, welches zu Dosen, Kämmen u. s. w. verwandt wird. Jedes dieser Thiere ist mit 13 Schuppen bedeckt, die zusammen etwa 14 Pfund wiegen und wohl 900 Mark werth sind.

27. Das Aguti (S. 42) kommt nur in Amerika vor und ist dem Hasen nicht bloss in Hinsicht auf äussere Gestalt, sondern auch auf seine Nahrung und Bewegungen ähnlich; aber es unterscheidet sich von dem Hasen bedeutend, wenn man sein Fell, seinen rattenartigen Mund, seine Ohren und vor allen Dingen seine mit spitzigen Krallen versehenen Pfoten betrachtet; auch wohnt es nicht unter freiem Himmel, sondern in selbst gegrabenen Höhlen.

28. Von den Papageien (S. 46) giebt es im heissen Amerika eine grosse Menge; da sind kleine grüne und blaue von der Grösse eines Canarienvogels; grössere grün, gelb und rothe, blaue sowie blau und gelbe; noch grössere rothe mit olivengrünen Flügelfedern. Auf Robinsons Insel waren vorzüglich die langschwänzigen Anakans (grün, blau und roth) und Makaos (schön roth) sowie die sogenannten grünen Papageien (Kuricken) mit kurzen rothen Schwänzen zu finden. Die kurzschwänzigen lernen ziemlich leicht sprechen.

29. Die Ceibabäume (S. 46) werden auch Wollbäume genannt, weil ihre Früchte in häutigen, faustdicken Kapseln um die Samenkerne herum eine graue, seidenartige Wolle

enthalten, die man aber nicht verspinnen kann und statt der Federn in die Betten stopft; die Samenkerne schmecken fast wie Mandeln und werden daher gern gegessen. Die Ceibabäume wachsen nur im warmen Amerika und erreichen oft eine Höhe von mehr als 17 Metern und eine solche Stärke der Stämme, dass diese kaum von 15 Mann umspannt werden können. Man macht sehr grosse Kähne daraus. Das Wachsthum geht sehr schnell vor sich, da ein Steckling schon nach etwa 4 Jahren die Grösse unserer Eichen erreicht. Auf den eichenstarken Zweigen der grossen Bäume schlagen die Bewohner brasilian. Dörfer ihre Wohnungen auf, wenn sie wegen Ueberschwemmungen jene verlassen müssen.

30. Die Termiten oder weissen Ameisen (S. 52) leben zu vielen Tausenden in selbstgemachten Bauten und werden von einer Königin regiert, wie die Bienen. Sie richten oft grossen Schaden an, da sie auf unerklärliche Weise in die menschlichen Wohnungen eindringen und dort, ohne dass es jemand bemerkt, die Möbeln und überhaupt alles Holzwerk so aushöhlen, dass dieses endlich zusammenbricht.

31. Der Obsidian (S. 56) ist ein schwärzlicher Stein, der in der Nähe von feuerspeienden Bergen (Vulkanen) gefunden wird; er ist so hart, dass sonst häufig Waffen daraus gemacht wurden.

32. Erdbeben (S. 57) werden am häufigsten und stärksten in heissen und kalten Ländern bemerkt, selten und wenig dagegen im gemässigten Klima. Sie gehen meist den Ausbrüchen feuerspeiender Berge voraus. Da nämlich im Innern der Erde fortwährend Feuer ist und dieses manchmal mit Wasser zusammen kommt, so bilden sich ungeheure Massen von Dämpfen. Indem sich aber diese Dämpfe einen Ausweg suchen, heben sie die über ihnen befindliche Erde in die Höhe (wie im Kleinen eine über einen Topf mit kochendem Wasser gedeckte Stürze durch die Dämpfe in die Höhe gehoben wird). Von diesem Erheben rühren die Erderschütterungen her, welche so lange dauern, bis jene Dämpfe entweder durch feuerspeiende Berge oder durch Erdrisse sich Auswege gebahnt haben.

33. Lava (S. 60) nennt man die glühende Masse, welche aus feuerspeienden Bergen fliesst und nach dem Erkalten zu schwärzlichem Steine wird, aus welchem man Briefbeschwerer, Knöpfe, Schmucksachen u. s. w. macht.

34. Regenzeit (S. 62). Wenn in den heissen Ländern die Sonne am höchsten oder genau senkrecht steht, dann beginnt die lange Regenzeit, welche dort den Winter vertritt. Solcher Regenzeiten gab es auf Robinsons Insel jährlich 2, nämlich ungefähr von Mitte April bis Anfang Juni und von Mitte August bis ziemlich Ende October.

35. Der Eisenholzbaum (S. 64) wächst nur in heissen Ländern, erreicht eine Höhe von 14 Metern und eine Stärke von 60—80 Centimetern und wird wegen seines harten Holzes sehr geschätzt. Wenn man an einen solchen Baum klopft, so giebt er fast denselben Ton wie Eisen.

36. Die Brüllaffen (S. 66) kommen nur in Amerika, vorzüglich in Brasilien und Westindien, vor und leben fast beständig auf Bäumen.

37. Das Leguan (S. 67) lebt nur im warmen Amerika, ist etwa 56 Centimeter lang und hat einen Schwanz von etwa 80 Centimeter Länge. Seine Nahrung besteht aus Pflanzen, Insekten u. s. w. Es wird mit Schlingen gefangen, gekocht und als Leckerbissen verspeist.

38. Der Gilbvogel, Organist und Pfefferfresser (S. 73) haben ihre Heimat in Brasilien und Westindien. Der Gilbvogel ist etwa 28 Centimeter lang, sieht schwarz und orangegelb aus und ahmt, wie der ihm ähnliche Pirol, beim Gesang gern die Lieder anderer Vögel nach.

39. Der Organist (S. 73) ist ein kleiner dickköpfiger Vogel mit grünlichem Rücken und gelbem Bauche und verdankt seinen Namen der Fähigkeit, sein Liedchen so kunstgerecht mit Abstufungen zu singen, wie ein richtiger Organist die Orgel spielt.

40. Der Pfefferfresser (S. 73) ist etwa 56 Centimeter lang, hat glänzend schwarzes und mit rothen oder weissen Streifen gemischtes Gefieder und einen mächtigen Schnabel; er hat seinen Namen jedenfalls durch die Eigenschaft, alles zu fressen, dessen er habhaft wird.

41. Der Spottvogel (S. 73) gehört zu den Drosseln, ist etwa 20 Centimeter lang und sieht oben grau und weisslich und unten bräunlich aus. Er bewohnt nur Amerika, und zwar im Sommer das gemässigte, im Winter das wärmere. In der Freiheit lässt er zwischen seinem Drosselgesange alle ihm bekannten Vogelstimmen hören, gezähmt ahmt er aber sogar das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das

Krähen des Hahns und das Pfeifen seines Herrn auf das Täuschendste nach und führt dadurch oft Menschen und Thiere an.

42. Von den Kolibris (S. 73) giebt es eine Menge Arten, von der Grösse einer Hummel bis zu der eines tüchtigen Sperlings, die alle im warmen Amerika leben. Sie sind die kleinsten und zugleich die schönsten Vögel. Die im südlichen Westindien vorkommenden sind etwa: der Sichelflügler, dunkelblau, grün, purpurbraun, stahlschwarz, weiss; der Mango, erzgrün, mit Kupferschiller, grauschwarz, violett, purpurroth, sammetschwarz und stahlblau, 14 Centimeter lang; Königselfen, erzfarben, weiss, braun, purpurbraun, grün, roth. Ihre Nahrung besteht aus kleinen Insekten, welche sie aus den Blumenkelchen holen, so dass sie wie die Bienen immer von Blume zu Blume schwirren.

43. China- oder Fieber-Rinden-Bäume (S. 78) sind schlanke Bäume mit röthlich scheinenden Blättern und haben ihre Heimat vorzugsweise im nordwestlichen Theile von Südamerika; doch kommen sie auch im nördlichen Südamerika sowie auf den Caraibischen Inseln häufig vor. Die Rinde wird unter grossen Beschwerden gesammelt und dann zu hohen Preisen nach allen Welttheilen verkauft. Man bereitet aus ihr durch Zerstossen oder durch Uebergiessen oder Kochen mit Wasser oder anderen Flüssigkeiten u. s. w. das berühmte Heilmittel für Fieberkranke.

44. Die Glasur (S. 95) der gewöhnlichen Töpfe besteht aus Bleiglätte, welche mit Lehm oder Sandstein vermischt, fein gemahlen und vor dem Brennen auf das Geschirr aufgetragen wird; die des Steinguts ist meist Kochsalz.

45. Die Länge der Tage (S. 102) und Nächte richtet sich nach der Lage des Orts und dem Stande der Sonne. Man denkt sich um die Mitte der Erdkugel eine Linie, welche diese in zwei gleiche Theile (in eine südliche und eine nördliche Hälfte) theilt und der Gleicher (Aequator) heisst. An allen Orten, welche an dieser Linie liegen, dauert der Tag das ganze Jahr hindurch 12 Stunden und die Nacht eben so lang. Je weiter man aber von da aus nach Süden oder nach Norden kommt, desto grössere Veränderungen erleidet die Tages- und Nachtlänge, so dass es z. B. am nördlichsten Punkte der Erde (unter dem Nordpol) $^1/_2$ Jahr hinter einander Tag, am Südpol aber eben so lange Nacht ist und hier-

auf dieser wieder $^{1}/_{2}$ Jahr lang Tag und der Nordpol so lange Nacht hat. Da nun Robinsons Insel dem Erdgleicher viel näher lag, als Deutschland, so war dort der Unterschied der Tageslänge in den verschiedenen Jahreszeiten lange nicht so gross, wie in Deutschland.

46. Die Bewohner von Westindien und Südamerika schützen sich gegen die Mosquitos zum Theil auf dieselbe Weise, wie Robinson (S. 105). Man räuchert, unterhält in der Nacht auf den Höfen beständig Feuer von Wermutskraut und umgiebt die Betten mit feinen Netzen; ja sogar die Hausthiere setzen sich lieber den Qualen des Rauches als denen der Mosquitostiche aus, denn sie lagern sich um das Feuer und schlafen im dicksten Rauche.

47. Christmette (S. 108). Zur Feier der Nacht, in der Jesus Christus geboren worden, wurde sonst überall in den Kirchen am frühen Weihnachtsmorgen Gottesdienst gehalten, wobei man der Finsterniss wegen Licht brannte. Dieser Gottesdienst hiess die Christmette.

48. Orangen- oder Pomeranzenbäumchen (S. 109) sind immergrünende, baumartige Sträuche, die ihre Heimat vorzugsweise in Südasien und Nordafrika haben, aber auch im mittleren Amerika und südlichen Europa häufig vorkommen. Eine Art davon trägt bittere, eine andere süsse Früchte (Pomeranzen genannt).

49. Bambus (S. 114) nennt man das baumartige Gras, welches in den heissen Ländern manchmal truppweise, andere Male zu grossen Wäldern vereinigt, wächst und hohle Halme bis zu 17 Meter Höhe und 14 Centimeter Stärke hat, aus denen man das bekannte Bambusrohr schneidet.

50. Der Cacaobaum (S. 131) hat seine Heimat im heissen Amerika, wird aber jetzt um seiner theuern Bohnen willen auch in andern Ländern angebaut. Sobald die Früchte reif sind, werden die Nüsse oder Bohnen aus dem Marke geschält und versandt, aus dem Marke aber bereitet man Branntwein. Bevor man die Nüsse verwenden kann, müssen die rothbraunen Schalen zerbrochen werden, aus denen man Thee, Branntwein u. s. w. bereitet. Die Nusskerne werden dann gemahlen und aus der hierbei gewonnenen öligen Masse entweder die Cacaotafeln oder nach Vermischung mit Gewürz (wie Vanille) und Zucker Chocoladentafeln gemacht.

51. Meiler (S. 145) findet man nur in holzreichen Ge-

genden (in Thüringen u. s. w.). Die durch das theilweise Verbrennen des aufgeschichteten Holzes gewonnenen Kohlen werden vorzüglich von Klempnern, Gürtlern u. s. w. beim Löthen gebraucht.

52. Minen (S. 146) werden vorzüglich im Kriege bei Belagerung von Festungen angewandt.

53. Unter Krystall (S. 151) versteht man gewöhnlich das reinste und hellste Glas; in der Mineralogie aber nennt man jeden mineralog. Körper so, der aus einem früher flüssig gewesenen Zustande in einen festen übergegangen ist und dabei von selbst eine bestimmte Gestalt angenommen hat, die bei derselben Art immer die gleiche ist. Dieser Vorgang heisst Krystallisation. — Die funkelnden Krystalle in der Grotte waren jedenfalls nichts anders, als krystallisirter Kalkspath, eine dem gewöhnlichen Kalke verwandte Steinart; denn diese ist sehr verbreitet und zeigt oft eine prächtige doppelte Brechung der Strahlen.

54. Die Sitte, kleinen Kindern gleich nach der Geburt die Stirn einzudrücken (S. 170), herrschte besonders bei den Caraiben, die eine platte Stirn für schön hielten.

55. Das Beschmieren der Haut mit Farben (S. 171) ist eine vielen wilden Völkern eigenthümliche Sitte und geschieht, theils um sich zu schmücken, theils um sich gegen die Stiche von Insekten zu schützen. Die Caraiben u. A. verwenden dazu die rothe Farbe des Roucou oder Orlean (s. S. 177).

56. (Zu S. 174.) Die Caraiben und die mit ihnen stammverwandten Völker assen kein Fleisch von Schildkröten und Schweinen, weil sie fürchteten, durch den Genuss eben so kleine Augen zu bekommen, wie diese Thiere haben. Uebrigens gehörte die Schildkröte zu den Thieren, denen die Caraiben göttliche Ehren erwiesen.

57. Der Avogatobaum (S. 179) ist ein 8 bis 12 Meter hoher Baum, der in Westindien wächst und geniessbare Nüsse trägt.

58. Die Baumwollstaude (S. 179), in heissen Ländern in verschiedenen Arten wild bis zu $1^2/_3$ Meter hoch wachsend, wird in gemässigten Ländern angebaut. An kurzen behaarten Stengeln wachsen Blumen, aus denen sich später Fruchtkapseln von der Grösse eines Taubeneies entwickeln. Diese Kapseln enthalten die Baumwolle und müssen zur Zeit der

Reife, wo sie platzen, schleunigst gepflückt werden, damit der Wind die Baumwolle nicht verweht. Es giebt weisse, schwarze und gelbe Baumwolle; die beste ist die weisse.

59. Aus dem ausgepressten Safte der Cassava- (oder Manihot-) Wurzeln (S. 194), die im warmen Amerika heimisch und oft 20 Pfund schwer sind, kochen die Brasilianer Suppen, wie sie auch berauschende Getränke daraus bereiten.

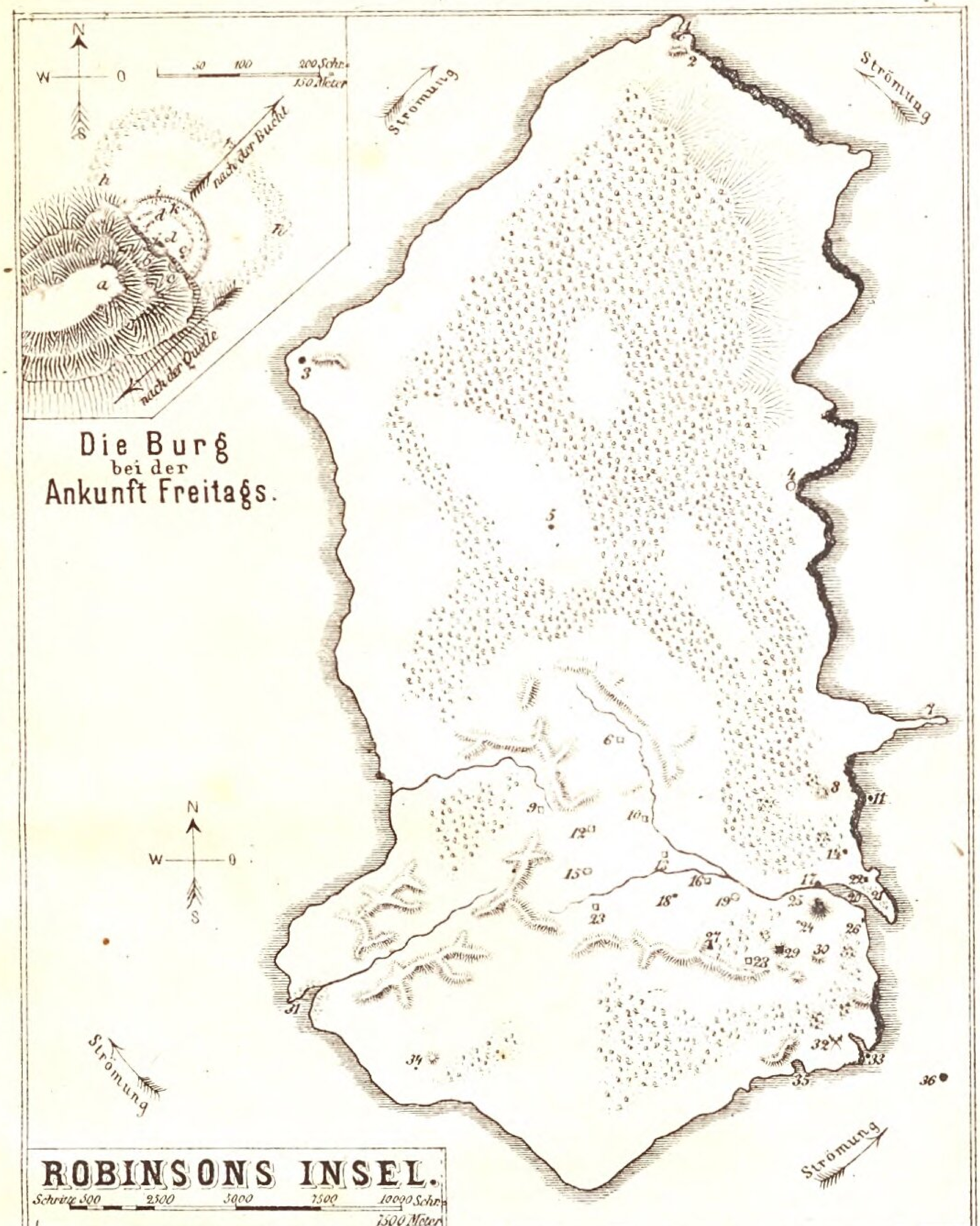
60. (Zu Seite 232.) Die Flagge (Schiffsfahne) der englischen Kauffahrteischiffe sieht zu 3 Theilen roth und zu 1 blau aus, und in dem blauen Theile sind 2 rothe Kreuze.

61. Von den Möven (S. 254) giebt es mehrere Arten, welche aber alle in der Nähe der Meere und grossen Gewässer leben und sich hauptsächlich von Fischen nähren.

Erklärung der Ziffern auf dem Kärtchen.

1. Die Bucht an der Nordspitze der Insel.
2. Der Hügel an der Nordspitze der Insel.
3. Der Ort an der Nordwest-Spitze, wo die Menschenknochen lagen.
4. Das Geklüft, wo Robinson Salz fand.
5. Der freie Platz, wo Robinson die vielen Ziegen sah.
6. Ziegengehege.
7. Die Sandbank.
8. Der Hügel bei der Sandbank.
9. und 10. Ziegengehege.
11. Die Küste, auf welche Robinson geworfen wurde.
12. und 13. Ziegengehege.
14. Ort, wo der Kahn gebaut wurde.
15. Das große Maisfeld.
16. Das erste Ziegengehege bei der Sommerwohnung.
17. Der Badeplatz.
18. Die Sommerwohnung.
19. Das erste Maisfeld.
20. Die Bucht bei der Burg.
21. Das Gebüsch, durch welches Freitag entfloh.
22. Der Ort, an dem Freitag als Gefangener stand.
23. Ziegengehege.
24. Die Quelle.
25. Der Berg mit Robinsons Wohnung.
26. Der Ort, wo die Empörer landeten.
27. Der Meiler.
28. Ziegengehege.
29. Die Felsengrotte.
30. Der feuerspeiende Berg.
31. Die Bucht an der Südwest-Ecke.
32. Der Ort der Schlacht mit den Wilden.
33. Landungsstelle für die Rettungsfahrten.
34. Der Ort, wo Robinson die Fußspur sah.
35. Der Ort, wo das Boot mit Freitags Vater lag.
36. Der Ort, wo das Wrack lag.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.



Erklärung zur Karte (nach der Reihenfolge der Erzählung:) 1. Bucht an der Nordspitze 2. Hügel an der Nordspitze 3. Mordplatz an der N.W. Ecke 4. Salzteich 5. Der Ziegenplatz 6. Gehege 7. Sandbank 8. Hügel bei der Sandbank 9. Gehege 10. Gehege 11. Strandung Robinson's 12. Gehege 13. Gehege 14. Ort des Kahnbaues. 15. Maisfeld 16. Gehege 17. Badeplatz 18. Sommerwohnung 19. Kl. Maisfeld 20. Gr. Bucht bei der Burg. 21. Gebüsch auf der östl. Landzunge 22. Wo Freitag gemordet werden sollte. 23. Gehege 24. Quelle 25. Die Burg. 26. Landung der Empörer 27. Meiler. 28. Gehege 29. Grotte 30. Feuerspndr. Berg 31. Südwestl. Bucht 32. Der Kampfplatz 33. Wo Robinson nach dem Wrack fuhr 34. Stelle der Fussspur. 35. Wo das Canot mit Freitag's Vater lag 36. Wo das Wrack lag. — Zum Plane der Burg: a Berg, b Höhle, c Keller, d Opunt. Hecke, e Schornstein, f Ziegenstall, g Hütte, h Wäldchen, i Wall, k Graben, l Wasserloch.

Verlag v. Gustav Gräbner, Leipzig. Lith. Anst. v. J. G. Fritzsche, Leipzig.